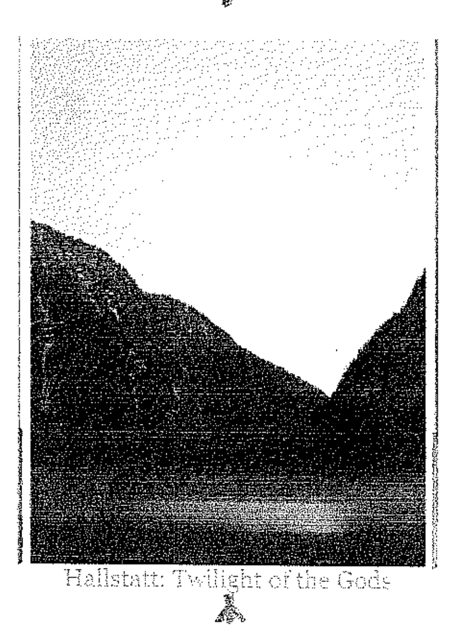
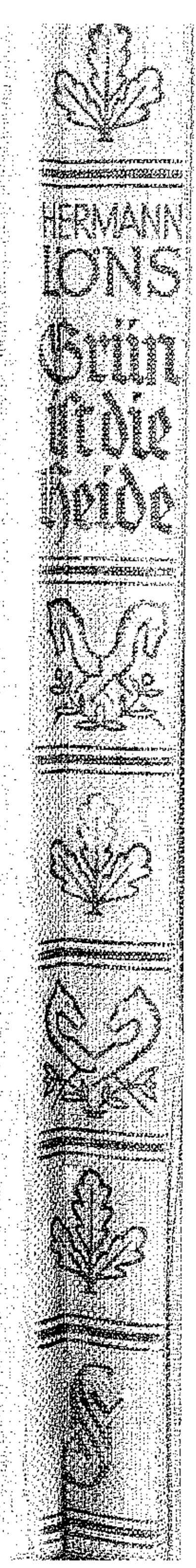
Die Charles Talin Sammlung

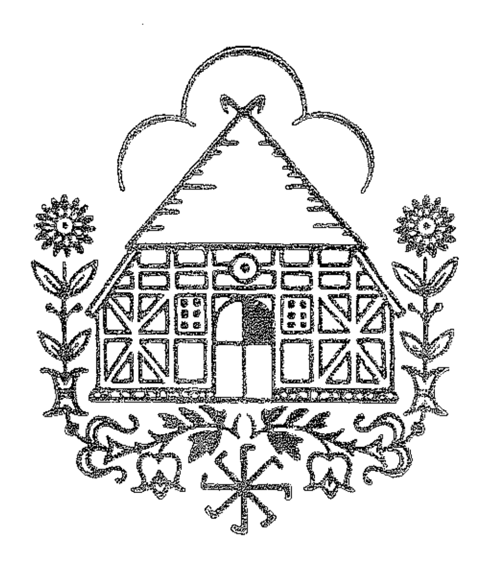
(The Charles Talin Collection)



Hallstatt: Twilight of the Gods

2008


HERMANN
LÖNS
Grün
ist die
Heide



Hermann Löns

Grün ist die Heide

Eine Auswahl von 25 der besten Novellen
Jagd-, Tier- und Naturschilderungen des Dichters

Mit 112 Lichtbildern aus dem gleichnamigen Film und nach Aufnahmen von Walther Dobbertin, Hans Pusen, Rud. Stickelmann, Hans Stephainsky u. a. und einem Vorwort von Friedrich Castelle.

Adolf Sponholtz Verlag / Hannover

Den Einband zeichnete Fritz Köhnke B.D.G., Lüneburg

Den Rodardruck besorgte C. G. Röder, Leipzig,
den Kupfertiefdruck der Bilder H. Osterwald, Hannover
4. 40. 8. (237)

Inhalt

*) Dieses Gedicht entnahmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages Eugen Diederichs in Jena dem Buche „Der kleine Rosengarten".

Die in diesem Buche aufgenommenen Novellen, Tier- und Jagdgeschichten und Naturschilderungen sind den nachstehend aufgeführten Löns-Büchern entnommen:

Der letzte Hansbur
Die Häuser von Ohlenhof
Für Sippe und Sitte
Auf der Wildbahn
Mein braunes Buch
Mein buntes Buch
Mümmelmann
Haidbilder
Widu

*

Zum Geleit

Von Friedrich Castelle

Das Lebenswerk von Hermann Löns hat seit langen Jahren jene Gegenwartskunst gereizt, die im bewegten Bild das geschriebene Wort für die große Masse lebendig machen will. Das ist begreiflich, denn in den Schöpfungen einer so vielseitigen Dichterpersönlichkeit wie Hermann Löns stecken tausend Ansätze für eine Bildkunst, die aus der Handlung einer Erzählung dramatisch geformt wird, die Daseinswirklichkeit gestalten möchte. Denn namentlich die kleinen Erzählungen von Hermann Löns sind mit Handlung so geladen, daß jede von ihnen nach Bildgestaltung drängt. Und erst die großen Romane, insbesondere sein „Wehrwolf", werden sicher der Filmkunst gewaltige Aufgaben stellen. Pläne und Absichten, diese Aufgaben zu verwirklichen, sind bisher nicht ausgeführt worden. Einmal aus äußeren Gründen, dann aber auch vor allem aus inneren Hemmungen heraus.

Gerade bei einem Dichter wie Hermann Löns, der so wirklichkeitsnahe lebt und gestaltet, wird der Widerspruch zwischen Lebenswirklichkeit und jener Wirklichkeit, die dieses Leben in Kunst umsetzen muß, so seltsam offenbar. Denn die Wirklichkeit des Dichters wird stets durch sein Temperament gehen und in dieser Umwandlung neue, gesteigerte Wirklichkeit werden müssen, das heißt also Kunst. Wie weit aber das lebendige Bild im Nachschaffen des Dichterwortes wirkliche, echte Kunst schaffen kann, das hat der Film bis heute noch nicht eindeutig bewiesen. Und alle Ansätze, ein Dichtwerk einfach in einen Film umzusetzen, sind mehr oder weniger mißlungen. Denn auch der Film braucht die aus ihm selbst geborene Fantasie, die den äußeren Geschehnissen die Flugkraft und Steigerung über das Alltägliche hinaus gibt.

So sieht denn auch der erste Löns-Film, den dieses Buch begleitet, klug davon ab, einfach irgendeine Handlung von Hermann Löns bildlich zu übersetzen. Es wird lediglich die Stimmung der volkstümlichsten Dichtungen von Löns zugrunde gelegt und als ihr stärkster Ausdruck

für den Titel das durch die Vertonung von Karl Blume am meisten bekannt gewordene Lied aus dem Kleinen Rosengarten genommen: „Grün ist die Heide". Die Handlung selbst versucht auch lediglich im Bannkreise der Welt zu bleiben, aus der viele dieser Dichtungen von Löns emporgestiegen sind. Sie gestaltet ganz frei ein Stück Alltagsleben aus der Heide- und Jägerwelt und läßt nur die Stimmungen selbst von Löns aus dann und wann hineinklingen. Es ist die große Liebe des Menschen zu dieser Welt, die in all den Wirrnissen der Zeiten die Kraftquelle bleiben wird für die Erneuerung der Menschheit, weil hier der Mutterboden alles echten Volkstums sich immer neu erschließt.

Aber vor diesem Film war und ist und bleibt das Werk von Hermann Löns, und ohne sein Werk wird der Film selbst auch in seiner tieferen Bedeutung den Zuschauern und Zuhörern nicht lebendig werden und vor allem auch nicht lebendig bleiben. Es ist deshalb freudig zu begrüßen, daß der Verlag Adolf Sponholtz, der Hauptverleger und tatkräftigste Vorkämpfer für Hermann Löns, sich entschlossen hat, dem Film ein Buch als Begleiter zu geben, das unter dem gleichen Titel die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und dem Werke von Löns herzustellen und zu vertiefen strebt. Es bringt als Kernstück das vielleicht dem Film am meisten verwandte Kapitel aus dem wohl filmtechnisch interessantesten Buche von Löns „Der letzte Hansbur", nämlich die prachtvolle Schilderung „Auf der Wildbahn", in der fast ein dem Film ähnliches Stück Handlung lebendig gemacht wird.

Wesenhafter freilich für das Verständnis dieser Heidewelt ist wohl das in seiner ganzen künstlerischen Schönheit bis heute noch nicht anerkannte Buch der kleinen Menschengeschichten, der Band „Die Häuser von Ohlenhof". Hier hat Löns das Menschentum der Heide am leidenschaftlichsten ergriffen und ist selbst wiederum von den Erlebnissen dieser Menschen so tief durchschüttert worden, daß in der Gestaltung alles Novellistische in der äußeren Formung zur Steigerung der drängenden inneren Entwicklung völlig zurückgetreten ist. Hier sind Erzählungen geboren worden, die wiederum dem Wesen der Filmkunst außerordentlich nahe kommen, denn in ihnen ist nur Licht und Schatten wie bei einem Holzschnitt oder wie bei einem Lichtbild hart und unbarmherzig nebeneinandergesetzt. Nirgends ein Rest von Verlegenheitserzählung, sondern alles Handlung und immer nur wieder Handlung. Stücke wie

„Der rote Hinnerk" oder wie „Wiebenengel" oder etwa die prächtig aufgelockerte Erzählung „Die Mühle" sind Meisterwerke, wie die Heidedichtung früherer Zeiten sie nicht kannte und nicht — konnte, weil ihr diese letzte, tiefste Inbrunst zu der Seele dieser Landschaft und dieses Volkes fehlte.

Freilich: Solch eine starke Menschenwelt braucht wiederum die gleiche, innerliche Naturbeseelung, und auch diese wiederum hat kein früherer Heidedichter so aus innersten Nöten und Bedrängnissen erlebt wie Hermann Löns. Darum mußte insbesondere auch sein „Braunes Buch" in den Bereich dieses Werkes mit hineinbezogen werden. Schilderungen wie „Am Heidpump" und „Füüür" sind Schöpfungen, in denen die Seele der Landschaft bis in ihre tiefsten Verborgenheiten enträtselt wird. Eine Stimmung aber wie „Um die Ulenflucht" ist ein Aufschrei dieser landschaftlichen Seele gleich den Schauern, wie die stammverwandte Dichterin des gleichen westfälischen Landes, die Droste, sie in ihren Naturballaden ausgestoßen hat. Denn hier duckt sich der Mensch Hermann Löns unter die Dämonen der Natur, die wiederum seine eigenen Dämonen, seine Vernichter und seine Retter sind.

Denn diese seine Rettung war stets der Verkehr mit den Menschen dieser Welt, insbesondere auch mit jenen, die das schwere Leben der Heide unbewußt als eine Selbstverständlichkeit tragen und nicht bis zum Erlebnis ihrer eigenen Tragik hinabdringen. Menschen wie Jan Torf und der Köhlerhannes aus dem Buche „Heidbilder" leben ihr Schicksal mit jener so selbstverständlichen Sicherheit, der auch Leid und Erlebnis Pflicht wird, wenn dieses Erlebnis aus der innersten Notwendigkeit ihres Menschentums geboren wird. Denn hier ist es die Umwelt, die äußerlich ihre Schicksale mitbestimmt, diese unendlich bewegte, tief aus altem Volksglauben und aus volkstümlichen Überlieferungen fast sagenhaft gewordene Alltagswelt, die wohl noch niemals so schön gedeutet worden ist als in der Zwischenahner Skizze „Unter dem Schornsteinkleid". Wie hier alle Dinge der Umwelt lebendig werden, die Bäume wieder rote Herzen haben und die Flamme ihre Sprache redet, so ist wohl nur in den Uranfängen germanischer Dichtkunst das Wesen der Natur erlebt worden. Und bis zur letzten Einfachheit der reinen Naturschilderung adelt sich die Meisterschaft von Hermann Löns in den Stücken, die aus dem „Bunten Buch" eingefügt worden sind, denn in

ihnen wird wiederum die reine Naturschilderung köstliche Beseelung der Landschaft.

Auf das Grundthema des Films kommen einige Erzählungen aus dem „Mümmelmann“ zurück. In den prachtvollen Tiernovellen „Der Mörder“ und „Des Rätsels Lösung“, die fast wie Stücke aus dem Film aufklingen, begehrt das Jagdliche am leidenschaftlichsten auf.

So wird aus der Verbindung von Bild und Buch jene Löns-Welt geschaffen, die zum Verständnis des Filmwerkes notwendig ist, wird insbesondere aber auch ein Stück Menschentum geformt, das unserer zerrissenen Welt von heute die unerschöpfliche und unerschütterliche Harmonie der Natur in ihren äußerlichen Geschehnissen wie in den tiefsten seelischen Erlebnissen schenkt, so wie Löns selbst sie stets ersehnte, wenn er diese seine Welt schlicht und einfach nannte: „das Herz der Natur“.

Grün ist die Heide

Heidgang

Der Himmel ist dunkelblau und wolkenlos; alle Sterne blitzen, es leuchtet der blanke Mond. Der leise Wind ist scharf und spitz; er rauscht in den Hofeichen, raunt in den Fuhren an der Brücke, raschelt in den Birken an der Straße.

Durch den schwarzen Wald führt ein schmaler Weg; wie reines Silber leuchtet er im Mondlicht; die dunklen Schatten der Zweige hüpfen auf ihm einen unheimlichen Tanz.

In die dunkle Heide kriecht der weiße Weg, versinkt im nassen Moor und steigt wieder an der dunklen Düne herauf; da liegt ein großer weißer Stein vor einem schwarzen Riesenwacholder. Hier warte ich auf den Tag.

Dunkelheit ist um mich und Schweigen, eine Dunkelheit, verstärkt durch die hellen Lichter am Himmel, ein Schweigen, vermehrt durch der ziehenden Drosseln dünnes Pfeifen.

Ein Stern versinkt im schwarzen Moor; ein Eulenruf verhallt im Raunen der Krüppelfuhren; das fahle Gras im Quellgrunde flüstert ängstlich, der Born singt ein dunkles Lied, ein Lied ohne Worte.

Die Dunkelheit beginnt zu leuchten, und die Stille singt und klingt; vergessene Stimmen reden, begrabene Gesichter tauchen auf, reden mit stummen Lippen und sehen mich mit toten Augen an.

Knaben mit hellem Haar, Greise mit lichten Bärten, Mädchen in silbernen Gewändern und Frauen in Nebelkleidern wallen in langem Zuge an mir vorbei; alle drehen die streng geschnittenen Gesichter nach mir und winken mit weißen Händen langsam und lautlos.

Alle habe ich sie gekannt, alle, alle; sie waren im Moor der Vergessenheit versunken; ich wußte ihre Gesichter nicht mehr und konnte mich auf ihrer Stimmen Klang nicht mehr besinnen alle die hellen Tage meines Lebens.

In dieser Dunkelheit sehe ich sie deutlich, und laut reden sie mir zu in diesem Schweigen, winken und nicken und seufzen und flüstern und sagen, ihre Sehnsucht nach mir sei groß; sie warten auf mich.

Im Ringelreihen wallen sie um mich herum, im Kringelkreis rücken sie näher zu mir, streifen mich mit kühlen Händen, langen nach mir mit feuchten Fingern, küssen mich mit kalten Lippen, flüstern mir tonlose Worte zu.

Wehrlos bin ich auf den Findelstein gebannt; hinter mir sperren des Wacholders Arme mir die Flucht, vor mir wallt die bleiche Schar mit eng verschränkten Händen. Kalt läuft es mir den Rücken herunter.

Ein lauter Ruf hallt durch die Nacht; im Dorfe kräht der erste Hahn. In Nebel zerfließen die Toten, zum Gesurre des Grases wird ihr Geflüster, zum Rauschen der Zweige ihrer Stimmen Geraune; über das Moor kommt langsam der Tag. Kommt mit Drosselpfiff und Lerchenlied, mit Frühwindpfeifen und Astgeknarre; die Sterne erbleichen vor dem Rosenschein über dem Moor, und der Mond verblaßt vor dem goldnen Licht, das hinter dem Walde auftaucht.

Die Dunkelheit flieht, und das Schweigen schwindet; die hohen Birken am Wegrande schütteln den Schlaf aus den Zweigen, die stolzen Wacholderbüsche beugen die steifen Nacken, der Born im Grunde besinnt sich auf ein lustiges Lied.

Die ersten Sonnenstrahlen fallen auf die abgeblühte Heide und versilbern den Reif, zu dem der Frühwind die Nebelperlen erstarren ließ; die Stämme der Birken blitzen und blinken wie Silber, ihre Kronen leuchten und lodern wie Gold, und zwischen allen Wacholderzweigen zittern diamantene Gewebe.

Drometen und Fanfaren erschallen im Moor; hundert Kraniche grüßen den goldenen Tag; ein Birkhahn schlägt die Trommel dazu, Meisen klimpern das Triangel, Häher und Krähen quarren dazwischen, und hoch aus der Luft ruft der Rabe.

Über weißen Sand und grüne Fuhren, gelbes Moor und braune Heide gehen meine Augen hin und her, den langsamen Füßen voraus; an Postbrüchen wandern sie vorüber, die in allen Farben glühen, an grünen Schneisen vorbei, von Silbertau funkelnd, an alten Fuhren, deren rauhe Stämme wie frischgetriebenes Kupfer glühen, und bleiben immer wieder auf jedem Heidhügel hängen, dessen warmes Braun zwischen harten blaugrünen Zweigen auftaucht.

Sie folgen dem fahlen Hasen, der über die Heide hoppelt, den grauen Rehen, die über die Wege ziehen, dem kreisenden Bussard über den Kronen und der roten Brust des Gimpels, die aus dem Fichtenhorst leuchtet.

Wo der Knüppeldamm blank voller Wasser steht, schlägt ein Zweig klingend an den Büchsenlauf; ich hatte gar nicht mehr an die Büchse gedacht; der helle Klang erinnert mich an sie und die Fährten im schwarzen Boden; hier zogen die Hirsche heute nacht. Gestern wechselten sie am Born vorbei, wo ich vorhin saß, wieder vergebens, wie so oft schon.

Aber kein Ärger kommt in mir hoch; danke ich dem Hirsch doch so manchen goldenen Abend, danke ich ihm doch so manchen silbernen Morgen, Nächte voll Sterne und Tage voller Sonne, heimliche Stunden auf dem rostroten Hau und stille Gänge im graublauen Tannengedämmer, wenn die sinkende Sonne dem einschlafenden Walde goldene Träume gab.

Goldene Träume, an die er denkt beim Erwachen; alles um mich herum loht und lodert und leuchtet im Morgensonnenlicht, die modernden Stämme, die welkenden Farne, die faulen Stümpfe, die toten Äste; alles Leben wird lebendiger im Lichte. Die dunkelen schräghängenden Fichtenzweige sind erfüllt von dem Gepiepe unsichtbarer Goldhähnchen und versteckter Meisen, Specht und Häher schreien und rufen, Drosseln und Amseln locken in allen Winkeln, Eichkatzen schnalzen in den Wipfeln, auf den mosigen Wurzeln singt der Zaunkönig, und über dem Walde jauchzt der Bussard.

Aber schöner noch, als im feuchten, engen Wald, ist es auf dem weiten, breiten Hau; der Herbst, der rote Mörder, ist durch den Adlerfarren gegangen und durch die Eichenjugenden; er segnete ihre Blätter mit seiner Bluthand und benedeite ihr Laub mit seinen Mörderaugen.

Sie starben einen schönen Tod, einen Tod voller Glanz und Pracht; im lachenden Lenz ihrer Jugend und im prangenden Sommer ihrer Kraft waren sie nicht so herrlich geschmückt, wie in dem Sterbekleide, das der Herbst ihnen gab.

Ein langgezogener, glasglockenklarer Ruf ertönt, ein ganz unirdischer Laut; ein gellendes Teufelsgelächter klingt hinterher. Ein großer Vogel, schwarz wie die Nacht, von seltsamer Gestalt, stiebt mit hartem Flug heran und bleibt an dem silbergrauen Stamm der toten Fichte hängen.

Der Schwarzspecht ist es, der zauberkundige Vogel, der die Springwurz wachsen weiß, die aller Türen Schlösser sprengt und aller Frauen Herzen dem, der sie bei sich trägt. Man sieht es ihm wohl an, daß er eigene Künste kann; umsonst trägt er auf dem Scheitel nicht die rote Flamme. Dreimal in streng bemessenen Pausen rutscht er rasselnd um den rauhen Stamm, dreimal klopft er laut dagegen; dann läßt er seinen sehnsuchtsvollen Glockenruf erschallen, stößt sein Höllengelächter aus und stiebt in den düsteren Wald hinein.

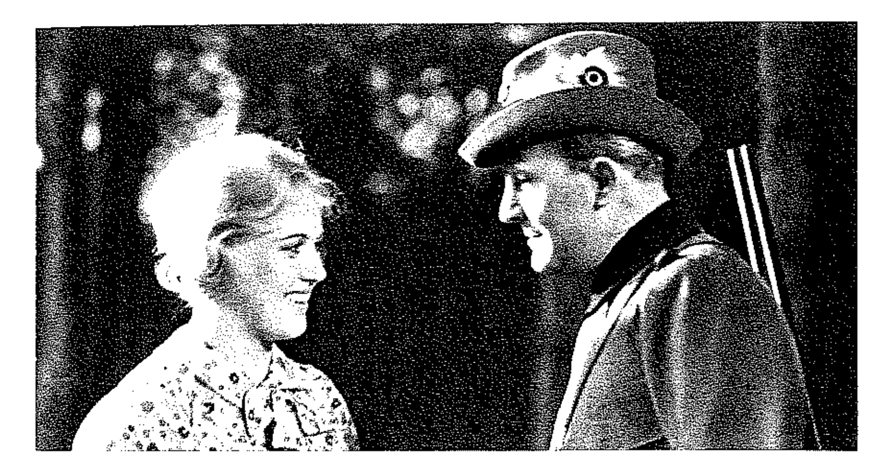
Ich stehe immer noch und starre auf die Farben der Farne und des Laubes Lichter, sinnend, ich weiß nicht was, träumend, ich weiß nicht wovon, sehe wohl einen grauen Fleck zwischen roten Brombeerranken und hohen Halmen, denke aber nicht an Wild und Weidwerk.

Bis der graue Fleck verschwindet und wieder auftaucht im braunen Kraut, die Zweige zittern und die Büsche beben läßt, und über den Lauschern weißblitzende Enden weist. Da zerfliegt das Sinnen, zerflattert der Traum, ich ziehe die Büchse von der Schulter und den Kolben an den Kopf; das Auge richtet Kimme und Korn, der Büchsenlauf senkt und hebt sich, der Schuß brüllt durch die Morgenstille, der Häher schreit, die Amsel zetert, in die rotgoldene Farbenpracht der sonnigen Rodung kriecht der blaue Pulverdampf.

In langen Streifen zieht er über die dunklen Binsen und die hellen Halme, schleicht über die braunen Farne und die roten Eichen, wirbelt um den Silberstamm der toten Tanne, flattert durch das glitzernde Astgewirr der gehauenen Fuhren und läßt die Blöße wieder flirren und flimmern in Glut und Glanz.

Über Äste und Zweige, Wurzeln und Stämme trete ich von einem Moospolster zum andern, leise und langsam nach Mörderart. Ich wecke den Bock nicht mehr; er hat den Schuß nicht vernommen; er liegt, als schliefe er, den Kopf zwischen den Läufen; rechts und links von ihm funkeln rote Korallen im dunkelgrünen Moose.

Einen Augenblick zürne ich mir selbst, einen kurzen Augenblick nur. Kurz war der Knall und schnell war sein Tod; wohl dem, dem solch Ende beschieden wird: aus der Sonne hinaus den Sprung in die Nacht hinein.



Das Geheimnis

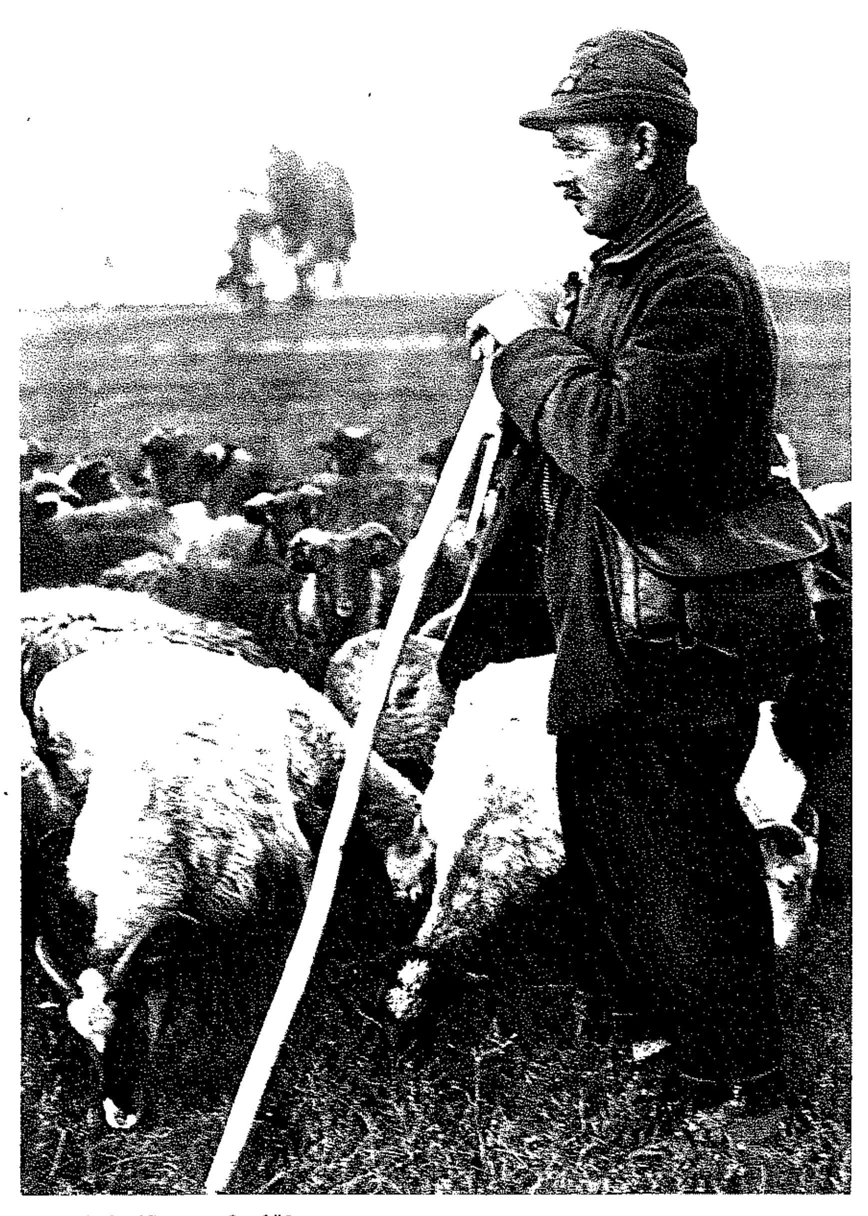
Als ich gestern einsam ging
Auf der grünen, grünen Haid,
Kam ein junger Jäger an,
Trug ein grünes, grünes Kleid;
Ja grün ist die Haide,
Die Haide ist grün,
Aber rot sind die Rosen,
Wenn sie da blühn.

Wo die grünen Tannen stehn,
Ist so weich das grüne Moos,
Und da hat er mich geküßt,
Und ich saß auf seinem Schoß;
Ja grün ist die Haide,
Die Haide ist grün,
Aber rot sind die Rosen,
Wenn sie da blühn.




Schnuckenherde am Morgen — Walther Dobbertin


Schnucken, Heide und Wacholder — Walther Dobbertin

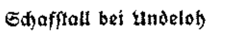

Der Schafmeister von Großösingen — Hans Pusen



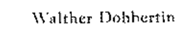
Alter Schafkoben

Rudolph Stickelmann

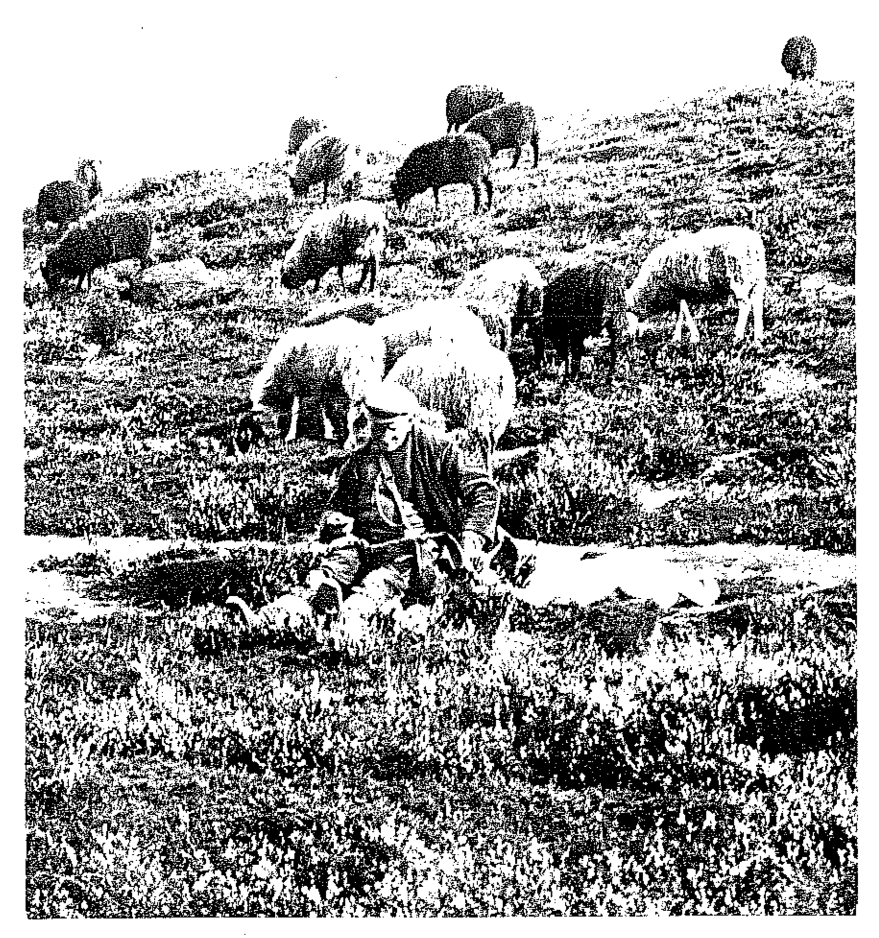




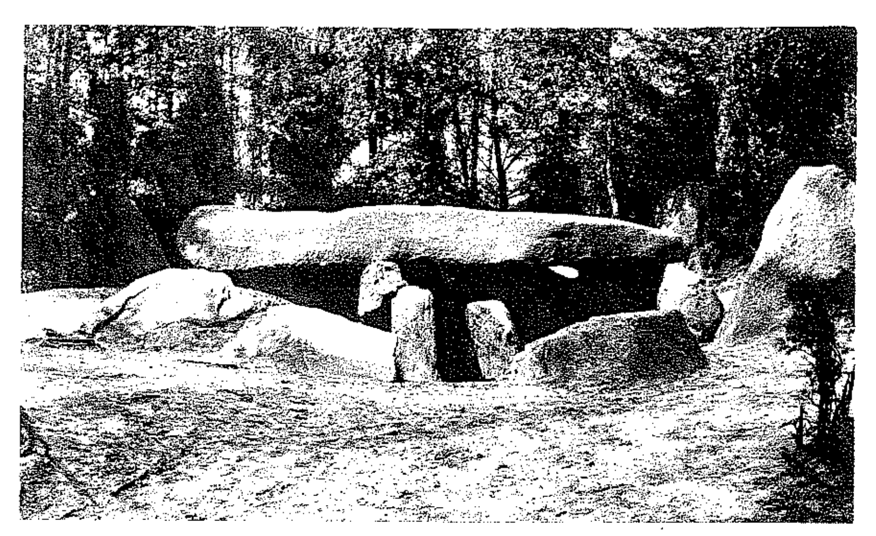
Schafstall bei Undeloh



Walther Dobbertin



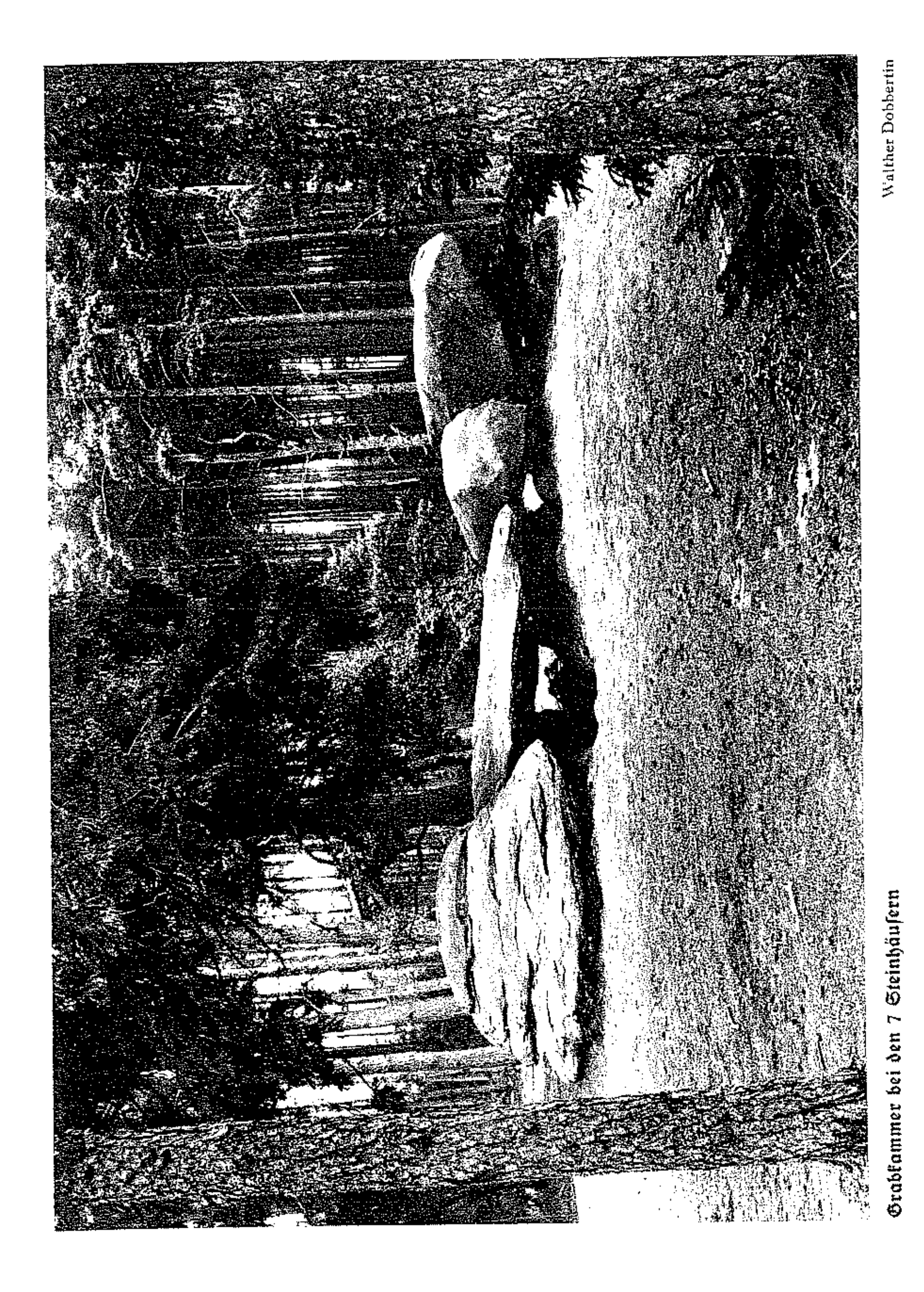
„Jürn“ und sein treuer Helfer — Walther Dobbertin



Bei den „Sieben Steinhäusern“ — Walther Dobbertin



Heidnische Kultstätte im Kleckerwald — Walther Dobbertin



Grabkammer bei den 7 Steinhäusern

Walther Dobbertin

Jürn

Auf dem braunen Heidkopfe, zwischen den krüppligen Fichten und Machangeln tauchen graue Flecke auf, vermehren sich, vergrößern sich, ziehen sich auseinander und fließen zusammen.

Zwischen ihnen, vor ihnen, hinter ihnen, bald hier bald da, ist ein weißer und ein schwarzer Fleck; oben auf dem Heidekopfe, höher als die Fichtenklumpen und die Machangelbüsche, taucht ein dunkler Fleck auf.

Das ist Jürn, der Schnuckenschäfer vom Dieshofe; das weiße und das schwarze Ding, das sind Schimmel und Wasser, seine Hunde; das graue Gewimmel sind die Schnucken.

Fünfhundert sind es im ganzen mit den Lämmern; sie sind Jürns Stolz, Jürns Leben, Jürns Welt. Weit und breit ist keine Schnuckenherde, die auch nur halb so groß ist wie die vom Dieshofe. Der Papst hat mächtig viel Geld, und der Kaiser ist Herr über eine Masse Soldaten, aber solche Schnuckenherde haben sie doch nicht.

Die Menschen sind unterschiedlich; welche fahren in feinen Jagdwagen oder auch in den neumodischen Wagen ohne Pferde; welche haben Land und welche keins. Der Oberförster hat die schönste Frau weit und breit, und die Wietzer Bauern haben das Geld in Kartoffelsäcken; aber solche Schnuckenherde, wie diese hier, hat keiner.

Es gibt helle Menschen und dösige; einmal war ein Naturforscher hier, der kannte jegliches Getier und alles Kraut mit Vor- und Zunamen, und früher kam einer oft hierher, der kannte alle Steine und wußte zu sagen, warum hier die Heide so puckelig ist und da unten so eben; in Celle wohnt ein Mann, der weiß alle Gesetze auswendig, und der Pastor versteht die Judenschrift zu lesen, aus der sonst kein Mensch klug wird; aber es soll einmal einer kommen und sich in den Schnucken hier auskennen, und er wird bald sehen, daß sein Wissen Stückwerk ist.

Jürn aber kennt jedes Stück von der Herde. Es soll ihn nur einer fragen, und er sagt ihm ganz genau, wie alt das Stück ist, ob es schon

krank war, ob es schon gelammt hat, ob es folgsam ist oder ob erst Schimmel und Wasser dahinter müssen, ehe es tut, was es soll. Der Bock da bei dem Sandloch, das ist ein richtiger Säufer. Jürn darf bloß da hüten, wo der Brahm wächst, weg ist der Bock und frißt sich duhne und dicke an dem jungen Brahm, bis er voll wie ein Pole daliegt. Nach drei Tagen ist er dann wieder da und tut nichts, als Wasser saufen. Er wäre schon längst beim Schlachter, aber er ist der stärkste Bock in der Herde, ein wahrer Prachtbock. Sein Bruder war ebenso.

Wenn Jürn an diesen Bruder denkt, dann schmustert er vor sich hin. Es war auch so sonderbar, wie dieser Bock zu Tode kam. Er soff auch, das lag in der Familie; denn der Vater war auch schon so. Und seinen eigenen Kopf hatte er auch. Immer abseits, immer von der Herde weg. Auf Brahm war er rein verrückt. Das war denn sein Tod. Denn in dem großen Brahmfeld stand auch der große Haarbock, hinter dem der Jäger aus Hamburg immer her war. Und endlich kriegte er ihn und schoß ihn tot. Und dann kam er über die Heide und gab Jürn fünf Taler, weil es nicht der Haarbock war, sondern der Schnuckenbock. Das war ein gutes Geschäft, fünf Taler, und den Bock konnte Jürn auch noch behalten.

In den Städten wohnen merkwürdige Völker; die schmeißen nur so mit dem Gelde. Seitdem es in den Städten Mode ist, in die Heide zu gehen, wenn sie blüht, kriegt Jürn mehr von ihnen zu sehen, auch Frauensleute. Die fragen Jürn dann ein Loch in den Strumpf, ob es nicht langweilig ist, den ganzen Tag so herumzustehen und zu knütten, und wieviel er im Jahr verdiene, und warum er nicht etwas anderes geworden sei, und was eine Schnucke koste.

Es scheinen meist ganz ehrenwerte Leute zu sein, aber so ganz gescheut sind sie doch nicht. Es sieht ja ganz niedlich aus, wenn die Heide am Blühen ist, aber wenn man da nichts zu tun hat, weder Schnucken zu hüten, noch nach den Immen zu sehen oder Plaggen zu hauen hat, dann bleibt ein vernünftiger Mensch da doch lieber weg und läuft nicht in Regen und Sonne herum, wie unklug.

Unkluge Gäste sind es doch, die Stadtleute. Sechs Zigarren hat ihm vorigen Herbst einer gegeben, und feine, mit rotem Papier um die Mitte. Die kosten doch mindestens einen halben Groschen das Stück. Und der Mann, der im April hier war und der ihn eigens auf dem Hofe

aufsuchte, und ihn nach allerlei Vogelzeug fragte, nach dem Rauk und dem Pupphahn und dem schwarzen Storch, und der sich das alles aufschrieb, der gab ihm sogar ein ganzes Dutzend. So gehen die Stadtleute mit dem Gelde um.

Zwei Male war Jürn in der Stadt, in Celle, aber keine zehn Pferde kriegen ihn wieder dahin; ganz benaud ist ihm zu Sinne geworden von den Menschen und Soldaten und Wagen und Velozipeden. Und als er in der Wirtschaft, in die ihn der Jäger mitgenommen hatte, sein Essen aus der Tasche holen wollte, da sagte der, das ginge hier nicht, und bestellte etwas zu essen und zu trinken. Das schmeckte ja wohl nach allerhand, aber es hielt nicht vor, obzwar der Jäger einen heilen Taler dafür ausgab; und als sie dann im französischn Garten waren, da war Jürn froh, daß er sein Brot und seine Wurst bei sich hatte und wieder vernünftig über den Daumen essen konnte.

Er wäre nie in die Stadt gekommen, wenn er nicht gemußt hätte; das war nämlich so gekommen. Er hatte im Faulenfelde gehütet, und da war ein Schuß gefallen, und da war er nach dem Anberge gegangen und hatte nach dem Jäger ausgesehen, und da waren da zwei Männer aus der Fuhrenbesamung gekommen, die er nicht kannte. Der eine hatte einen zusammengerollten Sack unter dem Arme, das war der Alte, der hatte einen griesen Bart, und der andere, was der Junge war, der mit dem Schnurrbart, der hatte einen Sack über dem Rücken; und als die Männer meist am Königlichen waren, da war der Jäger gekommen und hatte ihn gefragt, ob er die Männer gesehen hätte, und dann fragte er, ob er sie wieder kennen würde. Und drei Wochen nachher bekam er eine Vorladung nach Celle zum Amtsgericht, und er hatte sich mächtig darüber verjagt.

Aber es war alles nicht so schlimm, wie es sich erst anließ. Der Oberste von den Gerichtsherren, der mit dem langen schwarzen Pastorenrock und der unklugen schwarzen Kappe, der war ja nun wohl erst ein bißchen grob geworden, als Jürn sich nicht gleich auf seinen Vatersnamen besinnen konnte; aber das war doch kein Wunder, immer hieß er bloß Jürn, und so hatte er ganz vergessen, daß er ein Dies war. Und schließlich hatte der Richter mächtig lachen müssen, als er ihn fragte, ob er mit den Angeklagten, das waren nämlich Celler Mascher und geschworene Wildschützen, verwandt oder verschwägert sei, und er

gesagt hatte, wie es wohl möglich sei, daß er mit Leuten verwandt sein könne, die er gar nicht kenne.

Als dann alles zu Ende war, da fragte ihn ein Mann in Uniform, ob er Verdienst versäumt habe; denn dann bekäme er Geld. Und nun wußte er, woher die Leute in der Stadt alle das scheußlich viele Geld her haben: sie gehen auf das Gericht und lassen die Arbeit liegen, und das kriegen sie dann gut bezahlt; und dann sind welche da, die reden vor Gericht den Angeklagten lauter Schlechtigkeiten nach, und andere reden lauter Gutes über sie, und dafür kriegen sie auch Geld. Und einer sitzt da, der schreibt alles auf und das wird ihm auch bezahlt. Und schließlich ist es so: der eine betrügt den anderen und das nennen sie Umsatz.

Aber es gibt auch ganz vernünftige Leute in der Stadt. Da war auf dem Gericht ein junger Mann, der hatte das ganze Gesicht voll von Narben, der kannte den Jäger und ging mit ihm in das Wirtshaus. Er machte sich aus Papier und fuchsigem Tabak Zigarren, die stanken sieben Meilen gegen den Wind, aber sonst war er nicht uneben, und als einer von den Kellnern über Jürn lachte, da sah er ihn bloß an, und der Kellner war gleich ganz anders zu Jürn und sprang um ihn herum wie ein Zinshahn.

Dieser junge Mann war Erbe von einem großen adeligen Hofe und lernte die Gerichtskunde bloß, daß ihn nachher, wenn er den Hof hatte, die Leute nicht betrügen sollten; das ist sehr vernünftig, denn es geht nirgendswo toller her als auf der Welt. Und was der für einen Hund hatte, gelbbunt, wie Brinkmanns Kater und so hoch wie der Tisch, und der konnte wahrhaftig Bier trinken als wie ein Mensch.

An dem jungen Mann hatte Jürn seine Freude; der fragte genau, wieviel Morgen beim Dieshofe seien und wieviel davon unter dem Pfluge wären und wieviel zu Wiesen gemacht seien, und am meisten fragte er nach den Schnucken; davon konnte er nicht genug hören. Und eines schönen Donnerstags kam er in die Stuken, wo Jürn gerade hütete, und blieb den ganzen Nachmittag bei ihm und verehrte ihm ein schönes Messer, an dem waren zwei Klingen, ein Pfriem, ein Pfropfenzieher und ein Stahl zum Feuerschlagen, so daß sich Jürn nun keine Streichhölzer mehr zu kaufen braucht, was ihn immer geärgert hatte.

Das ist eine ganz dummerhaftige Erfindung; so ein Streichholz ist schnell angebrannt und halb brennend wird es weggeschmissen, und nachher kommt dann Feuer in der Heide aus, wie vor drei Jahren, wo ihm vier Lämmer in den Flammen umkamen. Müßten die Menschen erst Stein und Stahl und Zunder nehmen, um sich die Zigarre anzustecken, dann würden sie nicht so wild mit dem Feuer umgehen; denn das ist nicht so einfach, vorzüglich bei starkem Winde.

Aber in der Stadt wollen sie alles so bequem haben und davon kommt dann alles Unglück. Es vergeht doch wohl kein Jahr, daß es in Celle nicht brennt oder daß ein Mensch auf schreckliche Weise zu Tode kommt. Jürn weiß heute noch, wie ihm zu Mute war, als er auf dem Gerichte die Treppe hinaufsteigen mußte; hätte ihn der Jäger nicht an die Hand gefaßt, es wäre nicht gegangen. Aber das Schlimmste, das kam nachher, als es hieß, die Treppe wieder hinunter zu klettern; ordentlich schwindlig wurde ihm und zwei Mann mußten ihn halten, und es ging überhaupt erst, als er rückwärts hinunter ging und sich dabei vorredete, er sei auf der Leiter im Schafkoben.

Nein, das mit der Stadt, das ist nichts, und wer da nicht hingehört, der soll da fortbleiben. Jürn bleibt auf seiner Heide, wie seine Schnucken. Schon wenn er einmal über das Feld geht, so paßt ihm das nicht; es ist ihm, als ob er über die Grenze treibt. Das ist mit ihm so, wie mit den Schnucken; die kriegt man nicht mit Gewalt über die Grenze. Vor zehn Jahren kaufte einmal ein Schlachter zehn Schnucken und schickte einen Mann, der sollte sie nach Eschede treiben. Als ihn der Bauer fragte, ob er ihm die Schnucken nicht lieber hinfahren solle, hatte der Mann gelacht und gesagt, das ginge auch so. Nach vier Stunden kam er wieder und schwitzte wie ein Stück frischer Butter; rein unglücklich hatte er sich geschrien und halb krank hatte er sich gelaufen. Bis an die Grenze vom Dieshofe waren die Schnucken gutwillig mitgegangen, sagte er; aber sowie sie an die Grenze kamen, dann standen sie wie die Bäume, und machten dumme Gesichter und blökten und dann umgedreht und zurück. Kein Zureden und kein Schmeißen hätte geholfen, und er sähe wohl ein, es ginge nicht anders, und er müßte doch wohl einen Wagen nehmen.

Jürn geht es genau so, ohne Wagen kommt er nicht über die Grenze. Damals, als er sich stellen mußte, hatte er auch gedacht, es ginge so,

aber es ging nicht. Nach einer Stunde hatte er sich Blasen gelaufen, und er hatte eine Hundeangst gehabt, daß er sich verlaufen könne und nicht mehr nach Hause zurückfände. Da war er wieder umgedreht und hatte anspannen lassen. Und die ganze Schererei war für die Katze; sie konnten ihn bei den Soldaten nicht gebrauchen, weil er halbäugig war. Das eine Auge hatte er sich als Hütejunge an einem Dorn blind gestochen, als die Kuh vor den Wespen ausriß und ihn hinter sich herzog; denn er hatte sich den Hütestrick um den Leib gebunden.

Damals hatte er mächtig geweint, aber nachher war er heilfroh, daß er nur ein Auge hatte; was wäre aus ihm geworden, wenn er hätte Soldat werden müssen, und wie wäre es seinen Schnucken gegangen? Einen Schnuckenschäfer hätte der Bauer für Geld und gute Worte nicht bekommen; denn die Schnuckenschäfer sind dünn gesäet, und wo sie sind, da bleiben sie; die gehören zu dem Hofe. Einen neuen Pastor kriegt man bald, aber einen neuen Schnuckenschäfer nicht.

Jürn weiß es noch, wie scheußlich ihm zu Sinne war, als er bei dem großen Rosenbusch im Graben saß und sich seine Füße besah. Unter jedem Hacken eine Blase, so groß wie ein Taler, und unter dem Ballen auch eine. Es ist ein anderes Ding, Schritt für Schritt über die Heide zu gehen und sich alle Augenblicke auszuruhen, als wie unklug auf der Chaussee einherzuwanken. Wenn der Mensch aus der Gewohnheit kommt, dann hält er nicht Stand. Und wenn er Soldat geworden wäre, hätte er sterben müssen; das weiß Jürn jetzt ganz sicher. So war es ganz gut, daß die Kuh damals wild wurde und durchging.

Auch in anderer Weise hatte das sein Gutes. Auf dem Dieshofe diente ein Mädchen, die mochte Jürn gern leiden; sie war nicht groß und nicht klein, nicht dick und nicht dünn und hatte gelbe Haare, wie Honig, und sie war still und immer zufrieden und bannig fix in der Arbeit. Und sie mochte Jürn auch wohl. Mit dem Gelde wäre es schon gegangen; denn sie hatte eine gute Aussteuer und dreihundert Taler Abfindungsgeld auf der Sparkasse und noch gespartes Geld, und Jürns Abfindung vom Dieshofe war auch nicht unter dreitausend Taler.

Aber wie die Frauensleute so sind, sie wollte mit Gewalt, Jürn solle nach Hannover fahren und sich ein Auge aus Glas einsetzen lassen; aber Jürn hatte gesagt, lieber lasse er die ganze Freierei, als daß er auf der Eisenbahn fahre, und so wurde aus der Sache nichts. Nachher freite

das Mädchen, Dettma hieß sie, einen Forstaufseher und kriegte zehn lebendige Kinder. Das wäre etwas für Jürn gewesen: zehn Kinder. Und wenn er bedenkt, wie es ihm hätte gehen können, dann ist er sehr zufrieden, daß er damals auf seinem Kopfe bestand.

So ganz leicht war es ihm nicht geworden; denn die Dirne saß ihm mächtig im Sinne, und als sie ging, fehlte ihm doch allerlei. Aber darüber kam er bald hinweg, dafür sorgten die Schnucken schon. Auf die muß man den ganzen Tag passen, daß sie nicht auf die Wiesen oder in das Bruch laufen und hinterher Egel in die Leber bekommen; und Regen ist ihnen auch nicht gut, und so muß Jürn auch auf den Himmel passen und auf die Bienen; denn je nachdem die fliegen, wird das Wetter.

Darauf versteht sich Jürn ganz gewaltig. Wenn der Schwarzspecht lacht, dann gibt es Regen; wenn die grünen Frösche auf dem Lande sitzen, bleibt das Wetter; wollen die Bienen nicht fliegen, dann muß man das Heu einfahren; wenn der alte Bock mehr Gras als Heide frißt, gibt es Landregen. Am sichersten ist es aber, man richtet sich nach den Spinnen; je nachdem die weben, so wird es.

Das alles kann aber nur ein Mensch wissen, der immer auf der Heide ist, sommertags und auch im Winter. Im Winter ist es oft langweilig, vorzüglich bei Schlackschnee und Regen, wenn die Schnucken nicht heraus können. Dann liegt Jürn auf dem Hofe herum, ist jedermann im Wege, schmökt sich vor Langweiligkeit ungesund und kommt vor Nichtstun ganz aus der Kehr; denn das mit der Arbeit auf dem Hofe, das hat er längst verlernt. Als Hütejunge fing er an; erst bei den Gänsen, dann bei den Kühen, dann ging er mit Ohm Hein hinter den Schnucken und nachher allein.

Jetzt fällt es ihm ein, daß Hein seines Vaters Bruder war, aber sie hatten ihn immer nur Hein geheißen, wie sie ihn auch nur Jürn rufen, obzwar er doch jetzt auch der Ohm ist, weil seines Bruders Sohn den Hof hat. Der zweite Sohn heiratet jetzt auf einen Hof, und der dritte, der Nachkömmling, der gegen alle Abmachung auf die Welt kam und die ganze Rechnung verdarb, der heißt wieder Hein.

Das ist Jürns Liebling; er ist ein Junge von wenig Worten und liegt jede Stunde, die ihm die Schule frei läßt, bei ihm auf der Heide. Daß er einmal die Schnucken hütet, das ist gewiß. Und darum macht

es Jürn auch nicht viel aus, daß ihm im Winter so oft der Rücken anwächst, und daß ihm bei Nebel der Atem kurz wird. Geht es einmal mit ihm zu Ende, dann sind die Schnucken nicht verlassen und brauchen nicht abgeschafft zu werden, weil keiner zu haben ist, der sie hütet; denn Hein ist da.

Und die Schnucken, das ist doch das Haupt; alles andere ist Jürn gleich.

Das Naturdenkmal

Als Hingst, der Sohn des Hors, Sohnes des Rappen, wieder einmal in der Johannisnacht zur Erde stieg, machte er ganz runde Augen.

Als ihm seinerzeit ein Schleuderstein den Schädel derart zertrümmerte, daß es seiner Seele in der bisherigen Wohnung nicht mehr gefiel, hatte ihm Schimmel, sein Sohn, heilig und teuer versprochen, viermal im Jahre Wildbret und Honigbier in das Seelenhaus auf dem Donnerberge zu bringen.

Er hatte Wort gehalten, so daß Hingst Horssen, wenn es ihm in Walhall einmal etwas zu langweilig war und er zur Erde stieg, um eine kleine Abwechslung zu haben, nichts ausstand, nahm er für eine Nacht in dem Seelenhause Unterstand; denn die drei großen Krüge waren bis zum Rande mit schäumendem Met, hellem und dunklem, gefüllt, Trinkschalen standen dabei, und es fehlten bei der Wildkalbkeule auch nicht die Messer aus Feuerstein.

Auch als Schimmel eines schönen Donnerstages im Himmel auftauchte mit einem gewaltigen Loche in der Brust und seinem Vater laut lachend die Hand schüttelte, mangelte es dem Alten nicht an Speise und Trank, gelüstete es ihn einmal, unter irdischen Eichen zu weilen; denn Pagen, der Sohn des Schimmel, sorgte dafür, daß der Vater und der Altvater und die vor ihm auf dem Peerhofe gesessen hatten, zu ihrem Rechte kamen, und als er einmal von einer Bärin einen zu zärtlichen Klaps bekommen hatte, der ihm das linke Schultergelenk etwas aus dem Gleise brachte, so daß er vier Wochen zu Hause bleiben und kalte Packungen machen mußte, und seine Leute bei der Sonnenwende es vergaßen, die Ahnen zu versorgen nach der Väter Weise, war Hingst fuchsteufelwild geworden und kreuz und quer durch den Hafer gelaufen, so daß der bloß die halbe Ernte brachte; seitdem vergaßen die Peerhopsbauern ihre Pflicht nicht mehr, und auch die sechs anderen Höfe, die auf dem Donnerberge je ein Ahnenhaus hatten, taten ihre Schuldigkeit.

Das ging so einige Jahrhunderte lang, bis es etwas unruhig in der Welt zuging. Allerlei fremde Völker kamen angeritten und keilten sich mit den Heidbauern herum, so daß die oft froh waren, wenn sie selber einen Braten und einen Tischtrunk hatten. Aber Hingst und Hors und Rappen und Schimmel und Pagen und Voß und Bleß waren vernünftige Männer und sahen ein, daß ihre Nachkommenschaft jetzt mehr zu tun habe, als an sie zu denken. So ergaben sie sich mit Würde in das Unvermeidliche, und wenn sie sich wieder einmal in den Steinhäusern versammelten, dann seufzten sie wohl hinter der guten alten Zeit her, die noch wußte, was sich gehörte, aber sie gaben sich damit zufrieden, daß man ihnen wenigstens ihre Seelenhäuser gelassen hatte, so daß sie bei Regen und Schlackschnee ein Dach über dem Kopfe hatten. Doch als wieder anderthalb Dutzend Jahrhunderte über das Land gegangen waren, da machten die Ahnen vom Duwenhofe und die Martenshofleute doch einen Mordskrach, als sie in den heiligen Zwölfen sich auf der Erde umsahen, denn soviel sie auch suchten und suchten, ihre Steinhäuser waren fort; die Bauern hatten sie zu Grundmauersteinen zerschossen.

Die fünf anderen Seelenhäuser aber blieben stehen und hießen nach wie vor die sieben Steinhäuser. Meist kam das ganze Jahr kein Mensch zu ihnen, außer daß da einmal ein Förster rastete oder der Schnuckenschäfer an ihnen vorbeihütete. Ab und zu kamen auch Männer mit Brillen auf den Nasen an, gruben bei den Steinsetzungen herum, waren glücklich, wenn sie ein Steinmesser oder einen angebrannten Topfscherben fanden, zogen wieder ab und schrieben gelehrte Aufsätze über die Bedeutung der alten Bauten, deren Endergebnis lautete: „Nix Genaues weiß man nicht.“ Auch pilgerten wohl einmal ein paar frische junge Burschen durch die Heide, betrachteten voller Ehrfurcht die klobigen Steinplatten, oder ein Dichter lag dort, lauschte, wie die Immen die rosenroten Glöckchen läuteten, sah den blauen Faltern zu, die über das blühende Heidkraut tanzten, atmete den Honigduft ein, den der heiße Wind herantrug, träumte von Hingst und Hors und Rappen und den übrigen longobardischen und sächsischen Männern, zu deren ewigen Gedenken die grauen Steine aufeinandergelegt waren, und lächelte später lustig, wenn gelehrte Leute von dem Gedicht, das er

über die Steinhäuser geschrieben hatte, sagten, es entspräche nicht dem Stande der wissenschaftlichen Forschung.

Mit einem Male aber wurde das anders: die Heide kam in Mode.

Die Steinhäuser sind jetzt so berühmt, daß es das ganze Jahr über bei ihnen nicht an Stadtvolk fehlt.

Jan Torf

Das ist ein ausnehmend schöner Tag heute, denkt Jan und sieht über das Moor hin.

Die Haidlerchen singen, die Moormännchen steigen auf und nieder, die Grillen geigen und die Schillebolde flitzen hin und her.

Alles das hört und sieht Jan kaum noch; er ist es schon zu lange gewöhnt. Aber daß keine Wolke am Himmel steht, daß der Herdrauch unentwegt nach Westen geht, und daß das Wetter eine Weile so bleiben wird, das sieht er, und das fühlt er in seinen alten Knochen, und das ist ihm die Hauptsache. Ein ausnehmend schöner Tag, denkt er; dabei trocknet der Torf vorzüglich.

Denn um den Torf hat sich Jans Denken sein ganzes Leben lang gedreht, seitdem er die Kinderschuhe vertreten hatte, und vorher auch schon, war doch sein Vater Arbeitsmann bei dem Fehnbauern gewesen und Jan bei dessen Sohne Knecht. Er war dann manches Mal mit dem Torfschiff in der Stadt gewesen, aber es wollte ihm dort nicht so recht gefallen. „Na, wie war's denn nu', Jan?" hatte ihn hinterher Geesche gefragt; „war da woll mächtig fein, Jan, was?" Er hatte die Schultern hochgenommen: „Tja, Geesche, ich bin lieberst hier. Das riecht da alles so wunderlich, die Luft und die Leute und das Eisen, so gar nicht nach Torf."

Als sein Vater starb und Jan sein kleines Erbteil auf den Tisch gezählt bekam, was ihm mächtig viel vorkam, hatte er es mit seinen Ersparnissen zusammengerechnet, und am nächsten Sonntag, als er mit der Magd das Haus hütete, sie gefragt: „Soviel habe ich nu', Geesche. Wieviel hast du?" Das Mädchen holte ihr Buch, rechnete zusammen, dann zählte Jan ihr Geld zu seinem und fragte weiter, indem er mit seiner großen Hand nach dem Moore wies: „Ich habe mir da oben eine Stelle ausgesucht, und da will ich Kolon werden. Willste mit, Geesche?" Sie überlegte einen Augenblick, und dann sagte sie: „Jan, Jan, das will ich." Das war die Verlobung.

Der Bauer schüttelte den Kopf, als sein Knecht ihm seine Absicht erklärte. „Du bist unklug, Jan", meinte er, „hier hast du es gut, und da quälst du dich zuschanden und hast nichts davon." Aber Jan blieb fest. Er kaufte das Stück Moorland, er baute die Kate, wobei Geesche ihm half, er stach die Bunkerde ab, er machte Gräben, er fuhr Sand und Mist heran, er arbeitete schon, ehe die Haidlerchen auf waren, und arbeitete, bis die Himmelsziegen meckerten, und sogar an dem Morgen des Tages, als er mit Geesche zusammengegeben wurde, grub er noch, wenn auch bloß das Loch, in das er am Nachmittage die Eiche pflanzte, unter der er nun sitzt und über das Moor blickt.

Die Eiche rührt ihre Blätter in dem heißen Winde. Jan sieht über sich. Ostwind, Rostwind, denkt er; da röstet der Torf fein bei. Aus dem neuen Hause kommt eine Frau heraus, hält die Hand über die Augen und späht nach der Kolonie hin. Sie ist groß und hat stramme Knochen. Genau als wie Geesche, denkt Jan. Die war auch so: groß, stark von Knochen, immer fleißig und zufrieden in guten und bösen Tagen. Eine andere hätte Jan auch nicht gebrauchen können hier im Moore. Als sie schon zehn Jahre seine Frau war, kaufte sie sich ein neues Sonntagskleid, und erst auf sein Antreiben. Und als sie es zum erstenmal anhatte, lachte sie, schlug ihren Mann auf die Schulter und sagte: „Nu' mußt du dir aber auch einen neuen Kirchenrock machen lassen, Jan; ansonsten bereden die Leute mich."

Das hatte er denn schließlich auch getan, denn die letzten drei Jahre waren von Segen gewesen. Das Moorkorn hatte dreißigfachen Ertrag gebracht, der Hafer hatte nur so gebollwerkt, die Kartoffeln waren gediehen, die Hühner hatten gut gelegt, die Enten waren alle hochgekommen und die Gänse auch, und mit den Ferkeln hatte es ebenfalls geglückt; da konnten sie sich schon einmal etwas leisten. Aber deswegen gaben sie doch keinen Groschen unnütz aus, denn es konnte auch einmal wieder anders kommen. Als sie drei Jahre verheiratet waren, regnete es das ganze Frühjahr über, so daß das Moor nicht gebrannt werden konnte. Da mußte Jan, ob er wollte oder nicht, Hollandsgänger werden. Und als er zurückkam, stand die Kate leer; Geesche wollte das Bargeld nicht anfassen und war über Sommer wieder bei den Bauern in Dienst gegangen.

Das war ein guter und gerechter Mann, denkt der Alte und nickt

nach dem Himmel hin, gerade als wenn er den Bauern dort sehen könnte. Als Jan aus Holland zurückkam, hatte er ihn gefragt: „Na, Jan, du hast nu' woll geseh'n, es geht da oben nicht. Wenn du willst, kannst du wieder bei mir arbeiten." Der Kolon hatte seine Frau angesehen, und als die Kopf schüttelte, meinte er: „Das ist dankenswert, Hinrich, aber einmal wollen wir es noch versuchen." Es waren schwere Jahre gewesen, die drei nächsten. In dem einen erfror das Moorkorn, in dem anderen verfaulte es, und im dritten wollte der Torf nicht trocken werden. Hätte der Bauer nicht ausgeholfen, so hätte Jan nicht aus und ein gewußt, und mehr als einmal war er drauf und dran, den Spaten stecken zu lassen und wieder in das Dorf zu ziehen. Aber dann hatte Geesche ihm über die Hand gestricken und gesagt: „Es kommt auch wieder anders, Jan", und er war geblieben.

Ja, Geesche! denkt er. Drei Kinder an der Schürze, und eins in der Wiege und immer bei der Arbeit, von früh bis spät, und beständig unverdrossen. Nur Sonntags war sie nicht zufrieden, weil ihr dann die Arbeit fehlte. Schließlich hatte sie den Pfarrer gefragt, ob sie wohl an diesem Tage Besen binden oder Körbe machen dürfe, wenn auch nicht gerade in der Kirchzeit, und sie war sehr froh, als er ihr das erlaubte. In die Kirche gingen Jan und Geesche alle vier Wochen, solange die Kinder noch klein waren; öfter konnte Geesches Schwester nicht abkommen, denn es waren zwei Stunden Weges vom Dorfe bis zu der Moorkate. Aber welch ein Festtag war es dann auch, wenn die beiden durch das Moor gingen, Jan in dem hohen Hut und Geesche in der großen Haube. Nach der Kirche leistete sich Jan einen Schnaps oder ein Glas Grog beim Krüger und eine Zigarre, und es ärgerte ihn kein bißchen, wenn die anderen ihn Jan Torf nannten, weil er von nichts und weiter nichts reden konnte als vom Torf.

Der Alte nimmt ein Stück Torf auf, zerbröckelt es mit den harten Fingern und lächelt vor sich hin. Wie oft war er ausgelacht worden, daß er auf seine eigene Faust hier mitten auf das Moor gezogen war; heute lachte keiner mehr über ihn. Der Tausend auch, er war sogar so eine Art von Respektsperson geworden, seitdem der Landrat angefahren kam und ihm im Namen des Kaisers einen Orden verehrt hatte. Jan hatte sich ordentlich verjagt, als der feine Herr mit dem Vorsteher bei ihm vorfuhr, und ihm wurde ganz dumm zumut, als der Herr mit

dem hohen Hut auf dem Kopf und dem Glase vor dem einen Auge ihn mit Herr Kolon Johannes Reimer anredete, und beinahe schämte er sich, als ihm hinterher das Kreisblatt zugeschickt wurde, in dem ein großer Satz über ihn zu lesen war, weil er in dieser Gegend der erste selbständige Neusiedler war. Ganz genau war sein Leben beschrieben, und wieviel Kinder und Kindeskinder er hatte. Aber das schönste war, daß Geesche das noch erlebt hatte; denn ein Jahr darauf hatte sie ihn verlassen müssen.

Seit der Zeit hat Jan so recht keine Lust mehr am Leben. Nicht, daß es ihm an Unterhaltung gebricht und an allerlei Freude, aber Geesche fehlt ihm, und so ist er eigentlich noch allein, trotz der Kinder und Kindeskinder. Und jetzt ist er sogar Urgroßvater geworden; heute wird der Junge getauft. Jan schüttelt den Kopf; beinahe hat er das vergessen. Er hatte mit in die Kirche sollen, aber das hatte er nicht gewollt. Seitdem seine Frau tot war, war er nicht mehr von seinem Grund und Boden heruntergekommen, wenn ihn die Söhne und Enkel auch noch so quälten, er solle mitfahren. Er sagte dann immer bloß: „Nee, nee, dazu bin ich nu' doch zu alt." In Wahrheit hatte er Angst, daß er nicht auf seinem eigenen Lande sterben könne, und das wollte er. Hier hatte er sein Leben verbracht, und hier wollte er bleiben, bis sie ihn in den Sarg legten. Wenn es mit ihm zu Ende ging, dann wollte er vor die Tür gebracht werden und alles das mit dem letzten Blicke sehen, was er geschaffen hatte, hier bei der Kate und weiterhin, wo die anderen Häuser stehen; denn schließlich war doch das alles sein Werk, weil er den Anfang damit gemacht hatte.

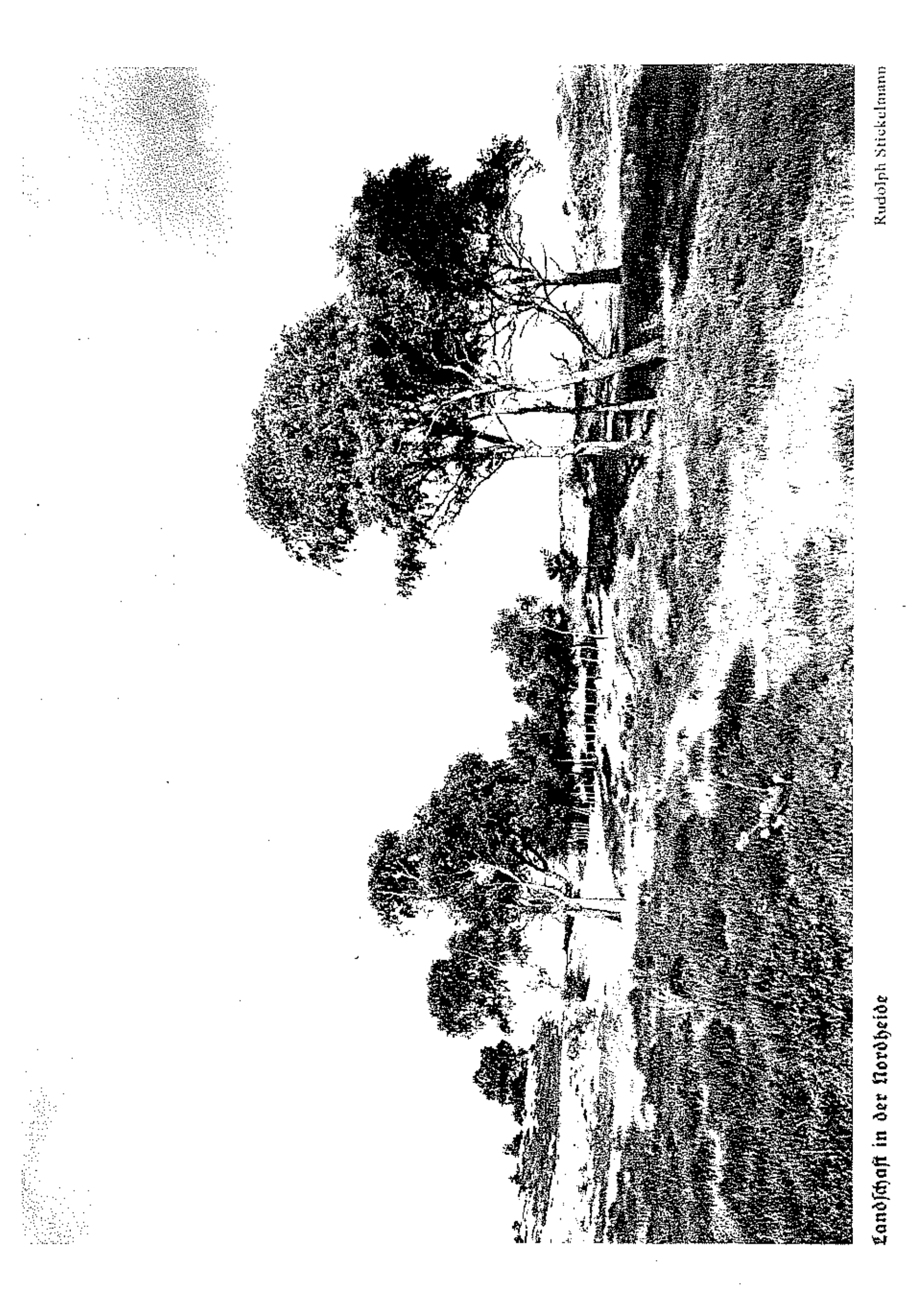
Zehn Jahre war er mit Geesche und den Kindern allein hier auf dem Moore gewesen, und dann hatten sich nach und nach die andern angebaut, Prigge, Hilf, ten Meer, tor Möhlen, Lodinga, Alfken, Schöll, Meyer und wie sie alle hießen, und späterhin seine Söhne und Schwiegersöhne, zwölfe an der Zahl. Dann hatten sie die Schule bekommen, den Zweigkanal, die feste Straße und sogar das Telephon, aus dem Jan nie und nimmer klug wird, wie aus so vielem nicht, was die Menschen in der Welt heute aufstellen.

Er weiß es noch ganz genau, wie der erste Radfahrer durch das Dorf flitzte, und er hatte auch ein Automobil zu sehen bekommen, als er zum letztenmal in der Kirche war, und nicht nur ein Luftballon war über

das Moor geflogen, sondern neulich sogar ein großmächtiges Luftschiff, so daß alle Kiebitze in die Höhe gingen und die Schweine wie unklug im Hofe hin und her rannten. Doch alles das ist im Grunde nichts für Jan, denn es hat mit dem Torf nichts zu tun. Aber daß es jetzt Torfwerke mit Maschinenbetrieb und vielen Meilen Bahngleisen gibt, und daß dort Hunderte von fremden Arbeitern Torf stechen und das ganze Jahr über Torfstreu und Torfmehl gemacht wird, davon hört der Enkel Hinnerk, der das große Torfwerk Poggenmoor bei Hannover besehen hat, gern erzählen, wenn er sich die Sache auch nicht so recht vorstellen kann.

Tja, tja, denkt er, Torf bleibt doch Torf; man kann sagen was man will. Und er sieht nach dem Roggen, der im warmen Winde Wellen schlägt, und nach den Kartoffeln, die über und über blühen, hört dem Summen der Bienen zu und dem Geläute der Kuckucke. Die Kiebitze tummeln sich über den Wiesen, Möwen ziehen den Kanal lang, auf dem ganz hinten ein hohes Segel wie Gold in der Sonne leuchtet, und die Luft ist voll von Schwalbengezwitscher. Es ist doch nirgendwo auf der Welt schöner als hier auf dem Moor, denkt Jan und stellt sich vor, wie es einst hier war, als nichts als Dopphaide und Wollgras hier wuchs, die Moormännchen bei Tag sangen und nachts die Rohrdommeln brummten.

Zwei Flachsköpfe, ein Junge und ein Mädchen, kommen angelaufen und schreien: „Großvater, Großvater, sie kommen!" Da steht der Alte auf und geht, sich auf das Mädchen stützend, dem neuen Hause zu, vor dem er sich auf die Bank setzt, die Augen mit der Hand beschattet und nach der Brücke hinsieht, die weiß und blank in den Himmel schneidet, und auf der jetzt ein Pferdekopf sichtbar wird. „Pferd und Wagen", brummelt Jan vor sich hin, „Pferd und Wagen! Wie froh waren Geesche und ich, als wir uns die Kuh kaufen konnten. Wer hätte das gedacht?"

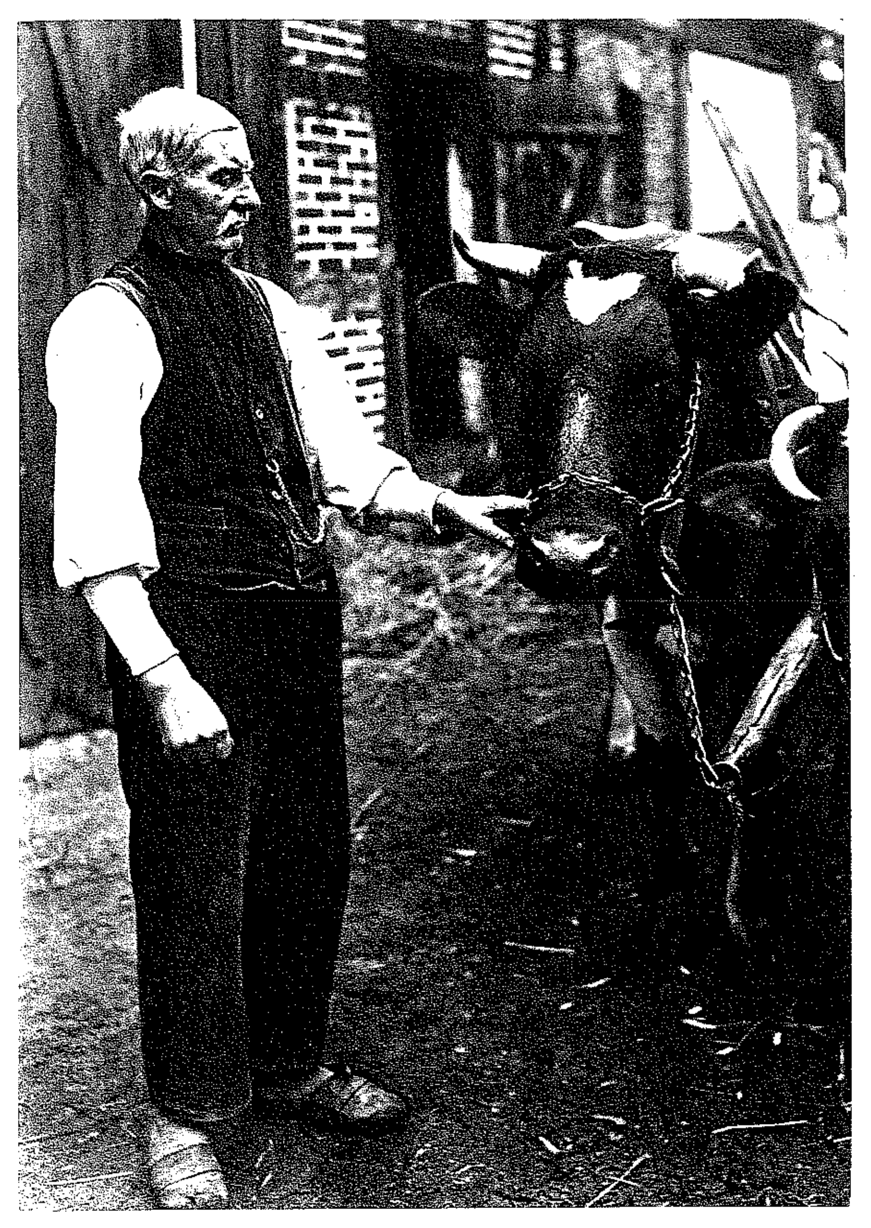


Rudolph Stickelmann

Landschaft in der Nordheide



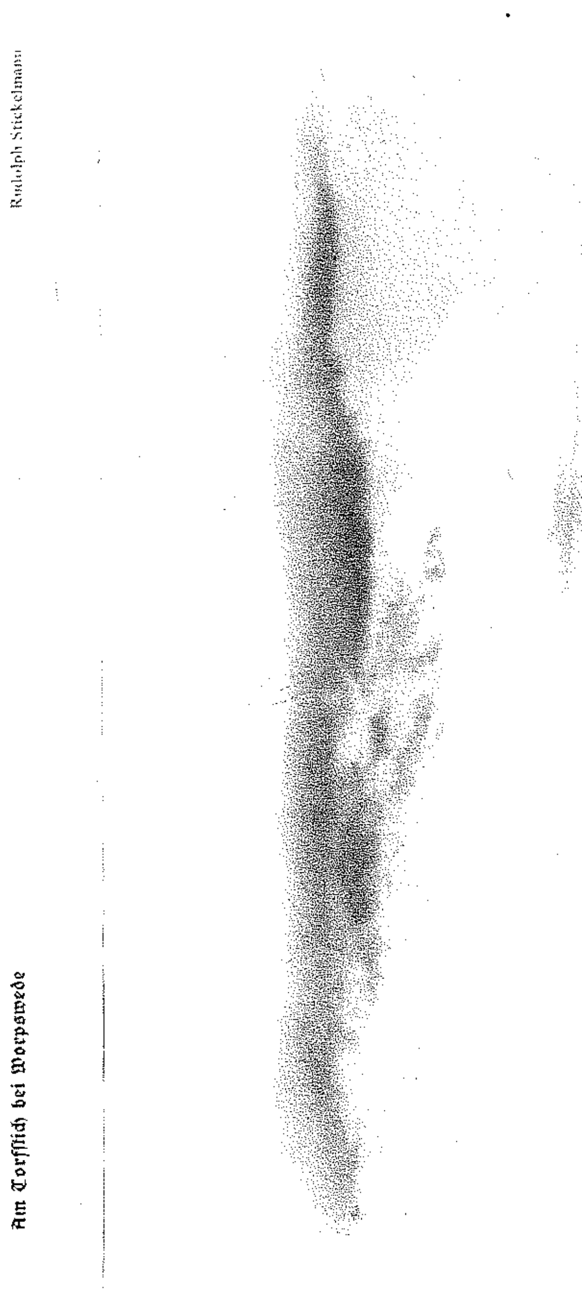
Die Beerensammlerin — Hans Pusen



„Jan Torf" — Hans Pusen

Am Torfstich bei Worpswede

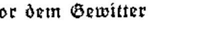
Rudolph Stickelmann



Moorwiesen an der Hamme

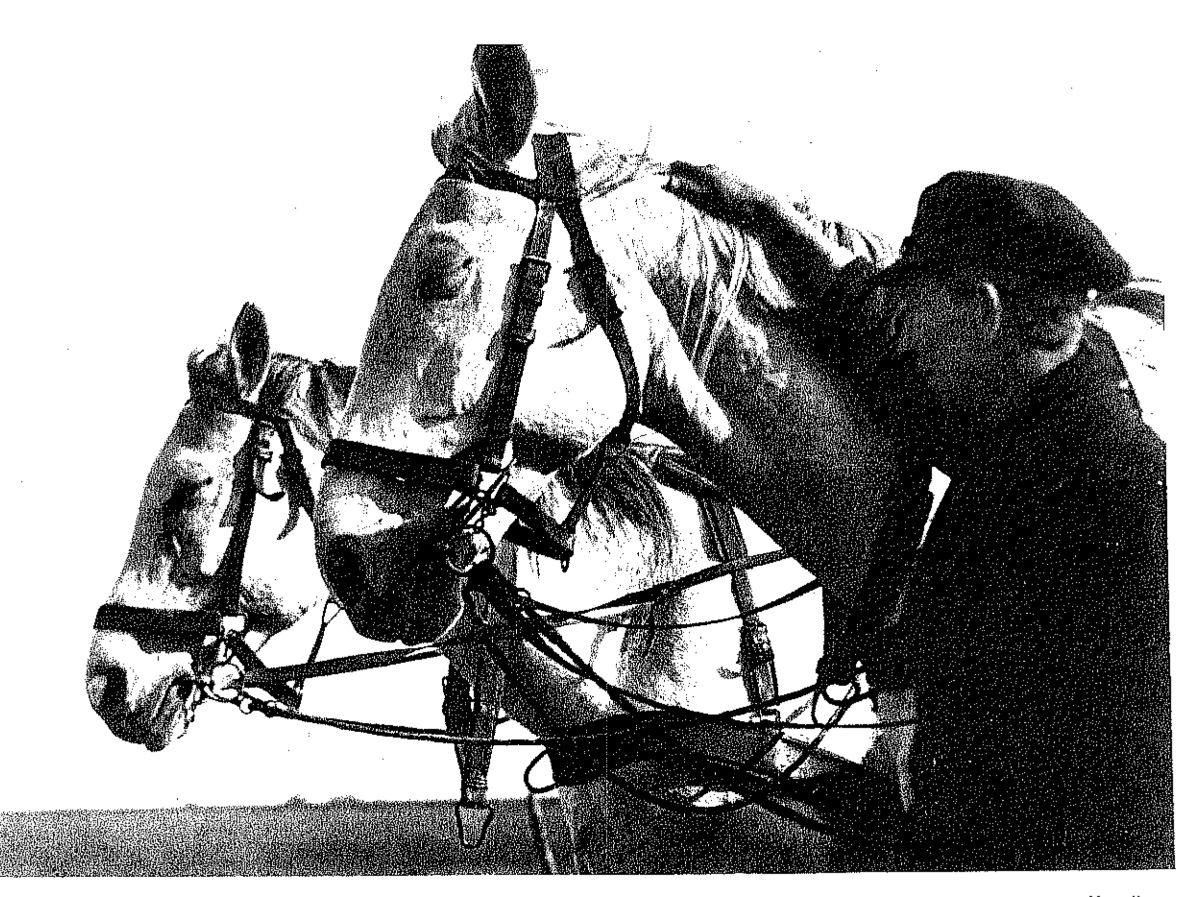
Rudolph Stickelmann





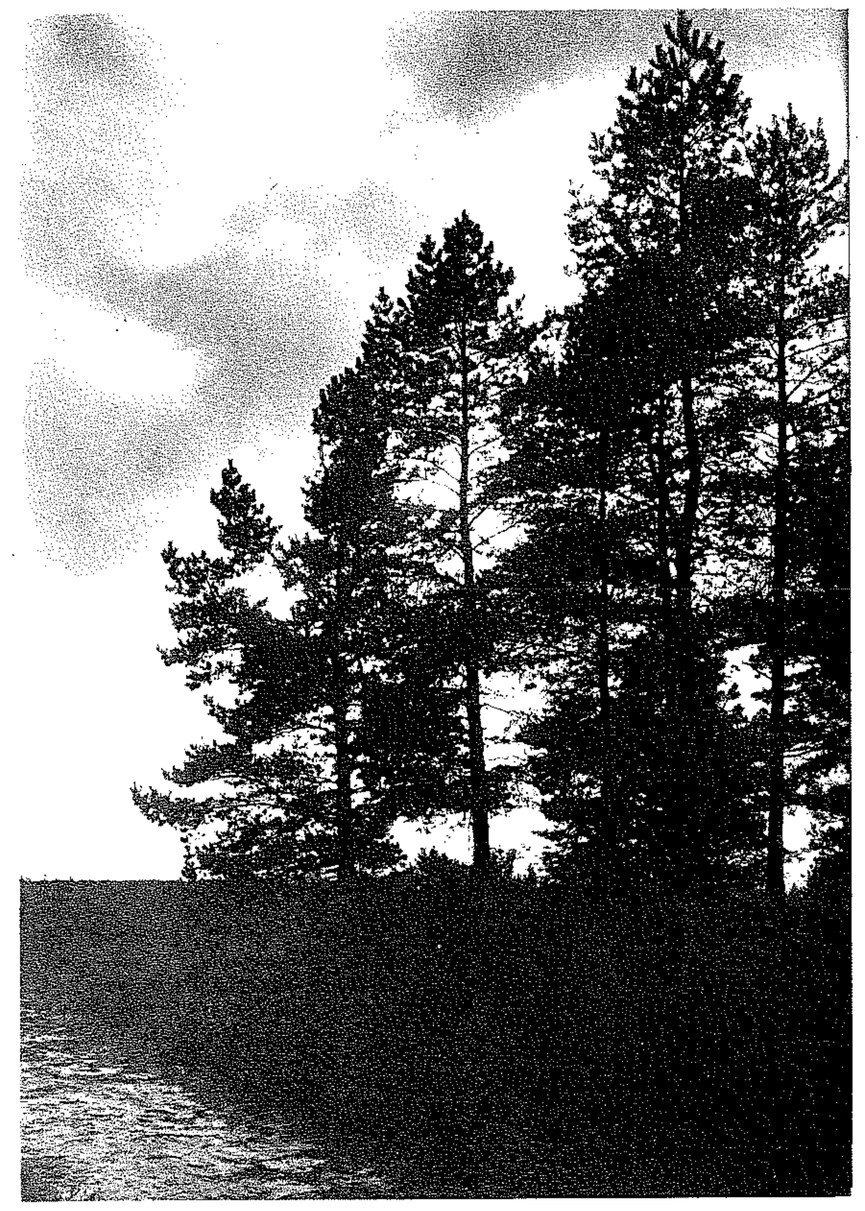
Vor dem Gewitter

Walther Dobbertin



Müdes Gespann am Abend

Hans Pusen



Um die Ulenflucht   Walther Dobbertin



Um die Ulenflucht

Hinter den schwarzen Kanten der hohen Fuhren verschwand die rote Sonne; ein Weilchen noch war alles Glut und Glanz, Feuer und Flamme, jetzt ist es abgeblaßt in des Ringeltaubers Farben.

Ich habe diese Stunde lieb, und fast noch lieber das weiche, warme, tieftönige Wort, das unsere Bauern dafür erdichteten. Ulenflucht nennen sie die Zeit, wenn der Tag müde hinter schwarze Wälder sinkt und die Nacht heraufschwebt, in den graublauen, hellrot gesäumten Mantel gehüllt, den ein einziger großer Funkelstein zusammenhält, der Abendstern.

Es muß ein großer Dichter gewesen sein, der dieses Wort erfand. Vielleicht nur ein geringer Knecht, ein Mann der harten, einförmigen Arbeit, der nie in seinem Leben ein Lied schrieb, eine Strophe erdachte. Aber in diesem *einen* Worte ist mehr Kunst als in vielen Büchern, in denen Lieder gedruckt sind.

Es ist ein großes Kunstwerk, dieses Wort; denn es gibt so viel. Es bringt heilige Schauer, wie die ernsten Bildsäulen der unbekannten ägyptischen Meister; es schenkt dem Herzen selige Träume, wie eins der großen Werke Böcklins, es trägt mich hinauf zum Himmel und führt mich hinab zur Hölle, wie Beethovens hohe Melodien.

Wenn die Ulenflucht naht, dann werde ich anders in der Stimmung; Heiterkeit wandelt sich in Ernst, Verdruß in Friedseligkeit, beengtes Denken in unbegrenztes Ahnen.

Nie bin ich im Geiste da, wo ich bin um diese Zeit. Aus schwarzen Dachumrissen werden dunkle Baumwipfel; den Kauz höre ich rufen aus dem Geheul der Fabriksirenen, und heimliches Blättergeflüster erklingt aus dem Geräusch der Großstadt.

Bin ich aber draußen im stillen Holz, im einsamen Moor, dann wandelt sich die ferne Waldeswand zur Stadt um; des Rauzes Ruf klingt mir wie das gellende Jauchzen der Fabrikpfeifen, die eines schweren Arbeitstages Ende verkünden, und im Blättergeruschel höre ich Seufzer von Menschen, die der schwarzen Nacht entgegenbangen.

Seltsamen Zauber übt diese Stunde auf mich aus. Gestern um diese Zeit, zwischen frohen Gesichtern im festlichen Saal, da waren meine Augen auf einmal weit weg. Ich hörte die Maus im Fallaub pfeifen, sah die weißen Motten tanzen und die schwarzen Fledermäuse taumeln, hörte es um mich herum rispeln und rascheln, knistern und knirren.

Da, wo ich heute bin, waren meine Gedanken, in diesen stillen Wald zogen sie, wo die Schlummerstunde nahte mit leisem Tritt und Tag und Nacht die Hände gab, die eine heranziehend, den andern mit sich fortnehmend, beide verbindend und trennend.

Nicht der Sonnentod ist es, der mir dann das Herz weit machte; die Viertelstunde nachher, die blaßgraue, liebe ich mehr, mit ihren leisen, langsamen Übergängen; wenn alle Umrisse sich verwischen, alle Einzelheiten vergehen, wenn die Kleinigkeiten die Augen nicht mehr stören, und das Herz dem großen Eindrucke sich öffnen kann.

Nur deshalb liebe ich die Jagd so. Nichts bringt uns der Natur so nahe, wie diese Viertelstunde zwischen Tag und Nacht, und nur die Jagd ist es, die uns dazu erzieht, diese kurze Spanne Zeit zu verstehen in ihrer großen Feierlichkeit, in ihrer geheimnisvollen Andacht.

So wundervoll hell und sonnig war es vor einer Stunde hier; im alten Laube leuchteten gelbe und weiße Sterne, rundherum sang und klang, pfiff und trillerte es aus Hunderten von kleinen Kehlen, in der breitästigen alten Eiche jauchzte der Schwarzspecht sein wildes Liebeslied, der Tauber schwebte klatschend über den Kronen und rief tief und zärtlich seiner Taube.

Jetzt ist all das laute Leben verstummt; der letzten Drossel Weise verklang, Rotkehlchens Silberlied erstarb; ein Mausepfiff im Dürrlaub, ein Kiebitzschrei vom Moor, ein Rebhahnruf vom Felde kommt dann und wann zu mir heran. Aber die verlorenen Laute machen die Stille nur noch stummer, sie sind wie einzelne Sterne am tiefen dunklen Nachthimmel.

Vor mir im Westen, wo über dem feinen Gezweig der Birken der Himmel rötlich schimmert, taucht ein feines Silberpünktchen auf, verschlafen blinzelnd; hinter mir, tief im Holze, klingt ein hohles, dumpfes Rufen; die Eule grüßt den Abendstern.

Heller schimmert der Stern, glüht aus Silber zu Gold um, lauter ruft der Kauz, verstärkt sein dumpfes Rufen zu gellendem Jauchzen.

Die stille Stunde ist gekommen, die Stunde, da es umgeht im Walde. Überall rispelt und raschelt es verstohlen, rundherum knickt und knackt es schüchtern; was die Sonne bannte und der Tag band, wagt sich hinaus; heimliches Leben, scheues Weben wird kühn und sicher.

Die tagfrohen Wesen zittern um diese Zeit. Ängstlich drückt sich die Ammer im Winterlaub der Jungeiche an den Stamm, klein macht sich der Sperber auf seinem Ast, Todesangst klingt aus dem Schrei der verspäteten Krähe, der ziehenden Kraniche Ruf ist voller Furcht und der streichenden Drossel Pfiff von Bangigkeit erfüllt.

Meine hellen Sonnengedanken schauern zusammen und verkriechen sich irgend wohin, wo ich sie nicht mehr auffinden kann; große, schwarze Träume steigen aus den Tiefen der Seele, lautlos dahintaumelnd in unstätem, haltlosem Flug, wie Fledermäuse, stark und frei sich dahinschwingend, wie die Vögel der Nacht; und wenn sie durchdringend schrillen, gellend rufen, dann kriechen die hellen Gedanken noch scheuer zusammen.

Auf der Brandrute vor mir brauen die Nebel; bleiche Schatten schleppen sich müde den Weg entlang; im Unterholz klingt ein röchelndes, hohles Husten; ein zögernder stolpernder Schritt tappt schwer durch den Stangenort, ein Krachen ertönt, ein Sturz; etwas Totes fiel in das faule Laub; gellend ruft der Kauz sein dunkles Lied.

Ich fasse den Kolben fester und spähe über alle Wipfel, ob die Schnepfe nicht kommt, denn ihretwegen bin ich hinausgegangen; die Jagdlust hat mich in den Wald geführt. Das sage ich mir laut vor in Gedanken; denn langsam tappt das Grauen auf mich zu durch die Stille des Waldes.

Näher bei mir im Holze heult jetzt der Kauz; wie lauter blutrote Wellen sehe ich sein Lied hinter ihm her fließen; seine tiefschwarzen Augen glühen.

Ich höre, wie er hinter mir die weichen Flügel laut klatschend zusammenschlägt; damit jagt er den Vogel aus dem Schlaf; er hört ihn flattern auf dem Zweige, reißt ihn aus dem Versteck und meuchelt den Schlaftrunkenen mit seinen Dolchklauen.

Gellend lacht er über mir. Ich fahre zusammen, als wäre eine Rieseneule über mir mit weitschattenden Flügeln, ihre dolchbewehrten Griffe über meinem Genick öffnend. Mitten im Knospen und Treiben,

Blühen und Schwellen des Frühlingsabends höre ich das blutrote Lachen des Todes hinter mir.

Und dann, wie es kam, ich weiß es nicht mehr. Ein dünnes, schrillendes Pfeifen war vor mir, ein dumpfes, tiefes Murken über mir, zwei Schatten zickzackten unter dem Abendstern über die Birken hinweg, ein Feuerstrahl riß ein Loch in den Abendhimmel, ein Donner verjagte das Schweigen im Walde, und aufatmend nehme ich die Schnepfe vom Boden auf, die ich tötete aus Angst vor der Todesangst.

Gelassen gehe ich durch die bleichen Nebel des schwarzen Weges. Die Schauer der Ulenflucht ließ ich hinter mir. Die Waffe, die ich hatte, und das Ziel, sie retteten mich vor ihren Gespenstern.

Eine Waffe und ein Ziel. Hat man das, dann verliert die Ulenflucht alle ihre Schrecken, die Ulenflucht trüber Stunden, des kommenden Alters Dämmerung.

Eine Waffe, die Arbeit, ein Ziel, seinen Platz auszufüllen in diesem Leben, so gut wie man kann, die einzigen Mittel sind es gegen unsere große Angst in der Ulenflucht.

Füüür!

Zwei Tage hatte ich von Brot, Speck, rohen Eiern, Wurst und kaltem Huhn gelebt. Es war ja alles da in der Jagdbude auf dem Lohberge, Kartoffeln, Mehl, Grieß, Graupen, Linsen, Kaffee, Kakao und was weiß ich noch alles, aber ehe ich mich ans Kochen begebe, esse ich lieber altes Brot und gieße die Löcher dazwischen im Magen mit Wasser aus.

Spaß macht das natürlich nicht, vorzüglich, wenn man Klocke dreie in der Nacht aufsteht und bis halb sieben pürscht, und so war ich denn heilfroh, als der Jagdaufseher mir sagte, der Wirt im Nachbardorfe hätte angebimmelt, der junge Herr wäre da, und wenn ich nicht mit ihm zusammen Mittag essen wollte. So schlug ich denn zehnmal mit der Faust an die Bettlade, als ich mich nach der Frühpürsch lang machte, und schlief mit ruhigem Gewissen ein, weil ich wußte, daß ich Schlag zehn aufwachen würde.

Ich wachte sogar schon eher auf, denn ich schwitzte wie ein Schweinebraten, obschon alle Fenster auf waren. Die Hitze war zu toll. Ich wusch mich von oben bis unten, schloß die Bude von außen zu, stieg auf mein Rad und fuhr los, den Mühlberg hinab, durch Engensen durch, die Straße entlang bis nach Schillerslage. Eine knappe Wegstunde nur, aber gegen steifen Nordost um die Mittagszeit bei solcher Hitze und in dickem Mülm, das gibt 'n schönen Durst. Ich stellte mein Rad auf den Flur und rief: „Frau Wirtin! Zwei Selter mit Mit, und wannehr gibt's Mittag?" Die Wirtin lachte. „Sind Se denn so ausgehungert? Um halbig eine, hat der junge Herr gesagt, wäre er hier." Halbig eine und jetzt ist's dreiviertel zwölfe. Wenn ich das man überstehe.

So ziehe ich denn den Schmachtriemen drei Löcher enger, bucke mich in das Ganzlederne, lese das Burgdorfer Kreisblatt und sehe ab und zu auf die Straße. Da prallt die Sonne nur so. Alles glüht. Und der Nordost fegt die Chaussee, daß es nur so stürmt. Große gelbe Wolken wirbeln am Fenster her. Ich trinke meinen Himbeerkram und

dampfe meine Pfeife. Himmelblau zieht der Rauch durch das Zimmer, scharf abstechend gegen den gelben Staub da draußen, so denke ich halb im Eindösen. Merkwürdig, eben mülmte es draußen gelb und nun ist der Mülm blau. Und wie dick! Ich glaube, ich träume mit offenen Augen, wie 'n Krummer.

Da kommt mir plötzlich in meinem Dusel ein Gedanke. Feuer! Hut, Türgriff, raus! Dicker Rauch schlägt mir ins Gesicht, blauer, und gerade gegenüber an der Burgdorfer Straße rechts kommen hinter den grünen Bäumen aus dem blauen Rauch dicke graue Wolken, wie bei einer Lokomotive, die im Anheizen ist. Da rennt auch schon das Volk: „Füüür, Füüür, Füüür!" schreit es hier, „Feuer, Feuer!" da, und da unten im Dorfe geht es „Tuut, tuut, tuut!" Wo ich mein Rad her habe, wie ich hinauf gekommen bin, weiß ich nicht. Weiß nur, daß ich bloß ein paarmal zutrete, abspringe, das Rad an den nächsten Baum stelle und zwischen die paar Leute gehe, die vor dem brennenden Hause stehn.

Ein langer, glattrasierter Mann in braunem Manchesteranzug steht ruhig neben mir und sieht nach dem Schuppen, aus dem Qualm und Flammen kommen. Der richtige Heidjer. Regt sich nicht auf, wenn's keinen Zweck hat. Erst als die junge Frau, der vom Laufen das blonde Haar aufgegangen ist, nicht aufhören will, mit ihrem: „Uguttugutt-ugutt, dat schöne ni-e Hus", da wendet er den Kopf halb und sagt gelassen: „Wees' man ruhig, Kattrin, da helpt nix mehr. Un hei kann den Schaden woll bören, is ja 'n wohlhabenden Mann!"

Ich sehe mir die Sache an. Es brennt in der Ecke zwischen Schuppen und Wohnhaus. Da quillt dicker, schwarzer Qualm heraus, und lange, rote Zungen lecken aus dem gelben, stinkenden Dunst. Jetzt die Dampfspritze. Und dann den Strahl hinein, daß das Fachwerk zusammenpoltert, und Wasser auf das Wohnhaus, und das Wohnhaus bleibt stehen. Denn der Wind kommt hinter dem Haus her. Aber so ist hier nichts zu machen; das Feuer frißt gegen den Wind.

Huih, sagt es, ein böser, giftiger Laut, so niederträchtig und heimtückisch und schadenfreudig. Eine dicke, gelbe Stinkwolke platzt aus dem blaugrauen Qualm heraus, und lange, rote Lohe flattert hoch. Kling, sagt es jetzt. Die Scheiben springen. Buff, und schwarzer Qualm bricht aus dem Wohnhaus. Männer laufen aus und ein, retten unnütze

Sachen, der ein Schießgewehr, der ein paar Pötte, der einen Stuhl. Der lange Mann neben mir brüllt: „Seid Ji denn verrückt? Laat't doch brennen. Is ja all's versichert. Willt Ji jück unglück'ch maaken?" Aber die Leute hören nicht.

Vor dem brennenden Schuppen liegt ein grauer Klumpen. Ich hab darauf nicht geachtet. Aber er bewegt sich. Jeß', ein Mensch. Er quält sich mühsam auf einen Ellenbogen und starrt in die Flammen. Ein schreckliches Gesicht, aufgedunsen, schmutzig, der struppige Vollbart verklebt und verkleistert, die Hände wie Mistforken, Augen vertiert und stier, und das ein Mensch.

Eine Frau schreit: „Datt olle Swin hett't anneleegt. De Hund!" Ein junger Bursche ruft: „Smit't dat Lork in't Für, den Vagabonde. Slagt vör'n Brägen, den Supsack! Rin mit ehm! Hei hett et emaket, dat verfluchtige Schinneaas!"

Der Mann neben mir im braunen Velvet bleibt ganz ruhig. Er geht auf den Hof, ruft einen andern Mann, sie fassen den Landstreicher an die Schultern, nicht sanft, aber auch nicht roh, ziehen ihn durch die Einfahrt und legen ihn in den Graben. Da liegt er erst eine Weile, krebst sich dann auf die Ellbogen und starrt blöde in das Feuer. Um ihn herum schrillen Schimpfworte, toben Flüche, gellen Hetzreden. Der Unglücksmensch hört nichts. Mit teilnahmelosem Tiergesicht sieht er immer in die Flammen. Einige heißblütige Leute wollen ihm an den Hals. Da kommt wieder mein Nachbar dazwischen: „Laat't dat! Dat is jue Saake nich. Bringt ehm in't Sprüttenhus!"

Mit einem Male erwacht der Fremde. Er stellt sich auf die Beine und sieht sich im Kreise um, sagt aber nichts. Und als fünfzig Fäuste um sein Gesicht sind und fünfzig Stimmen ihn anschreien, spricht er kein Wort, und sein aufgedunsenes, zerfetztes, schmutzbedecktes Gesicht, seine weit aufgerissenen Augen geben keine Antwort auf die wilden Fragen.

Ich sehe nach der Uhr. Sieben Minuten stehe ich hier, und in der Zeit ist das alles vor sich gegangen. Das Feuer hat schon den Dachstuhl gefaßt, die Schindeln klirren zu Boden, die Torverschalung knistert, glüht, loht und rasselt herunter. Und immer noch laufen Leute ein und aus und retten. Von allen Seiten schreit man: „Schorse, laat dat, de Dachstohl brennt all. O Gotte, wenn dat man gaut geiht!"

Aber es ist, als wenn sie verrückt sind.

Einen Schrei höre ich, gemischt aus vielen Stimmen, einen entsetzlichen Angstschrei, von Frauensleuten und Kindern zumeist, und auch von Mannsleuten: „Min Mann, min Mann, use Kaarl, Lüe, helpet. O Gotte, Kunrad!" Mir wird ganz kalt, trotz der Glut, die von dem brennenden Hause kommt. Es kracht und knarrt und poltert und klirrt, ein dumpfes Donnern, der Dachstuhl stürzt ein, und noch sind Leute da im Hause.

Alles rennt hin und her. Ein dumpfer Knall, und aus sieben Löchern kommen Rauchwolken, schwarze, graue, gelbe, blaue und dicke Flammen. Mein Nachbar wird zum erstenmal falsch: „Hebb eck Jück dat nich eseggt! So 'ne Döllmerie! Um 'n ohlen Pott!"

Das Angstgeschrei wächst. Das Herz steht mir still. Und mit einem Male ein Lachen, irrsinnig, verrückt vor Freude, und ein Schreien und dann ein Weinen. „Hei is rut, Gott sei Low und Dank, barmherziger Vatter!"

Von der Straße donnert es. Die Spritze kommt. Acht Minuten nach der Meldung. Das ist doch alle Achtung wert. Und doch lacht alles, froh, daß man lachen kann nach der Angst von eben: „Hurra, sei kommt! Plaatz. Platz, use Füüürwehr! Laat't brennen, wat dat brennen will. Is ja all versichert. Und Schradersvatter kannt woll maken."

Die Männer mit den braunen Uniformen, mit den roten Schnüren und den Helmen lachen auch, aber sie wissen auch, was sie zu tun haben. Gegenüber der Giebel, auf den das brennende Sparrenwerk fliegt, kriegt seinen Guß. Und dann, alle Mann tohope, kling, klang, rumms, bumms, die Scheiben klirren, die Mauern poltern zusammen, die Flammen werden kürzer, der Qualm dünner, und jetzt nochmal ein Hurra. Da kommen sie, die Männer von Otze, Burgdorf, Sorgensen, Engensen, Wettmar, herangedonnert mit ihren Spritzen, begleitet von einem Schwarm von Mannschaften zu Rad, fünfzehn Minuten nach Telephonmeldung.

Ja, zu machen ist nichts mehr; aber erst das Feuer dümpen und dann, „Kinner un Lü-e, so jung koomet wir nicht mehr tohope!" Die Wirtsleute wissen nicht, wo sie so schnell so viel Bier herkriegen sollen. Die tolle Fahrt in dem Mülm bei der wahnen Hitze, das gibt Brand in den

Hals. Alle Mann an die Spritze, hille, hille! Sind das meine stillen Heidjerbauern? Denen man mit dem Stemmeisen die Zähne aufbrechen muß, ehe sie drei Worte sagen? Heut aber. „Na denn prost! Herr Wirt, 'n Rundgang. Prost. Un nu willt wie einen singen: „Ji lustigen Hannoveraner, seid Ji alle toosaamen."

Ich hab mitgetrunken und mitgesungen und mitgelacht, bis mein Rad an der Mauer einen Rutsch machte. „Ehlers", sag ich zum Jagdaufseher, „nu ist hohe Tied. Min Rad drängt nah'n Stall!" Da lachen sie all und sehn mich noch mal so freundlich an. „De Keerel hett Pärverstand, dat market 'n!"

Die Räder schwankten erst etwas, als sie in die blanke Sonne kamen, dann aber ging's, den nordöstlichen Wind im Rücken, heidi bis Engensen. Aber als ich den Heimweg auf den Lohberg hinaufradelte, fand ich, daß der Fußweg mächtig schmal geworden war.

Aber absteigen brauchte ich doch nicht. Und als ich auf dem Hochsitz am Wullbach saß, blieb ich ganz ruhig, als der Bock hinter dem Schmalreh herzog. Denn erstens hatte die ich die hannoversche Sabbatordnung im Kopp, und zweitens konnte ich noch sehen, daß es ein schnickerer Gabelbock war, trotzdem er mit seinen weißen Enden so prahlte, als wäre er ein ganz guter Bock.

Ich habe dann noch lange auf dem Heidbrink gesessen und den Nachtschwalben zugehört, und den Kranichen und Poggen, und so war es meist an elf Uhr, als ich wieder auf dem Lohberg bei der Bude war.

Der Nordostwind kam immer noch steif gegen den Berg, und er sang nicht schlecht, denn er hatte Hilfe. Aus Engensen, die Männer, die sangen ebenso laut, wie er, und die von Wettmar auch, als sie mit ihrer Spritze nach Muttern donnerten.

Ich schlief bis Klocke viere. Geträumt habe ich nicht diese Nacht. Und als ich so bei halbig fünfe loszog, da störte meinen Pürschgang durch die Wiesen kein Mäher. Sie schliefen alle noch.

Denn es war ein heißer Tag gewesen und ein großer Brand.

Der Dieshof

Dem neuen Kruge gegenüber, aber so weit abseits der Straße, daß man die Gebäude nur eben sieht, liegt der Dieshof, der größte Hof von Ohlenhof.

Von den anderthalb Dutzend Gebäuden, die unter den siebenhundert Hofeichen stehen, tragen die meisten noch Strohdächer. Einer der Speicher, dessen altsilbergraue Eichenplanken beinhart sind, steht noch aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege; die vier Löcher im Giebel rühren von den Kugeln eines Tillyschen Streifkorps her. Das Wohnhaus ist noch ganz in der alten Art gebaut, nur daß es vor Jahren einen Schornstein bekam; aber der Rehmen mit den gewaltigen Pferdeköpfen an den Enden der Balken wirft heute noch seine riesenhaften Schatten auf das Flett, und in seiner steinharten Rußkruste, so blank wie Stahl, spiegelt sich das offene Herdfeuer.

Es ist ein harter Schlag, der auf dem Hofe sitzt. Die Männer arbeiten viel, trinken wenig und sprechen gar nicht; sie befehlen nur. Ihre Nasen sind grade, ihre Augen kalt, ihre Lippen bilden einen scharfen Strich, ihre Knochen sind gewaltig und ihre Hände entsetzlich. Der Urahne des Bauern hat als junger Mann im Moore mit einem Griffe einen Strolch, der ihn anfiel, erwürgt. Die Frauen haben immer viel Geld und starke Knochen gehabt. Vom Dieshofe hat Deutschland tüchtige Leute bekommen: einen General, vier Geistliche, einen berühmten Anatom, alles Männer der Tat. Denn auch die Geistlichen waren Männer der Tat; ihre Worte fielen wie Donnerschläge von der Kanzel, und einer von ihnen hat in zehn Jahren aus einer verschnapsten Gemeinde ein anständiges Dorf gemacht, teils mit dem Worte Gottes, teils mit seiner Bauernfaust.

Heute noch erzählt man sich in diesem Dorfe von einer wüsten Schlägerei an einem Sonnabend abend, die so schlimm wurde, daß die Wirtin in ihrer Angst zum Pfarrer lief. Der kam in Hemdsärmeln mit ihr, sprang mitten in den Knäuel der Trunkenen, bläute sie in alle Ecken,

fegte den Schnaps vom Tisch und jagte sie zu Bette. Als er starb, weinten die am meisten, auf die seine Worte und seine Fäuste am schwersten herniedergefallen waren. Sie sind sehr hart, die Männer vom Dieshofe; man sagt ihnen nach, daß sie ihre schwächlichen Kinder nicht aufkommen lassen. Sie haben alle bei der Garde gedient.

Und doch lebt auf dem Hofe ein Mann, der ist nicht hart. Er hat das Diesbursche Gesicht und er hat es nicht; denn die Züge sind fein und die Augen wie die eines Kindes. Das ist Ohm Hein.

Wer ist Ohm Hein? Ohm Hein ist Ohm Hein, weiter nichts. Er geht in Pantoffeln, was sonst kein Diesbur tut, er hilft Kartoffeln schälen, als wäre er eine Magd, er schleppt sich mit den Kindern ab, er trägt sie in der Sonne umher, er bringt sie zu Bett, er wacht bei ihnen, wenn sie krank sind, und er erzählt ihnen Geschichten, sonderbare Geschichten, die einst Homer in Verse brachte und für die Herodot Worte fand. Wenn er sie in Schlaf singt, so singt er die Hexameter des Homer, und ärgern sie ihn, so schimpft er auf griechisch oder lateinisch. Sonntag nachmittag sitzt er in der Laube oder wintertags in seiner Dönze und liest in den vergilbten Büchern, die ihm von Odysseus und Ajax erzählen und von den Sitten der nubischen Völker, die Herodot uns aufbewahrte, und von dem, was Tacitus über die alten Deutschen schrieb.

Er liest es, aber er versteht es nicht. Er liest das Griechische und Lateinische glatt herunter, aber der Sinn ist ihm entschwunden. Er mengt das, was der Pastor von der Kanzel spricht, mit den Gestalten Homers zusammen und formt krause Geschichten daraus, läßt Petrus den Hektor besiegen und die schöne Helena Christi Haupt mit köstlichem Öl salben. Meist sind seine Augen gut und fromm; nur wenn der Mai kommt, blicken sie kalt und hart, und wochenlang spricht er dann nur mit den Frauen und den Kindern.

Denn im Mai war es, als sein Vater ihn vor dem Gymnasium erwartete und ihm sagte: „Ich habe dich abgemeldet; Johann ist tot; er hat das Nervenfieber gehabt. Deine Sachen sind alle im Wagen; ich habe sie von dem Pastor geholt. Und jetzt wollen wir Mittag essen."

Heinrich war damit Hoferbe, denn das Gesetz auf dem Dieshofe lautet: „Der Älteste wird Hoferbe; der zweite Sohn studiert; der dritte heiratet auf einen Hof." Die erste Nacht lag Heinrich schlaflos und dachte an seine Bücher und an die Kanzel, auf der er sich schon gesehen

hatte; am andern Morgen war er bei der Arbeit. Er arbeitete wie ein Knecht; aber die Bücher vergaß er nicht. Halbe Nächte saß er mit Lexikon und Grammatik über dem Herodot und dem Homer oder dem Tacitus und dem Cicero; und wenn er beim Pflügen oder Säen daran dachte, daß er drei Jahre lang den ersten Platz in der Klasse gehabt hatte, dann wurde sein Gesicht heiß, und seine Augen flogen mit Haß über das Feld. Aber nie klagte er dem Vater oder der Mutter seine Not, nie ließ er in der Arbeit nach, und noch vor den Knechten war er am Morgen aus dem Bette. Er weinte keinmal in seiner Kammer, aber er lachte auch nicht; er ging nur gezwungen in den Krug und die Mädchen behandelte er wie Luft.

Das ging so sieben Jahre lang. Seine Hände wurden braun und breit und sein Gesicht schmal und blaß; um seinen Mund legten sich Falten, und seine Augen waren kalt und starr. Aber am ersten Mai des achten Jahres an dem Tage, als der Vater ihn mit den Rotschimmeln abholte, da lächelte er milde und freundlich, als er morgens aus seiner Kammer kam; und sein Vater wußte nicht, was er sagen sollte, als er ihn dastehen sah, angetan mit dem Kirchenzeuge und die alten Schulbücher unter dem Arme. Er wollte ihn anfahren, aber als er ihm in die Augen sah, da zitterte er und mußte sich setzen, und drei Tage darauf lag er auf dem Schragen; ein Schlagfluß hatte ihn umgeworfen. Heinrich aber ging lächelnd an dem Sarge vorbei, sprach von dem guten Zeugnis, das er bekommen werde, und fragte den Pastor, ob die Griechen Thalassa oder Thalatta und die Römer Cicero oder Kikero gesprochen hätten und bat ihn um die Deutung einer schwierigen Stelle im Livius.

Er wurde nach Hildesheim gebracht. Nach einem Jahre wurde er als unheilbar entlassen. Seitdem lebte er als harmloser Irrer auf dem Hofe, den der jüngste Bruder antrat. Er schält Kartoffeln und wartet die Kinder, geht jeden zweiten Sonntag, in den langschößigen Kirchenrock gekleidet und in dem Knoten des Doppelbinders die goldene Nadel, zur Kirche und liest nachmittags in seinen Büchern. Er kommt niemand in die Quer. Redet er krauses Zeug, so läßt man ihn reden, ohne darüber zu lachen.

Man achtet überhaupt nicht auf ihn. Er zählt nicht mit. Er ist eigentlich gar nicht da. Er ist bloß Ohm Hein.

Köhlerhannes

Ich kam vom großen Brandmoore zurück; es war nichts mit der Pirsch gewesen.

Den ganzen Nachmittag war ich in dem hohen Haidkraut umhergestiegen, hatte aber weiter keinen Anblick gehabt, als auf Ricken und einen minderen Bock. Obwohl es schon an der Zeit war, trieben die Böcke dennoch nicht.

So stand ich zwischen Moor und Holz und wußte nicht, was ich anfangen sollte. Da sah ich Rauch aufsteigen, und ging eilig darauf zu in dem Gedanken, daß es dort brenne. Aber als ich näher kam, erkannte ich, daß der Rauch von der Stelle kam, wo geköhlert wurde, und sah auch Köhlerhannes beim Feuer.

Ich machte den dreifachen Kuckucksruf, als ich dicht bei ihm war. Da drehte er sich um, hielt die Hand über die Augen, lachte und rief: „Kommst just zur rechten Zeit! Hast 'ne Nase, als wie der Fuchs." Er gab mir die schwarze, harte Hand, lachte, daß noch mehr Falten in sein schrumpeliges Gesicht kamen, zeigte auf einen Haufen Steinpilze, die auf einem abgewaschenen roten Taschentuch lagen, und meinte: „Weißt du noch? Vorigen Herbst? Du wolltest ja mal Köhlerkost essen! Aber da mußtest du fort."

Ich hatte mehr als einmal an der Meilerstelle gesessen und Hannes und seinen Gehilfen bei der Arbeit zugesehen, hatte Aschekartoffeln bei ihnen gegessen, Speck und Wurst mit ihnen geteilt und zugehört, was sie erzählten, wenn die Ziegenmelker spannen und die Himmelsziegen meckerten, und war gut Freund mit dem alten Kohlenbrenner geworden, der allerlei wußte, was mir fremd geblieben war, obzwar ich doch auch von Kindesbeinen an da herumgelaufen bin, wo es nicht Weg noch Steg gibt.

In den hohen Fuhren rief der Ringeltäuber zärtlich nach seiner Täubin. Hannes sah mit seinen farblosen Augen den Damm entlang. „Schönes Wetter vom Tage", murmelte er; „der Wind steht. Schade,

daß kein Meiler im Gange ist!" Dann sah er nach mir hin: „Ach so, ja; ich hatte es ganz vergessen, daß du da bist. Kannst noch Holz holen gehen, aber brenniges." Er stokerte das Feuer an, rieb sich das Kreuz, setzte sich auf den Grabenanwurf und machte die Pilze zurecht; das ging ihm flink von der Hand, obschon Wind und Wetter und schwere Arbeit seine Finger krumm und steif gemacht hatten.

Als ich mit einer Trage Feuerholz zurückkam, hatte er die Pilze schon fertig und war gerade dabei, ein Stück Speck in plattdünne Scheiben zu schneiden. Ich warf das Holz hin, band den Rucksack auf, gab her, was ich an Schinken und Wurst hatte, langte auch die Flasche heraus, und da lachte der Alte und sagte: „Nun können wir nicht verderben und wollen dreimal so fein leben, wie die anderen, die nach dem Danzefest hin sind!"

Er schnippelte die Pilze kurz, tat sie auf die mit den Speckscheiben ausgelegte Pfanne, schichtete wieder Pilze darauf, gab dann Wurstscheiben dazu, und abermals Speck und Pilze, streute Salz darüber und rieb einige getrocknete Wacholderbeeren darauf, drückte mit einem Holzlöffel alles fest aufeinander, holte den Dreifuß her, stülpte ihn über das Feuer, setzte die Pfanne darauf und regelte mit einem Braken den Brand.

„Tja", sagte er und schmusterte vor sich hin, „tja, was haben die anderen davon, daß sie sich da voll Bier saufen, ihr bar Geld ausgeben und womöglich Krach wegen der Mädchen kriegen? Ich sollte mit. Sie wollten mich sogar freihalten; soviel als ich trinken konnte, wollten sie bezahlen, sagten sie." Er schlug mit der Hand in die Luft: „Nitschewo! wie der Russe sagt. Ich bin nämlich da auch schon 'mal gewesen. Das ist aber all' lange her." Er purrte in dem Feuer herum. „Tja, junge Leute! Die wollen was vom Leben haben! Und hinterher? Da merken sie denn, daß das alles für die Katz' gewesen is. Ich habe auch 'mal die Meinung gehabt, die Stadt, das ist das Leben. Heute, da will ich noch nicht 'mal mehr was vom Dorfe wissen. Ich bin zufrieden, wenn ich im Walde bin. Da hat man keine Anfechtungen vor Leib und Seele. Der macht das Herz friedlich. Und er kostet einem kein Geld. Denn davon kommt alles Unglück. Das ist wahr und gewiß!"

Ein Reh schreckte im Moore, schreckte und hörte gar nicht auf. „Wir kriegen ander Wetter", brummte Hannes; „die Schnecken kriechen

auch schon mehr, als diese Tage. Aber nu' wollen wir unsere Mahlzeit abhalten!" Er nahm die Pfanne vom Feuer, holte einen Blechlöffel aus der Köte, den er erst sauber an dem alten Taschentuche abgetrocknet hatte, schnitt Scheiben von dem harten Brot und sagte: „Nimm an!" Ich aß, und es schmeckte mir so gut, daß ich mit dem Brot die Pfanne ausstippte, als der Alte zum Zeichen, daß er satt sei, seinen Holzlöffel am Rocke ausgewischt hatte. Dann nahm ich die Flasche, trank einen Schluck, korkte sie wieder zu, wie sich das gehört, reichte sie ihm und sah, wie er mit Bedacht trank. „Man kann sagen, was man will", meinte er darauf, „es ist doch 'was Gutes, so ein alter Korn!"

Es war unter der Zeit dunkler geworden. Der Abendstern stand am Himmel, die Wassermäuse pfiffen am Bache, und eine große Fledermaus jagte vor uns nach Motten. Ich gab Hannes eine Zigarre. Er besah sie, zog an der Strippe, an der er sein Klappmesser hatte, schnitt die Zigarre ab, hielt einen Zweig in das Feuer, bis er glühte, zündete damit die Zigarre an und rauchte, ohne ein Wort zu sagen. Und ich tat desgleichen. Ein Stern fiel vom Himmel in das Moor, die Keilhaken flöteten, hinter uns fiepte ein brünftiges Reh in der Dickung.

„So müßte es jeden Abend sein", meinte ich schließlich. Der Alte nickte. „Ja", sagte er dann nach einer Weile, „das wäre am besten." Er sah vor sich hin, horchte nach dem Moore hinaus, wo eine Ente quarrte, und sprach dann, als wäre ich nicht bei ihm: „Einmal hab' ich gedacht, so ein Leben, wie das hier, das ist der Tod. Da bin ich meinem Vater weggelaufen. Und als ich wiederkam, da war er tot. Hinterher, da gereute mich das, daß ich so gegen ihn gewesen war, denn er hatte das gut gemeint mit mir."

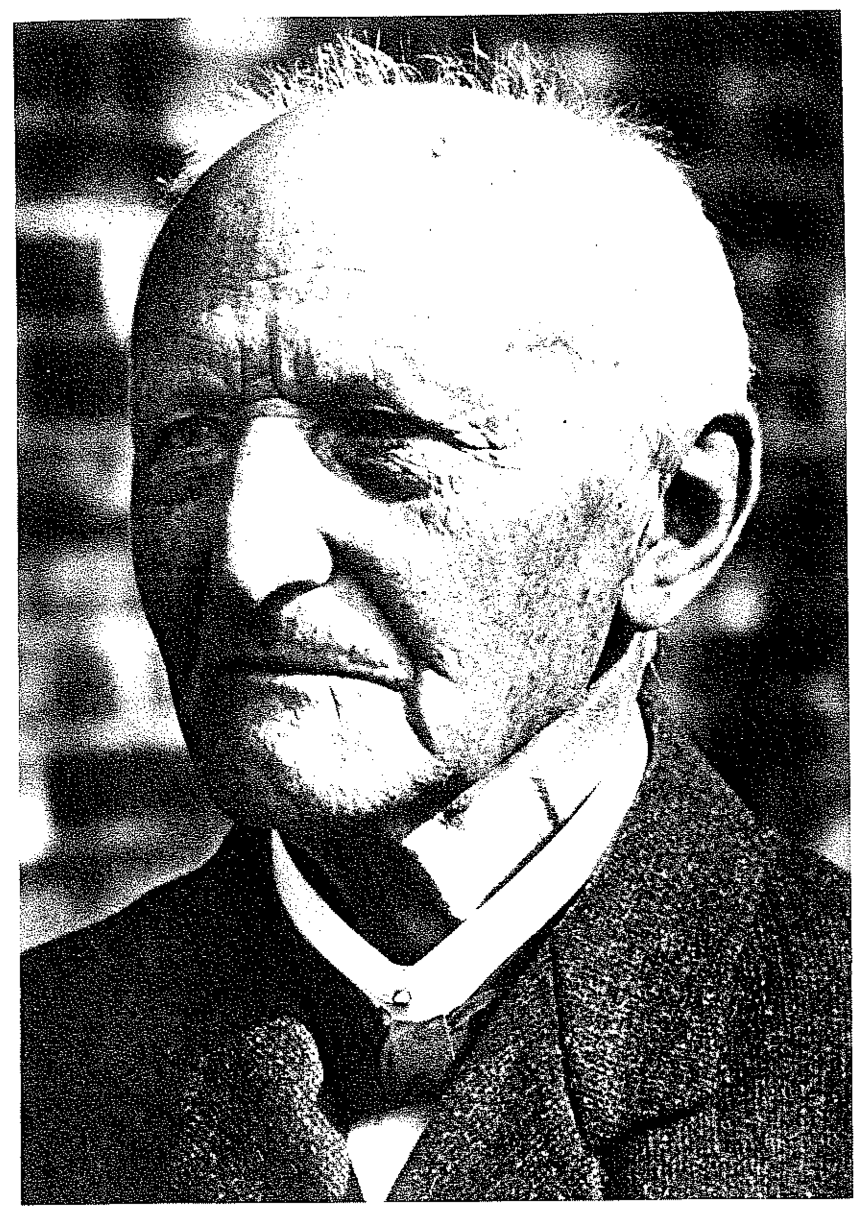
Er warf Holz auf das Feuer, machte es munter, rauchte, sah in die Flammen und sprach weiter: „Später, nach Jahren, ging es mir ganz gut, so wie ich annahm. Dann mußte ich freien. Man hat 'mal so die Zeit, wo es ohne das nicht geht. Das war ja auch soweit ganz schön, bloß daß ich als Köhler die meiste Zeit vom Hause weg war. Na, und das war nicht gut. Und dann kam es eben so, wie es kommen mußte. Zuerst war ich falsch darüber, und wenn ich den anderen in die Finger gekriegt hätte, ich weiß nicht, ob es nicht ein Unglück gegeben hätte. Aber jetzt denke ich: er konnte ebensowenig dazu wie sie, und

wie ich. Das Leben spielt mit dem Menschen manches Mal Schindluder. So sieht es wenigstens aus. Es wird aber wohl alles seine Richtigkeit haben im menschlichen Leben."

Das Feuer brannte langsam herunter. Unsere Zigarren gingen zu Ende. Ich war zu faul, um nach dem Dorfe zu gehen, und schlief bei Hannes in der Köte, bis am anderen Morgen seine Gehilfen mit holprigem Gesinge zurückkamen. Der Alte sagte, sie sollten nur ausschlafen; er wolle unterdes die Örter für die neuen Meiler abstecken. Ich aß noch das Morgenbrot mit ihm und ging dann auf die Pirsch. Am anderen Tage mußte ich abreisen.

Als ich neulich wieder in die Gegend kam und nach ihm fragte, hörte ich, daß er gestorben sei. Seine Gehilfen hatten ihn, als er die Wacht gehabt hatte, frühmorgens tot zwischen den drei Meilern gefunden.

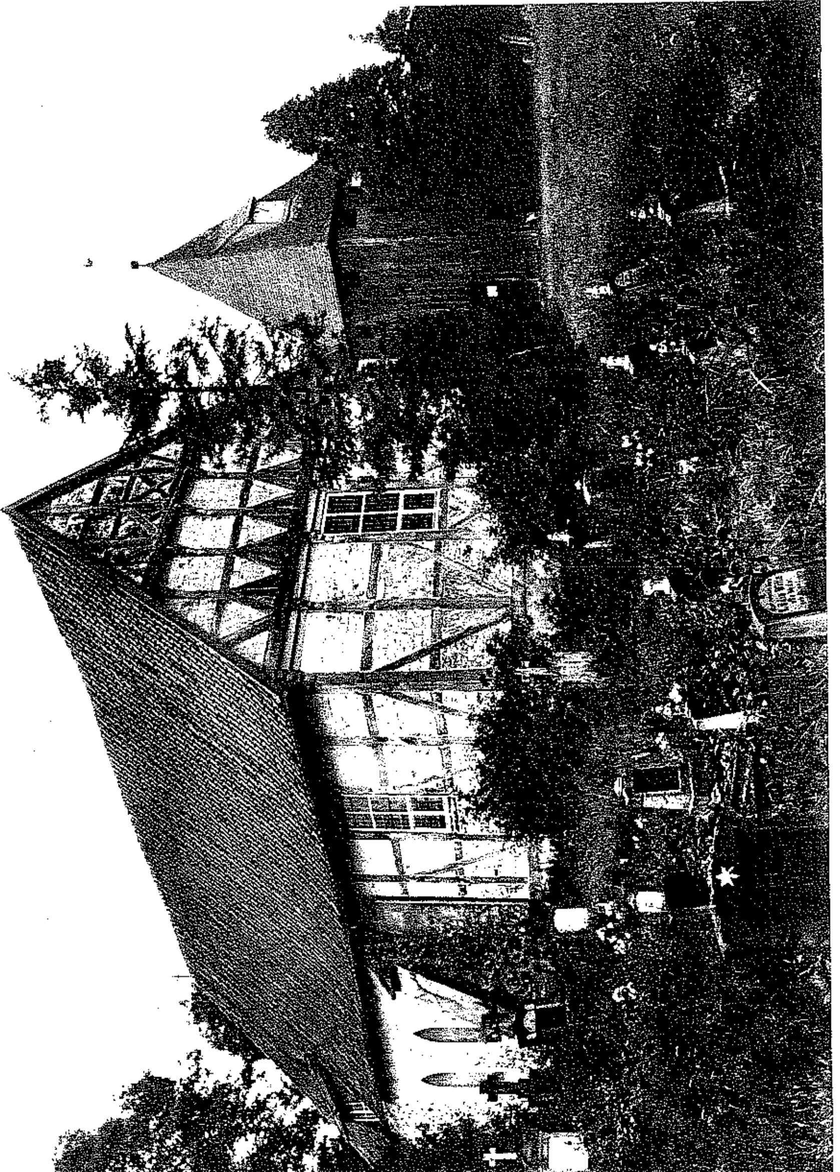
Nun weiß Köhlerhannes Bescheid, ob alles im menschlichen Leben seine Richtigkeit hat, denke ich mir.



Der 78jährige Kantor von Hohne — Hans Pusen

Walther Dobbertin

Alte Kirche in Bispingen



Walther Dobbertin

Kirche mit Glockenturm in Undeloh



Wendländisches Jungvolk auf dem Weg zum Tanzvergnügen, Hans Pusen



. . . in der Börde Sittensen gehen die Mädel für sich voraus Hans Pusen



Festtracht in Scheessel (Camilla Spira) D. L. S.



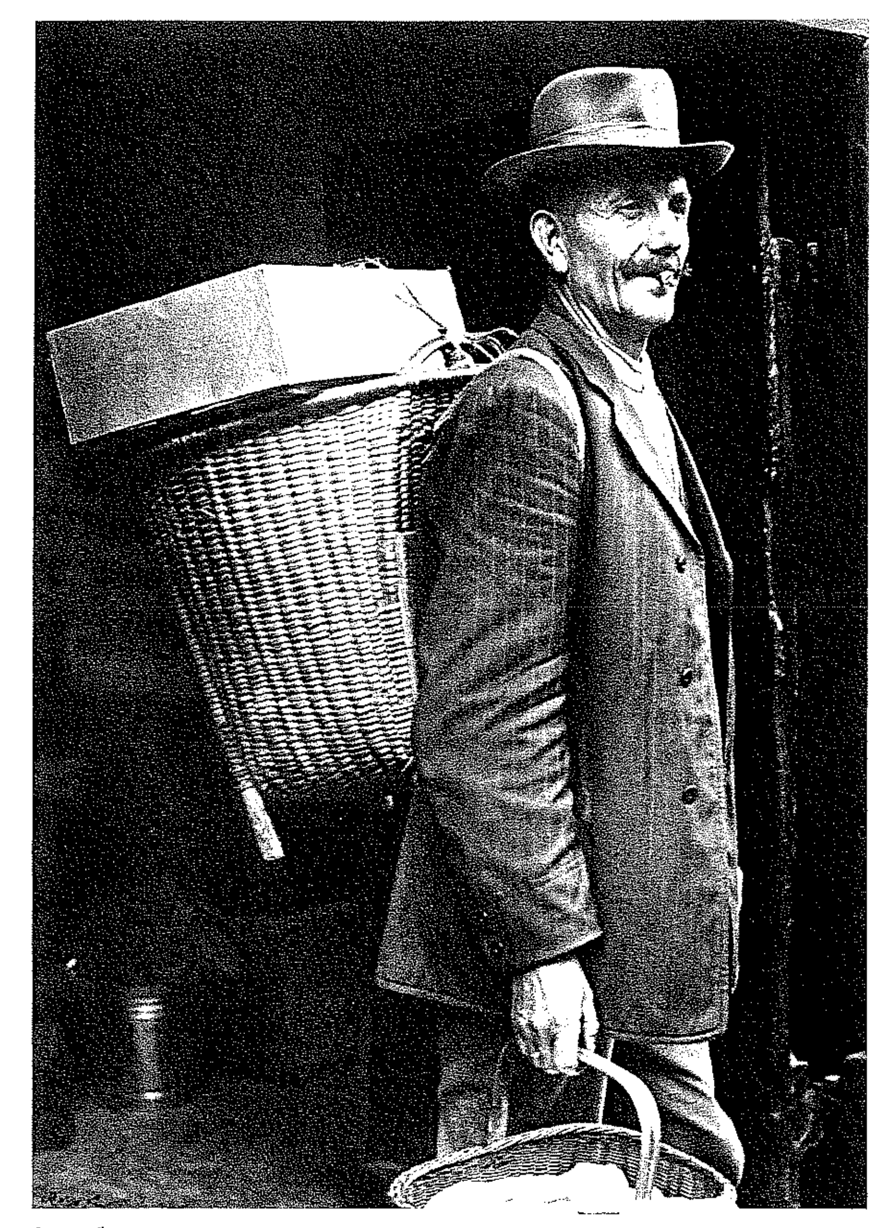
Auf dem Tanzplatz (Camilla Spira und Peter Voß) D. L. S.



Der Förster (Peter Voß) mit zwei jungen Mädchen aus Scheeßel D. L. S.



Tanzendes Paar aus Scheeßel in vollem Schwunge Hans Pusen



Botengänger, der für das Dorf die Einkäufe in der Stadt besorgt Hans Pusen





Müden an der Aller

Hans Pusen



„Die Häuser von Ohlenhof"

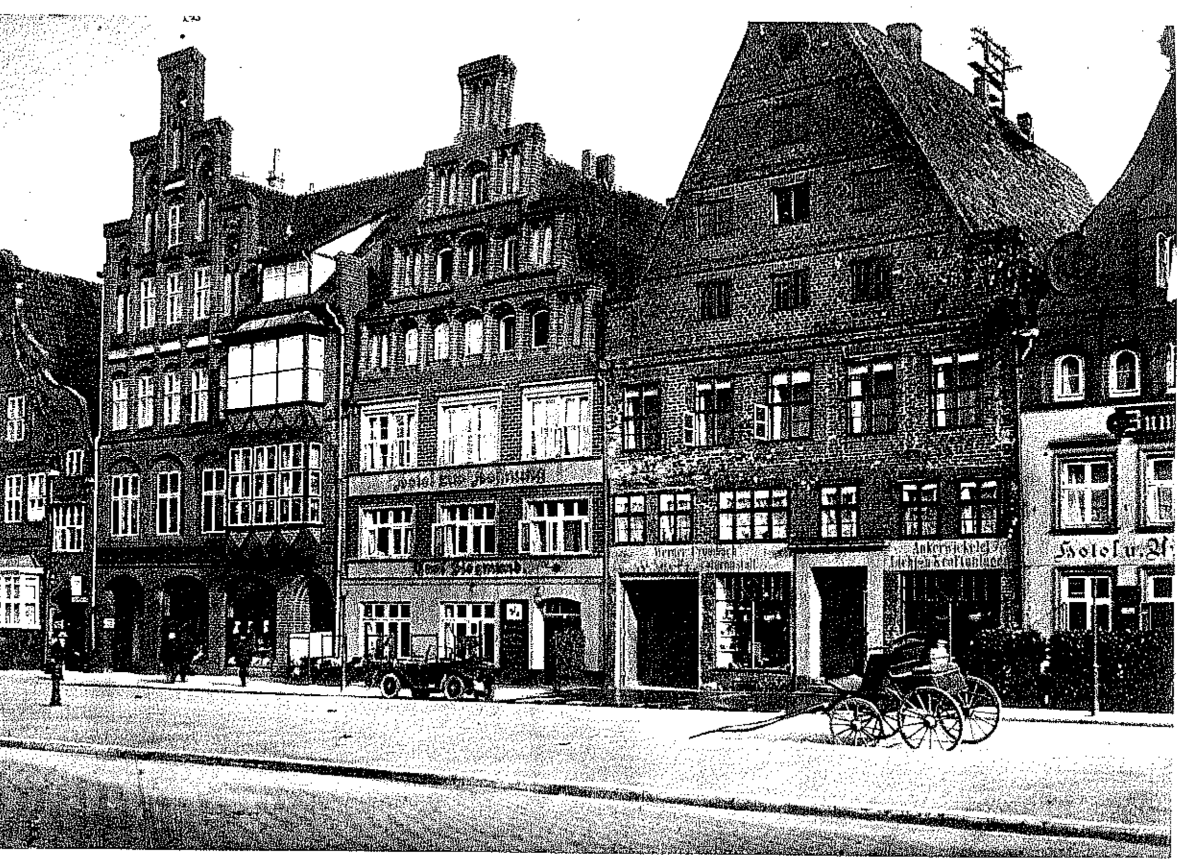
Walther Dobbertin



Die Zöllnerstraße in Celle

Hans Pusen





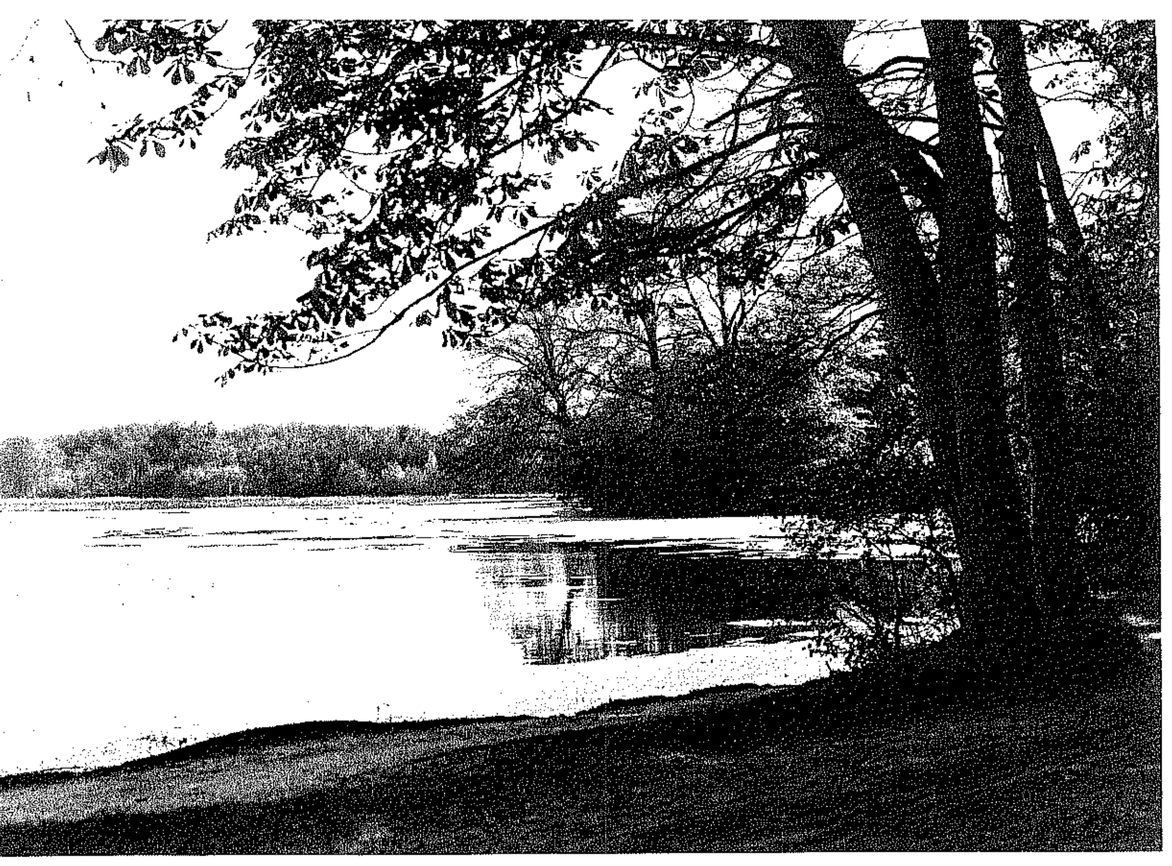
„Am Sande" in Lüneburg

Hans Pusen



Rotenburg i. Hann., in dessen Umgegend die Aufnahmen zu dem Film gemacht wurden

Gerhard Müller



Am Mühlteich

Walther Dobbertin



Korbflechter mit „Wohn"-Wagen   Hans Pusen

Die Mühle

Mitten in den Wiesen, aber von allerlei Bäumen so verdeckt, daß kaum ihr Giebel zu sehen ist, liegt die Mühle.

Der Müller heißt Kassen; seit dreihundert Jahren sitzen die Kassens auf der Mühle. Soweit man zurückdenken kann, haben die Kassens alle einen Ekelnamen gehabt. Der Vater des Müllers hieß Tjawollja; denn meist sagte er nichts anderes als „Tjawollja".

Sein Sohn, der jetzt die Mühle hat, spricht mehr. Zu Hause spricht er nicht viel, aber in Gesellschaft genug, meist aber lauter halbe Sätze. Deswegen heißt er Quassel.

Den meisten Unsinn redet er, wenn es sich um ein Geschäft handelt; je wichtiger das Geschäft ist, um so mehr Korn und Kaff redet er dann durcheinander. Er redet die Leute krank und elend, und wer ihn zum ersten Male hört, hält ihn für unklug, zumal er hinter jedem halben Satz wie albern lacht, alle Augenblicke eine Prise nimmt und sich eine Weile mächtig schneuzt.

„Gib mir 'n Schnaps, Schimmelberg", sagt der Viehhändler Meyerstein und trocknet sich mit seinem roten Taschentuche die Stirn; „ich bin rein alle. Ich hab' Quassel eine Kuh abgekauft. Gott soll mich strafen, wenn ich es wieder tu'. Der Mann redet einem die Stiebel von die Füß' und das Hemd von's Leib. Einen Stuß redet der Mann, nicht zu sagen, und hinterher ist man der Dumme. Gib mir noch 'n Schnaps, Schimmelberg!"

Unterdessen sitzt der Müller vor der Türe, in der Hand die halblange Pfeife. Die Rosen duften, die Nachtigall schlägt im Ellernbusch, die Forellen im Mühlenteiche gehen nach Abendfliegen auf, und Quassel ist zufrieden; er hat den Viehhändler matt und mürbe geredet und die Kuh zu einem guten Preise losgeschlagen.

Er weiß, wie ihn die Leute nennen, aber er lacht darüber. Der eine macht sein Geschäft damit, daß er klug redet, Kassen redet dummes Zeug und kommt dadurch ebenso weit. Wenn der Lohörster Baron den

Namen Kassen hört, bekommt er einen roten Kopf und flucht in sich hinein. Als das Dorf und der Baron Bruchland austauschten, ließ sich der Vorsteher krank melden, und der Müller mußte in das Vordertreffen.

„Liebster Tesel", sagte die Freifrau zu ihrem Manne, „was hat der Mann bloß für einen Heringssalat zusammengeredet. So etwas habe ich mein Lebtag noch nicht gehört. Ich habe ja nur wenig gehört, aber das war ungefähr so, als wenn eine wilde Sau Eicheln sucht; hü und hott durcheinander!"

Ihr Mann nickte mit dem Kopfe: „Ja, mein Herze, er hat soviel Kraut und Rüben durcheinander geredet, bis mir selber dumm zumute wurde. Das Schlimme dabei ist nur, daß er sich selber nicht dösig quasselt. Das ist ein Leimsieder. Er weiß ganz genau, warum ich gerade die alte Sauerwiese haben muß, die für ihn gar keinen Zweck hat, aber ich habe sie teuer bezahlen müssen. Überhaupt die Kassens; der Teufel soll sie lotweise holen!"

Das hatte der alte Baron auch schon gesagt; denn die Mühle hatte ehedem zu Lohorst gehört und die Kassens waren nur Erbpächter gewesen. Sie behaupteten zwar, ursprünglich wäre die Mühle ihr Eigentum gewesen, was schon allein daraus zu entnehmen wäre, daß auf dem Torbalken der alten Mühle nicht das freiherrliche Wappen, sondern die Kassensche Hausmarke eingehauen war, und Tjawollja sagte, sein Vater habe ihm heilig und teuer versichert, die Lohörster Herrschaft habe sich durch Lug und Trug in Besitz der Mühle gesetzt.

Das half ihm aber alles nichts; jedes Jahr am Jakobitage mußte er nach Lohorst und die Pacht abliefern. Zu Fuß mußte er kommen und barhäuptig die Schloßtreppe hinaufgehen; denn so war es in dem Vertrage bestimmt, und wenn auch der Gutsherr ihn auf der Treppe abfing und ihn nötigte, sich zu bedecken, ärgern tat es ihn doch, daß er wie ein höriger Mann ankommen mußte.

Er sagte aber nichts, denn geschrieben ist geschrieben. Er zählte die Pachtsumme in Gold auf den Tisch und den neuen Groschen und den roten Pfennig, wie es in der alten Schrift stand, aber das doppelte Butterbrot und den großen Schnaps, der ihm für den Weg zukam, nahm er nie an, sondern sagte jedesmal nur: „Tjawollja, Herr Baron, aber ich habe schon gefrühstückt, tjawollja." Wenn der Gutsherr aber

nachher am Gutskruge vorbeikam, dann saß Kassen jedesmal vor einem frisch angeschnittenen Schinken vor der Türe und trank mit dem Krüger eine Flasche Rotwein zu zwei Talern.

Der alte Baron war kein besonderer Landwirt und überließ die Landwirtschaft ganz seinem Inspektor, und was der ihm riet, das tat er. Da nun der alte Kassen und der Inspektor gut Freund waren, so kam es, daß der Müller das Wiesenland, das bei der Mühle lag, und das der Herrschaft gehörte, nach und nach aufkaufen konnte. Dann klagte er darüber, daß er, seitdem die Landstraße gebaut wäre, einen so schlechten Zuweg zu der Mühle habe, und daß ihm der Weg das Land zu sehr zerschneide, und schließlich verkaufte ihm der Baron den Weg, und Kassen legte einen neuen Weg an, der durch die Wiesen führte. Und dann starb er.

Er starb an einem eingequetschten Bruche, den er sich beim Schützenaufziehen gehoben hatte. Als er sich legen mußte, weil er schreckliche Schmerzen hatte, mußte sein Sohn heimlich den Arzt holen lassen, und der Alte war sehr unzufrieden darüber; denn er hatte in seinem ganzen Leben noch keinen Doktor nötig gehabt. Der Doktor kam, untersuchte den Bruch und sagte: „Ja, Kassenvadder, das hilft nun nichts; Ihr müßt in die Stadt nach der Klinik. Ansonsten werdet Ihr nicht wieder gesund." Der Müller, der sich vor Wehtag im Bette bog, fragte ihn: „Tjawollja, Herr Doktor, aber kann ich hinterher denn noch wieder Arbeit tun?" Der Arzt schüttelte den Kopf. „Dann bleibe ich, wo ich bin!" sagte der Müller.

Kein Zureden half. Der Pastor kam, der Vorsteher kam, die Baronin kam, aber Kassen schüttelte nur den Kopf und sagte: „Als 'n Krüppel will ich nicht leben; ich müßte mich ja vor mir selber schämen, tjawollja." Vier Wochen quälte er sich hin und biß einen ganzen Lederriemen, den er sich hatte geben lassen, in Stücke, weil er nicht schreien wollte. Wenn aber die Schmerzen von selber nachließen, oder weil der Arzt ihm Morphium eingespritzt hatte, dann lachte er manchmal hell auf und nickte seinem Sohne zu, und so traurig dem zu Sinne war, er lächelte doch; denn er wußte, warum sein Vater so oft auflachen mußte, und daß er das nicht tat, weil er vor Krankheit albern geworden war, wie der Pastor gemeint hatte, als er ihm Trost zusprach und Kassen mitten im Beten loslachte.

Er starb bei hellem Verstande mit dem Lederriemen zwischen seinen langen, gelben Zähnen; als er schon halb hinüber war, sah es aus, als ob er noch lachen wollte, und als er tot war, hatte er ein halbes Lachen um den Mund, so daß es im Dorfe hieß, er würde einen aus der Familie nachholen. Es war aber kein Lachen auf baldiges Wiedersehen, das er um die Lippen hatte, kein seliges Lachen und auch kein tückisches, es war das Grienen, das der Alte an sich hatte, wenn er den Viehhändler angeschmiert hatte. Ein Vierteljahr später wußte man im Dorfe, warum er bis über das letzte Gebet gelacht hatte, und alles lachte mit.

Nur der Baron lachte nicht, und noch ein Jahr nachher schimpfte er Mord und Brand, wenn von der Mühle die Rede war, und nannte alles, was Kassen hieß, ausgemachte Halunken und in der Wolle gefärbte Leutebetrüger, bis das dem Müller zu Ohren kam; da mußte der Baron vor Gericht und sich mit ihm vergleichen, was ihn zehn Taler in Gold, einen neuen Groschen und einen roten Pfennig kostete, und nur mit Rücksicht auf seine weißen Haare stand der Müller davon ab, daß der Gutsherr ihm das Geld selber in das Haus bringen mußte. Hinterher lachte der Freiherr zwar über die ganze Geschichte, aber wenn er an der Mühle vorbeifahren mußte, dann drehte er den Kopf nach der andern Seite.

Verdenken konnte man ihm das auch nicht; denn der alte Kassen hatte ihn schön hineingelegt. Als der neue Müller dem Baron die Pachtsumme brachte, kam er ganz gegen den Gebrauch zweispännig vorgefahren, behielt den Hut auf der Treppe auf und zahlte die Pacht nicht in Gold, sondern in Silber, legte auch keinen neuen, sondern einen abgegriffenen Groschen und einen Pfennig hin, der schwarz und schmierig war. Darüber wurde der Freiherr falsch und sagte ihm, von nun an müsse er eine höhere Pacht zahlen; alles sei teurer geworden, und die Mühle bringe das Zehnfache von dem ein, was früher damit verdient wäre.

„Tja, Herr Brron", sagte Kassen darauf, nahm eine Prise und schneuzte sich ausgiebig; „tja, Herr Brron, das sagen Sie wohl so. Aber daß die Löhne teurer geworden sind und dann das mit dem Hochwasserschaden und überhaupt die vielen Ärgernisse, wo doch alle Zucht aus den Leuten ist und kein Gottesglauben, Herr Brron, indem daß so ein Geselle alltags Tobak raucht und die Dirns sich wer weiß was auf das Leib ziehen und womöglich aus purer Hoffart jeden Sonntag in die Kirche wollen, und was meine Frau ist, die kann das Melken machen, und denn ist noch zu bedenken, was die Kassens aus der Mühle alles gemacht haben, Herr Brron, indem daß es früher doch man eine Klippmühle war und nun eine ordentliche Mühle mit Doppelbetrieb, wozu die Herrschaft nicht einen roten Pfennig zu beigetragen hat, Herr Brron, und deswegen sollte sich der Herr Brron das doch erst noch überlegen mit der Pachterhöhung; denn was ich bin, ich kann darauf nicht eingehen, weil es eine Unbilligkeit ist und eine Härte, Herr Brron."

„Na, denn man zu," sagte der Gutsherr; „dann sage ich Ihnen hiermit auf, Kassen; ich kriege wohl noch einen andern Pächter."

Der Müller nahm eine Prise und schneuzte sich: „Tja, Herr Brron, tja, das ist wohl möglich, es gibt ja Müllers genug, und die Mühle ist gut, bloß daß ich meine, wenn der neue Pächter kein Hexenmeister ist oder sich darauf versteht, mit einem Luftballong zu fahren, denn so möchte ich wohl wissen, wie er nach der Mühle hinkommen will?" Der Baron zog die Augenbrauen hoch: „Kassen, was reden Sie da? Wie soll ich das verstehen?" Der Müller machte sein dümmstes Gesicht: „Tja, Herr Brron, das ist doch ganz einfach, wo Sie meinem Vater selig den Weg verkauft haben, der uns so unbequem war, und wir uns den Zuweg durch unsre Wiesen gemacht haben, indem daß nun alles Land rund um die Mühle unser ist und kein einer Mensch ohne unsere Erlaubnis nach der Mühle hinkommen kann anders als durch Zaubereigeschichten oder mit einem Luftballong, was doch zu umständlich ist und zu kostspielig."

„Einen Augenblick", sagte der Baron, „ich habe etwas vergessen." Er ging zu dem Inspektor und lümmelte den ganz furchtbar herunter wegen des Verkaufes des Weges, und nachher mußte der Kutscher anspannen und den großen Spiegel nach der Stadt fahren, weil mitten darin ein mächtiges Loch war, und eine Kristallschale lag in tausend Scherben auf der Erde, und als Kassen fort war, dröhnte das ganze Schloß, so fluchte der Freiherr, und der Inspektor ging herum wie ein Hund, der die Staupe im Leibe hat.

Als das Jahr sich wandte, kam Kassen nicht wieder an und brachte die Pacht; er hatte die Mühle von dem Baron gekauft, und er hatte sie preiswert gekauft.

Die Wilderer

Es war in einer blanken Vollmondnacht, als sie sich kennenlernten. Greif hatte sich so verlassen gefühlt, daß er bei seiner ziellosen Suche sich plötzlich hinsetzte und seinem Jammer Ausdruck gab.

So saß er da, mager und dürr wie ein hungriger Wolf, auf der Kuppe des Hügels und erfüllte die Stille der Maiennacht mit hohlem Geheule, so daß die Rehe, die sich in der Wiese ästen, vor Entsetzen in die Dickung stoben.

Ein trauriges Leben war es, das Greif in den letzten Tagen geführt hatte. Sein neuer Herr wollte ihn in aller Eile zum Polizeihund machen, und als das nicht so schnell ging, gab es wenig Fressen und viel Schläge, bis es dem Hunde zu arg wurde. Er scharrte sich nachts unter dem Hoftore durch und lief davon.

Er hatte vor, sich wieder zu seinem alten Herrn zurückzusuchen, aber er konnte sich nicht hinfinden, weil er mit der Eisenbahn zu dem neuen Herrn geschickt war. So trieb er sich drei Tage umher, ohne mehr in den Leib zu bekommen als ein paar Brotrinden und Knochen, die er in den Straßengräben fand. Schließlich, als er es vor Heißhunger nicht mehr aushalten konnte, riß er ein Kalbsgeschlinge, das vor der Tür eines Schlächters hing, herunter. Das bekam ihm schlecht. Der Schlächter warf ihm ein Hackbeil gegen den Kopf, daß er halb betäubt umfiel, und zwei große Fleischerhunde fielen über ihn her und zerzausten ihn derartig, daß er mit Mühe sein Leben rettete. Von da ab hatte er sich in den Feldern umhergetrieben, Mäuse ausgescharrt und Junghasen gegriffen, und war allen Menschen in weitem Bogen ausgewichen, besonders als ihm eines Abends, wie er vor dem Walde dahinstrich, ein Schrotschuß die Keule geschrammt hatte. Seitdem verbarg er sich den Tag über im Getreide und jagte erst, wenn es dunkel geworden war. Aber er verstand sich zu wenig auf das Jagen, war er doch im Zwinger aufgewachsen und hatte dann das gesittete Leben eines Begleithundes geführt, und so mußte er viel Hunger leiden. Außer-

dem kam er sich ausgestoßen und verlassen vor, und als nun der Mond so hell schien, mußte er den Kopf hochnehmen und losheulen.

Plötzlich verschwieg er und starrte scharf, die Glieder zum Sprunge zusammennehmend, nach dem Roggenschlage, denn da raschelte es leise. Schon liefen ihm silberne Geschmacksfäden über die Lefzen, denn er dachte, ein Hase käme an. Aber dann machte er eine Bürste aus seinem Rückenhaare, denn in der Wasserfurche tauchte ein Hund auf, ein weißer Terrier, mit schwarzen Placken. Greif wußte nicht, ob er vor ihm flüchten oder sich auf ihn stürzen sollte. Aber der andere piepte so bittend und wedelte mit dem rauhen Stummel so freundschaftlich, daß Greif nicht anders konnte und auch piepen und wedeln mußte, und nachdem sie sich eine Zeitlang umeinander gedreht und einander ausgiebig beschnüffelt hatten, spielten sie auf dem Koppelwege so vergnügt, als gäbe es keine grünen Jäger und blauen Bohnen auf der Welt, und gingen dann selbander auf die Jagd.

In dieser einen Nacht lernte Greif mehr von Wild und Weidwerk, als in seinem ganzen früheren Leben, denn Gripps, der Terrier, verstand sich gut darauf. Wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte er verhungern müssen, denn seit der Mondnacht, als er einer heißen Hündin wegen seinen Herrn und das Auto in einem Dorfe verloren hatte, waren schon vier Wochen in das Land gegangen. Aber er sah dennoch prick und prall aus, denn erstens brauchte er nicht soviel Fressen, um satt zu werden, wie ein großer Schäferhund, und dann hatte er auf dem Gute, wo er aufgewachsen war, es gut gelernt, wie man Hamster fängt, Mäuse greift und noch anderes, was in Feld und Wald lebt und Haare oder Federn hat. Weil es ihm nun so ganz allein aber so langweilig war, wie Greif, und er ihm anroch, daß der krank vor Hunger war, so führte er ihn erst zu den Resten eines Hasen, die er in einem Wasserdurchlasse versteckt hatte, und als nichts davon mehr übrig war, in den Wald, wo er ihm ein Rehkitz zutrieb.

Nach einer Woche war Greif ein fast ebenso guter Jäger wie sein Lehrprinz, wenn dieser, weil er gewitzter veranlagt und erfahrener war, auch immer die Leitung behielt. Dafür war der andere aber der schnellere und andauerndere Läufer und verstand es mit der Zeit meisterhaft, einem Hasen, den Gripps ruhig und unverdrossen vor sich hertrieb, den Paß abzuschneiden und ihn mit wenigen Fluchten trotz allen

Hakenschlagens zu packen, oder einem Reh, das sein Freund auf ihn zudrückte, den Wechsel zu verlegen und es niederzuziehen, und so lebten beide den Sommer über herrlich und in Freuden.

Gripps hatte es sich längst abgewöhnt, mit hellem Halse zu jagen, und Greif jagte ebenfalls stumm; deshalb blieben ihre Schandtaten auch lange verborgen, zumal sie ihre Beute stets inmitten der Getreidefelder, in den Dickungen und Weidenhegern fraßen, wo sie auch den Tag verschliefen. Den Jagdpächtern in der Gegend fiel es freilich allmählich auf, daß die Rehe immer weniger vertraut wurden und daß erst mehrere hochbeschlagene Ricken und später viele Kitzen abgängig waren, gaben aber Wilddieben und Ströppern die Schuld, ohne es zu ahnen, daß die Wilderer auf vier Läufen gingen. Zudem hielten sich die beiden Freijäger bald hier, bald dort auf, je nachdem Wind und Wetter danach waren, und sahen sich vor den Menschen vor.

Als die Sensen und Mähmaschinen die Felder kahl gemacht hatten, fanden die beiden Stromer das Leben nicht mehr so schön wie zuvor, als es überall Deckung für sie gab, und wenn auch die längeren Nächte ihrem Treiben günstig waren, so war ihnen doch unbequem, daß sie oft weit rennen mußten, um vor Tagesanbruch ein Versteck zu finden. Darum scharrten sie sich an verschiedenen Stellen Höhlen, in denen sie sich vor Wind und Wetter bergen und vor den Augen der Menschen sichern konnten, waren aber doch ab und zu gezwungen, wenn der Morgen sie überraschte, in einem Feldholze oder einer Strohdieme unterzuschlüpfen. Da es nun auch keine Junghasen und Rehkitze mehr gab, die leicht zu haschen waren, die kühlere Witterung aber ihren Hunger verdoppelte, so verloren sie ab und zu ihre Vorsicht, strichen am hellen Tage über die Stoppeln, griffen bald hier, bald da eine Gans trotz des Geschreies der Kinder, die dabei waren, holten Hühner vor den Bauernhäusern und Enten von den Teichen weg und rissen sogar eine Ziege, die vor einem Arbeiterhause angepflöckt war.

So konnte es nicht ausbleiben, daß sie gesehen wurden und daß die Jagdpächter sich einen Reim auf die abgängigen Ricken und Kitze machten. Sie stellten sich da, wo die Wilderer gesehen waren, an, hatten aber ebensowenig Glück damit, wie mit dem Abtreiben der Hölzer und Weidenheger, in die sich Greif und Gripps hineinspürten, denn so schlau blieben die beiden Hunde doch, wenn sie auch noch so hungrig waren,

daß sie stets mit dem Wind gegen sich stromerten, und sobald ihnen menschliche Witterung zuwehte, machten sie schleunigst kehrt. So dumm waren sie außerdem auch nicht, daß sie es nicht merkten, wenn sie getrieben werden sollten; sie drückten sich so lange, bis die Treiber vorüber waren, und stahlen sich, sobald es dunkel war, heimlich ab. Schließlich legten die Jagdpächter Gift. Die Folge davon war, daß mehrere Bauernhunde eingingen und die Jagdpächter verklagt wurden; die Wilderer fielen aber nicht, der Gripps war zu gut erzogen, um Straßenfraß anzurühren, und Greif richtete sich in allem nach seinem Freunde.

Als die zweite Neue die Feldmark weiß gefärbt hatte, sollte es ihnen aber doch an den Kragen gehen. Die Jagdpächter hatten ein großes Aufgebot von Flinten und Treibern bestellt und zogen um alle die Orte, wo sich die Hunde öfter gespürt hatten, Kessel. Als sie nach dem zweiten Kreise auf ihren Jagdstühlen saßen und sich bei Brot, Wurst und Schnaps erholten, lagen Gripps und Greif keine dreihundert Schritt von ihnen mäuschenstill in einem überwachsenen und verschneiten Durchlasse, und als die Jagdgesellschaft zum dritten Kessel aufbrach und der Kutscher, anstatt die geschossenen Hasen auf den Wildwagen zu hängen, wie ihm anbefohlen war, auf eine Anhöhe stieg, um der Jagd zuzusehen, krochen beide aus ihrem Verstecke hervor, witterten lange, und dann nahm sich jeder einen Hasen und ging mit ihm ab.

So verbrachten sie, wenn es auch oft tagelang nichts als Mäuse gab und sie oft genug Hunger leiden mußten, den Winter. Aber dann kam der Frühling, die Mäuse waren leichter zu fangen und die Hasen setzten und Gripps und Greif ging es allmählich besser; sie bekamen vollere Seiten, und ihr Haar wurde glänzend und glatt. Aber nun kam die Liebe über sie. Hier und da gab es hitzige Hündinnen und mehr als einmal balgten sich die beiden mit den Dorfkötern herum, teilten Schmisse aus und heimsten auch welche ein, wurden aber in ihrem Liebeskoller so dämlich, daß sie eines Morgens im Felde dem Jagdaufseher vor das Rohr liefen, der sich nicht lange besann und auf den Terrier, den er in dem Zwielicht wegen seiner weißen Farbe besser erkennen konnte, zweimal Dampf machte, so daß dieser im Feuer blieb. Er besah ihn sich lange, schnallte ihm das Halsband ab, warf ihn auf den Weg und schickte nachher einen Arbeiter hin, der ihn eingraben mußte.

Greif war eine ganze Weile vorwärts gestürmt, bis er sich sicher genug fühlte. Dann sah er sich um und schnüffelte in der Luft umher. Aber Gripps war nicht da. Er wußte nicht, was er beginnen sollte. Er schlich schließlich auf seiner eigenen Fährte zurück, um seinen Freund zu suchen, aber als er bei dem Koppelwege war, wo die Schüsse gefallen waren, kamen Menschen an und er rannte zurück. Er verbarg sich in einer Strohdieme und lag den Tag über meist im Halbschlaf. Endlich, als es schon recht dunkel war, nahm er seine Suche wieder auf. Als er bei der Stelle anlangte, wo Gripps gefallen war, sträubte er das Rückenhaar, zitterte am ganzen Leibe, scharrte die Erde auf und hielt den Kopf empor und heulte lang und bang.

Dann lief er piepend und winselnd nach dem Dorfe zurück, von dem er am Morgen vorher mit seinem Freunde gekommen war, fand ihn dort aber nicht. Er trieb sich die ganze Nacht umher, besuchte alle nahe liegenden Unterschlupfe und blieb schließlich in einem von ihnen todmüde liegen, bis gegen Abend der Hunger ihn aus dem Busche trieb und er sich auf die Jagd begab. Er hatte aber kein Glück dabei, denn wenn Gripps ihm fehlte, so war es nur halbe Arbeit, und so fand er nichts als ein paar Mäuse und einen eingegangenen Junghasen. So ging es ihm auch in der anderen Nacht und in der dritten Nacht desgleichen. Er kam sich so unglücklich und verlassen vor wie in jener Nacht, als er auf der Kuppe des Hügels saß und dem Monde sein Leid klagte.

Nun war der Vollmond wieder da und zwang ihn loszuheulen. Das hörte der Jagdaufseher, als er aus dem Holze, wo er einen Bock festgemacht hatte, zurückkam. Er ging bis zum nächsten Hochsitze, machte die Hasenklage auf der Faust und erklomm schnell die Leiter. Kaum war er oben, da kam Greif angesetzt. Er war der Meinung, sein Freund habe einen Hasen gegriffen und winselte vor Freude laut. Da knallte es zweimal, er jaulte auf, überschlug sich und fuhr in die Dickung. Dort fiel er um und verendete nach einigen Minuten.

Als ihm das Leben entschwand, winselte er freudig auf. Ihm war so, als stände Gripps bei ihm und leckte ihm den Fang. Es war aber sein eigener warmer Lungenschweiß, der ihm über die Lefzen lief.

Der rote Hinnerk

Im letzten Hause des neuen Dorfes, noch hinter den Brinksitzern am Wittenberg, wohnen der Schuhmacher Erwin Matthies und der Arbeiter Heinrich Rothe. Beide sind Witwer, denen die Witwe Goos, der das Haus zu eigen ist, die Wirtschaft führt. Matthies hat seine Frau auf gewöhnliche Weise verloren; sie stand nach der ersten Niederkunft zu früh auf, erkältete sich und starb. Mit Rothes Frau war es anders.

Er hatte eine harte Jugend gehabt, der jüngste Sohn des Arbeiters Rothe. Der Vater vertrank fast jede Woche seinen ganzen Lohn, so daß seine Frau nicht ein und nicht aus wußte. Als sie freite, war sie ein hübsches Mädchen; nach fünf Jahren sah sie wie eine Vogelscheuche aus, und die Kinder hatten nichts auf den Leib zu ziehen.

Schließlich, als der Mann sie Sonnabend für Sonnabend schlug, lief sie ihm fort, ging nach Celle in Dienst, klagte auf Scheidung und heiratete bald wieder. Die Kinder, die Rothe erhalten mußte, wurden bei kleinen Leuten in Krusenhagen ausgetan, wo sie es nicht gut hatten, zumal als ihr Vater eines Wintertags totgefroren neben der Straße aufgefunden wurde.

Minna Rothe, die ein sehr hübsches Mädchen war, wurde es schließlich zu dumm. Sie lief aus dem Dienst, war erst in Hannover, dann in Hamburg auf der Straße und verscholl darauf ganz. Ihrem Bruder wäre es wohl ähnlich ergangen, wenn der Diesbur sich nicht um ihn bekümmert hätte. Er nahm ihn als Kleinknecht an, hielt ihn gut und konnte wohl mit ihm zufrieden sein; denn Heinrich war fleißig und ging jeder Wirtschaft aus dem Wege. Um seine Mutter kümmerte er sich nicht; denn er vergab es ihr nicht, daß sie wieder gefreit und lange Jahre nicht nach ihm und seiner Schwester gefragt hatte, so daß diese auf die Rutschbahn gekommen war.

Er diente mit Auszeichnung bei den Dragonern in Lüneburg und sollte kapitulieren, wollte aber nicht; denn er war mit Leib und Seele

Wiesenarbeiter und Imker. Als ihm von einem Halbbruder seines Vaters, der nach Amerika ausgewandert war, eine kleine Erbschaft zufiel, baute er sich das kleine Haus, das nun der Witwe Soos zugehört, und nahm sich Anna Voges aus Krusenhagen, ein ansehnliches Mädchen, zur Frau. Als der Diesbur die Braut zum ersten Male sah, blickte er sie mit kalten Augen an und sagte nachher zu seiner Frau: „Hinnerk hat sich vergriffen; wenn das man gut geht. Das Mädchen hat unbeständige Augen."

Es schien aber, als sollte er nicht recht behalten. Zwar stand die junge Frau zu viel auf der Straße und klatschte, und wo es Tanz gab, mußte ihr Mann mit ihr hin. Als dann aber ein kleiner Junge ankam, hielt sie sich mehr im Hause, wenn sie auch jedesmal, mußte sie zum Kaufmann, mehr Zeit dazu brauchte, als just nötig war. Ihr Mann kannte aber weiter nichts, als die Arbeit und den Jungen. Er verdiente gut, zumal er neben seiner Arbeit noch für den Jagdpächter Aufseherdienste verrichtete; denn da er den ganzen Tag draußen war, war es ihm ein leichtes, den Stand der Rehböcke und die Hirschwechsel auszumachen und die Schirme für die Balz zu bauen, auch dafür zu sorgen, daß die Celler Mascher aus der Ohlenhofer Jagd wegblieben.

Als der Jagdpächter, ein Hauptmann aus Celle, versetzt wurde, übernahmen mehrere Herren aus Hannover die Jagd und pachteten noch Krusenhagen und Moorhop dazu, sagten Rothe auf und stellten einen bebroteten Jagdhüter an. Er hieß Rudow, hatte bei den Ratzeburger Jägern gedient, war ein bildhübscher Mann, konnte reden wie ein Buch, trug sich wie ein Graf und machte alle Mädchen weit und breit verrückt. Rothe mißte die dreißig Taler, die er für die Jagdaufsicht bekommen hatte und die Schußgelder sehr ungern, und wenn er auch nur Raubzeug hatte schießen dürfen, so kam er sich ein bißchen minne vor, daß er nun nicht mehr mit dem Gewehr gehen durfte. Zudem hatte Rudow, der Angst um seine Stellung hatte, weil er über den Mädchen mehr als einmal seinen Dienst verbummelte, sich bald nicht gut zu ihm gestellt und hie und da Witze über ihn gemacht, ihm auch den Ekelnamen Roter Hinnerk angehängt, und als er beim Erntebier einen Kleinen sitzen hatte und gegen Rothes Frau etwas zu freundlich war, gab es Krach, wobei Rothe, der nicht so behende wie er war, das meiste abkriegte. Vier Wochen später wurde Rudow im Högenbusche

totgeschossen aufgefunden. „Das hat kein anderer als Rothe getan", hieß es allgemein, zumal dieser an dem Tage, wo der Mord geschehen war, vor dem Högenbusche gearbeitet hatte, auch gemunkelt wurde, der Jagdaufseher und Frau Rothe hätten miteinander etwas vorgehabt. Rothe wurde eingezogen, kam vor die Geschworenen, und da niemand anders in Frage kam, auch alles gegen ihn sprach, so wurde er trotz seines Ableugnens zu lebenslänglichem Zuchthause verurteilt; denn Rudow war von hinten erschossen worden. Der einzige, der entschieden für ihn auftrat, war der Diesbur; denn der sagte aus: „Ich habe Rothe zwar um die Zeit, als der Schuß gefallen ist, von dem Högenbusche herkommen sehen, will aber meine Hand dafür ins Feuer legen, daß er die Untat nicht begangen hat; denn dafür kenne ich ihn zu gut." Und als Rothe abgeführt wurde, rief er ihm zu: „Kopf hoch, Heinrich; deine Unschuld wird sich schon bald ausweisen."

Rothe hatte nichts gesagt, als das „Schuldig!" gesprochen wurde, und als er nach Verkündigung des Urteils gefragt wurde, ob er noch etwas zu bemerken habe, hatte er dem Vorsitzenden mitten in die Augen gesehen und mit fester Stimme gesprochen: „Ich habe es nicht getan." Im Zuchthause hielt er sich so, daß er sowohl bei dem Direktor wie bei den Aufsehern auf das beste angeschrieben war. An dem Tage aber, als ihm mitgeteilt wurde, seine Frau habe Scheidung beantragt, bildete sich eine böse Falte auf seiner Stirn, und sein Gesicht wurde von da ab wie Stein. Als er drei Jahre gesessen hatte, bekam er die Nachricht, seine Frau habe von neuem gefreit. Er erwiderte darauf nichts. Ein Jahr später kam die Meldung, der Junge sei gestorben. In seinem Gesicht verzog sich keine Miene. Am anderen Tage aber hatte er schwarze Ringe um die Augen.

Als er fünf Jahre hinter sich hatte, kam er frei. In Wöbbesse lebte ein Arbeiter Kiel, der als Freischütz bekannt war. Der hatte sich den Fuß durchgelaufen, den kalten Brand bekommen und vor seinem Tode mit der Hand auf der Bibel ausgesagt, daß er und kein anderer damals den Jagdhüter totgeschossen habe. Rothe sagte kein Wort, als ihm das mitgeteilt wurde, und der Diesbur, der ihn abholte, und der doch selbst ein Mann aus Eisen war, sagte nachher zu seiner Frau: „Heute würde ich für den Mann nicht mehr die Hand in das Feuer legen, wenn einer, mit dem er was vorhatte, tot im Busche gefunden würde."

Sobald Rothe verurteilt war, hatte er sein Anwesen seiner Frau verschreiben lassen. Deren zweiter Mann, ein Lüderjahn, hatte es bald durch die Gurgel gejagt, und Goos hatte es erstanden, als es zum freihändigen Verkaufe kam. So besaß Rothe weiter nichts mehr, als das bißchen Geld, das er sich im Zuchthause gespart hatte. Seine ehemalige Frau, die in Moorhop auf Arbeit ging, suchte ihn auf und bat ihn flehentlich um Verzeihung. Er sprach kein Wort, drehte ihr den Rücken, und ließ sie stehen. Er tat seine Arbeit, paßte scharf auf die Wilddiebe auf, kümmerte sich aber sonst um keinen Menschen, als um die Leute auf dem Dieshofe, die Witwe Goos, die sich seines Jungen immer angenommen hatte, und verkehrte eigentlich im Dorfe nur mit Matthies, der mit ihm in einem Hause wohnte. Als er entlassen wurde, waren ihm alle Leute freundlich entgegengekommen. Von keinem hatte er die Hand angenommen. Mit der Zeit hat er seinen Groll gegen das Dorf etwas fahren lassen, hält sich aber immer abseits.

So steht Heinrich Rothe allein da, wie im Herbst auf der Wiese der rote Hinnerk.

Der Immenzaun

Im Verschwinden begriffen, wie Schwarzstorch und Schreiadler, sind auch zwei Berufe im Wirtschaftsleben der Lüneburger Heide, die einst von großer Bedeutung waren, der Schnuckenschäfer und der Imker. Wohl erheben sich hier und da noch in einsamer Heide aus einem Wäldchen hoher Fichten und starker Eichen die spitzen Giebel der Schnuckenställe, wohl weiden dort und da noch Herden von Hunderten grauvliesiger, schwarzköpfiger Schnucken das Heidekraut ab, den Schafschwingel und das Renntiermoos, aber die Tage der Schnuckenwirtschaft sind gezählt; es ist mehr Geld in das Land gekommen, der Bauer forstet das Heidland auf, macht es mit Grün- und Kunstdünger urbar, und so bringt es ihm mehr Geld ein, denn als Schafweide. Zudem hält es immer schwerer, Schäfer zu bekommen. Die Arbeitslöhne sind gestiegen und steigen immer mehr, und die kann der Bauer seinem Schäfer nicht zahlen, soll sich die Schnuckenhaltung einigermaßen lohnen. So schafft ein Hof nach dem anderen die Schnucken ab.

Ebenso wird es mit der Imkerei gehen. Sie bringt in guten Jahren ja ein ganz schönes Stück Geld ein, kann aber zumeist nur noch im Nebenberuf betrieben werden. Früher hatte fast jeder Hof einen Anverwandten, der sich der Bienen annahm, denn oft genug blieb der Vatersbruder oder der jüngere Sohn als Knecht auf dem Hofe und war dann Schäfer oder Imker. Heute aber, wo Industrie und Verkehr viel mehr Arbeitskräfte brauchen, ist das alles anders geworden. Noch immer gibt es Bauern und Arbeiter genug in der Heide, die das Imkern berufsmäßig betreiben, noch immer erheben sich, von alten Eichen oder von hohen Wacholdern behütet, die Immenzäune hinter Wall und Graben in der Heide, aber wenn, wie in den letzten Jahren, ein nasser, kalter Sommer auf den andern folgt, die Bienen mehr Futter kosten, als sie an Honig und Wachs einbringen, dann steckt ein Mann nach dem andern das Imkern auf, und nach einigen Jahren stehen nur noch die leeren Immenzäune in der Heide, um die es einst summte und

brummte. Schade ist das, deswegen allein schon schade, weil ein gut Stück urwüchsigen Volkslebens, das den Menschen innig mit der Natur verband, mit der Immenzucht zugrunde geht. Wie innig es war, sieht man aus dem wunderschönen Worte, das der Imker der Heide gab, indem er sie den Honigbaum nannte. Das ist ein Wort voller Poesie, ein Wort, blühend und duftend und farbenreich, das nur ein Volk findet, das ganz in und mit der Natur lebt, ein Wort, das mehr zu sagen weiß, wie ganze Bücher voll moderner Heideschwärmerei. Es wird verschwinden aus dem Gedächtnis des Volkes, wie der Immenzaun verschwinden wird in der einsamen Heide, wie die Imkerwagen verschwinden werden, auf denen der Heidjer seine Völker weithin führte, zur Rapsblüte in das Stift Hildesheim, zur Baumblüte in das Hessenland und dahin, wo die Linden blühen. Wenn aber der Buchweizen zu blühen begann, brachte er sie wieder in die Heidmark, und wenn der Honigbaum seine Milliarden von Knöspchen öffnete, kamen sie in das Immenschauer, wo hinter Wall und Graben steif und trotzig die hohen Wacholder im Halbschatten knorriger Eichen stehen. Vielleicht, nach einem Jahrhundert, wird einmal ein Archäologe sich den Kopf darüber zerbrechen, was der halbkreisförmige Wall mit dem Graben zu bedeuten gehabt hat, wird meinen, er habe eine Verschanzung aus uralter Zeit vor sich. Und es ist doch nur die Stätte eines verschwundenen Immenzauns.



Jungbauer hinterm Pflug   Hans Posen



Bockmühle in der Südheide — Hans Pusen



Frühstückspause bei der Roggenernte — Hans Pusen



Bei der Kartoffelernte — Hans Pusen



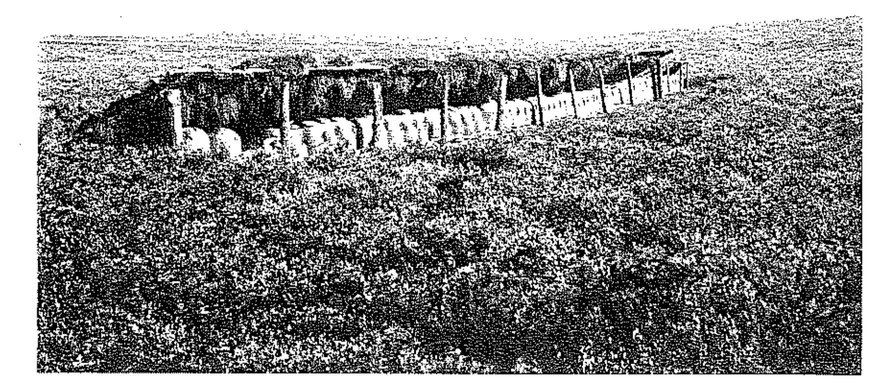
Heidjer in der Erntezeit

Hans Pusen

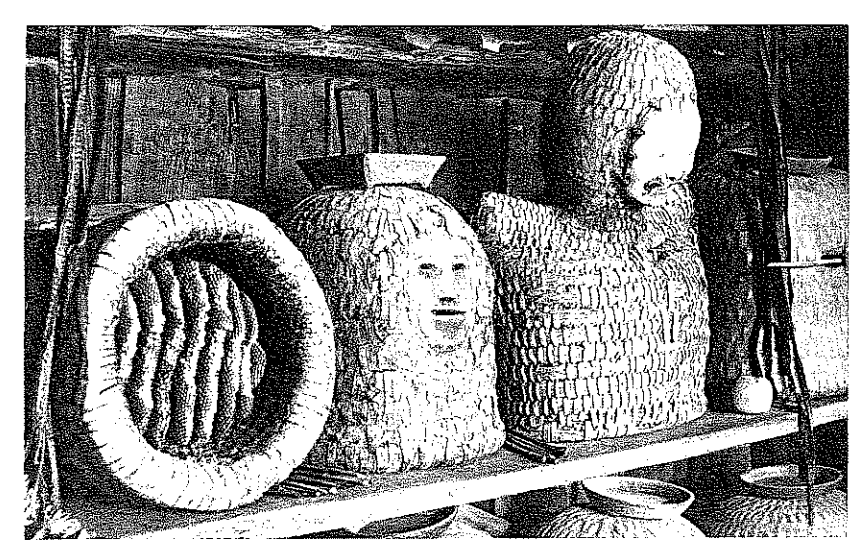


Kornstiegen

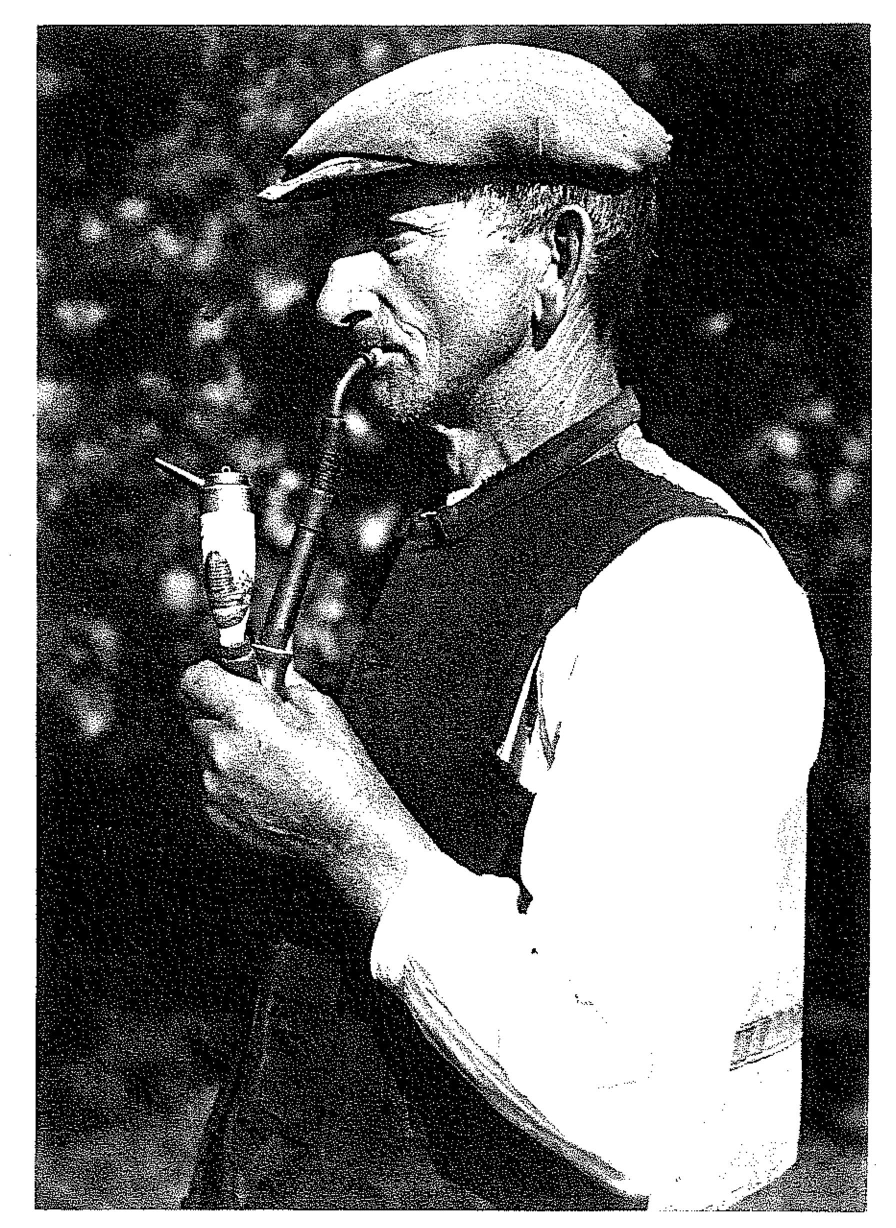
Rudolph Stickelmann



Immenzaun auf weiter Heide — Walther Dobbertin



Bannbilder, die den Stand vor Krankheiten und bösem Schicksal bewahren sollen — Hans Pusen



Den Pfeifenkopf des Imkers ziert ein Bienenkorb — Hans Pusen



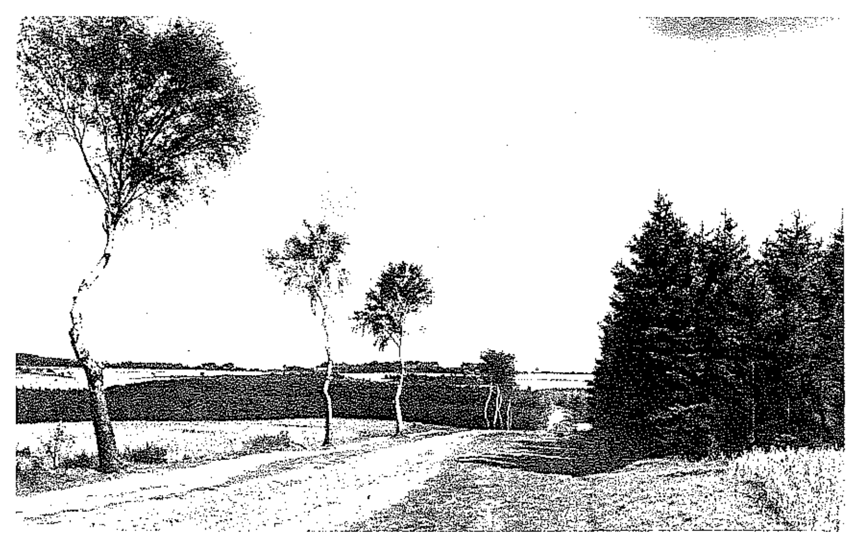
Kate am Dorfteich

Walther Dobbertin



Rauchkate, Haus ohne Schornstein

Walther Dobbertin

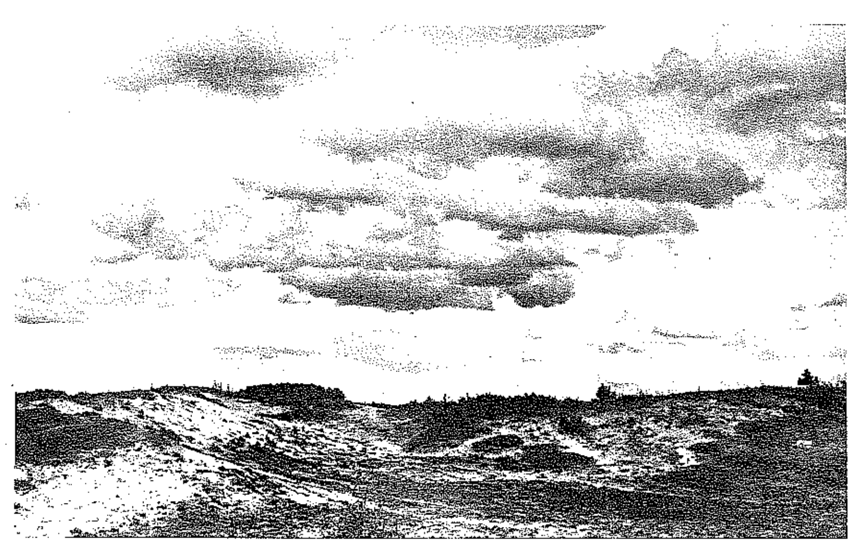




Frühling — Walther Dobbertin



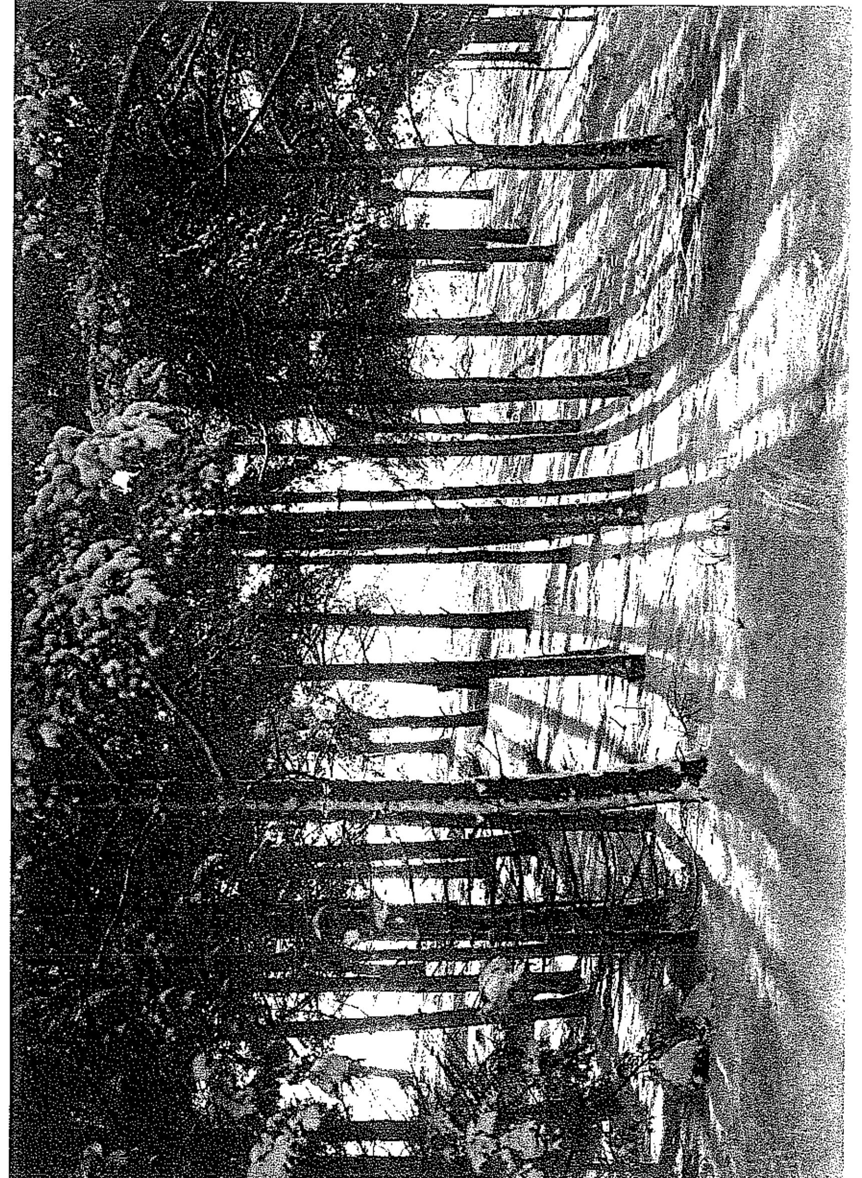
Sommer — D. L. S.



Herbst — Rudolph Stickelmann



Winter — Walther Dobbertin



Wintersonne im Heidewald

Walther Dobbertin

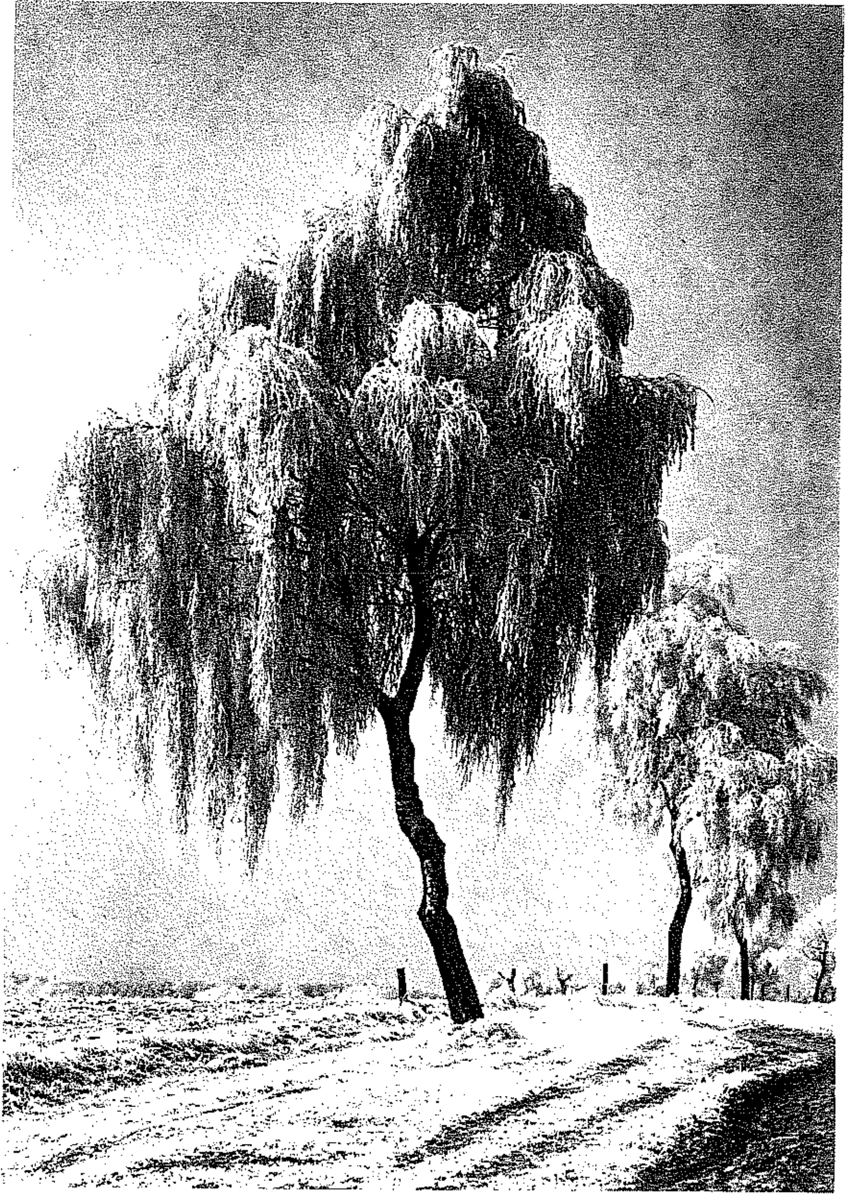
„Die Zeit der schweren Not"

Herm. Fischer-Braunschweig





Winteräsung Herm. Fischer-Braunschweig



Birke im Rauhreif Walther Dobbertin



Rotwild im Winter D. L. S.

Auf weißer Heide

Das waren schwere Tage, böse Tage. Von früh bis spät an den Schreibtisch gebannt, immer die Feder auf dem Papier, den Kopf in der linken Hand, ohne aufzusehen.

Denn wenn ich aufsah, lockten die weißen Dächer, und wenn ich weiße Dächer sehe, dann ist Arbeitslust und Schreibstimmung beim Kuckuck und die Sammlung beim Teufel; dann sehe ich vor mir weiße Weiten, dahinter weiße Hügel mit schwarzfleckigen Kuppen, hohe Fuhren mit weißen Kappen, Machangelbüsche mit weißen Mützen, sehe Fährten und Spuren, die der weiße Leithund mir zeigt, und schwarze Krähen in blauer Luft, und dann geht die Schreiblust durch die Lappen und die Arbeitsfreude über das Zeug. Darum fort mit den Augen vom Schneedach und auf das Papier, bis ich die Feder auswischen kann an der kohlschwarzen Hasenpfote.

Dann aber hinaus! Schnee in der Stadt, schrecklich! Ein Rußgekrümel auf schmutzigen Haufen in den Gossen, ein Tropfen und Träufeln von allen Dachkanten, Schmiere und Matsch auf den Bürgersteigen, und trotz Winterüberzieher und Gummischuhen die unbehaglichste Behagnislosigkeit im Leibe. So packte ich den Rucksack und ölte den Drilling, zog die Schmierstiefel an, stülpte die alte Mütze auf, hing den Mantel über den Arm und dampfte heideinwärts, wo keine Mietskasernen mich ärgern und keine Prunkhäuser, keine Fabrikschlote und keine Theater, fuhr, bis die Strohdächer sich häufiger zeigten mit den Mährenköpfen am Giebel, bis der Schnee weiß wurde, mit den Augen in der Zeitung. Aber dann flog sie in die Ecke; bessere Augenweide gab es: Hasenspuren am Bahndamm, Rehfährten auf den Grabenborden, Krähengesindel, schwarzes und graues, und einen auf dem Grenzstein blockenden Bussard. Und noch weiter, wo hoher Fuhrenwald den Schneesturm von der Wintersaat abgehalten hatte, da kam Feuer in meine Augen; schwarz lag es da auf der Saat, glänzend in der Sonne, und weiß leuchtete es dazwischen, und auf den hohen Hängebirken saß

es in schwarzen Klumpen, an der Wintersonne sich wärmend, Birkwild, ein Flug von sechzig Stück.

Auf dem kleinen Bahnhof steht der Jagdaufseher schon. Ein junger Kerl, echtes Heidjerblut, ernst und still. Keine Spur von Jägertum zeigt sich in Haltung und Kleidung. Sein graugelber, verschossener Samtanzug ist derselbe, wie ihn alle Bauern tragen, er trägt dieselbe Mütze, dieselben Kniestiefel, und ist, wie alle Bauern, bartlos um Mund und Backe. Nur Rucksack und Gewehr und ein Stückchen der Hirschhornschale des althannoverschen Weidmessers, aus dem Hosennahtschlitz sehend, verrät den Jäger. Und die Augen, die aus alter Gewohnheit hin und her wandern, die Kopfhaltung, die sich nie schnell verändert bei dem stillen, gelassenen Mann, der gewohnt ist, alle Glieder im Lot zu haben, mag da kommen, was da will, wie oder wo es sei. Er lächelt mich an und gibt mir die Hand: „Wat willt Sei scheiten? 'n Voß oder Aanten oder 'n Barkhahn? Barkhoihner sünd de Masse da!" Ich lache: „Erst 'n Barkhahn, dann 'n Voß und tauleßt Aanten. Drei Dage hebb ick Tid." Da lächelt er wieder und steckt sich mit Kennermiene eine von dem Dutzend an, die ich ihm mitbrachte. Er weiß, zur Balz kann er zwölf Mann jeden Morgen einen Hahn versprechen, aber wintertags?

So stapfen wir durch das Dorf in die weiße Feldmark. Schorse erzählt; gestern hat er den achten Fuchs im Eisen gehabt, dazu drei Marder, sieben Iltisse. Birkwild liegt in der toten Flaage und auf Möllers Kamp. Auf der toten Flaage gibt es kein Anpürschen, da muß er es mir angehen; auf Möllers Kamp aber gehen zwei Gräben zu und ein Zug Buschwerk. Da geht's vielleicht! Vielleicht, vielleicht auch nicht; werden sie angegangen, so schlagen sie sich meist nach dem Moore, von wo sie morgens kommen und wo sie zur Ulenflucht hinstreichen, aber alle Deckung meiden die Schlauberger und biegen seitab um jeden Busch. Sie kennen die Sache schon.

Von dem höchsten der Hünengräber, die hier liegen, spähen wir nach der toten Flaage. Richtig, da sind sie; dicht an Plinkes Hause. Der kann sie vom Fenster aus totschießen, wenn er will; aber das tut Plinkenvatter nicht, der wildert nicht. Deutlich heben sich die dunklen Flecken von den verschneiten Findlingsblöcken ab, von dieser altmodischen Mauer, die der Heidjer vom alten Schlage so gern um seinen

Hof hat. Ein Teil des Fluges baumt auf den krummen Birken an der Mauer, und von dem Birkenhorst auf der Dünenkuppe kommt ein Flug angestrichen.

„Na, Schorse?" Weiter brauch ich nichts zu fragen. Er beschreibt mit der Rechten einen Bogen: das heißt, ich soll um die Dünen gehen, zeigt nach der Einsattelung vor dem Birkenhorst, das heißt: „Dat mot Sei ansitten gahn", und macht mit der Linken eine Bewegung nach dem Hofe, und das heißt, daß er sie mir im Bogen angehen will. „Witt Tüg?" fragt er dann noch; ich nicke. Er meint, ob ich das Kapuzenhemd im Rucksack habe, das ich zur Entenjagd überziehe. „Na, denn 'n Dübel in'n Nacken!"

In weitem Bogen umschlage ich die Dünen. Überall Hasenspuren, kreuz und quer, Hühnergeläufe am Graben, eine Iltisspur an der Brücke, eine Rehfährte am verschneiten Brombeerbusch. Auf dem kahlen Ebereschenbaum der Grauwürger, warnend abstreichend, einige Krähen auf den Eichen an Westermanns Hof, eine Elster auf dem Zaunpfahl. Der Weg ist weit. Jetzt bin ich hinter den Dünen. Aus dem Rucksack nehme ich das Hemd, ziehe es über und stapfe weiter durch den Schnee. Bei der Einsattelung schiebe ich den Mündungsdeckel auf, werfe mich hin und krieche auf dem Bauche empor.

So, hier ist der richtige Platz, eine kleine Senkung, hinter der ich den Kopf heben kann. Nun den Mündungsverschluß ab, gespannt und gewartet. Da unten geht Schorse; übereilen tut er sich nicht. Jetzt verschwindet er hinter dem Eichkampe links vom Hofe. Ich liege und warte und spähe mit dem Glase nach dem Hofe; nichts ändert sich in der Gruppierung der dunklen Flecke auf der weißen Mauer. Aber jetzt ist es mir, als wenn die Flecke da fort sind, schon sehe ich eine schwarze Wolke über der weißen Fläche; die linke Hand faßt den Vorderschaft, mein Rücken hebt sich etwas, ich sehe es heranstreichen, es teilt sich, die Hälfte gerade auf mich zu, die andere links ab. Jetzt backe ich an, sie schwenken ab, ich fahre mit; natürlich lauter Hennen, sechs, sieben, zehn, fünfzehn, und mitten drin ein Hahn, und der ganze Flug Hähne da unten.

Ja, so geht's! Warum strichen die Hähne nicht hier und die Hennen da? Warum mußte der eine Hahn mitten zwischen dem Weibsvolk sein? Warum lag ich nicht da unten? Ach was, wer wird sich ärgern!

Morgen ist auch ein Tag und übermorgen noch einer. Bei den drei Eichen setze ich mich auf den Findling und qualme, bis Schorse kommt. Er fragt nicht lange; drei Worte, dann weiß er Bescheid. „Pech!“ Weiter sagt er nichts.

Am anderen Morgen geht's wieder los, wieder nach der toten Flaage. Ich habe mich hübsch in den Schnee gerodet und will das Birkwild erwarten, wenn es vom Moore heranstreicht. Aber ich warte und warte und umsonst; endlich mache ich mich hoch und sehe über den Hügel; da äst die ganze Bescherung auf der freigewehten Saat. Der Kuckuck weiß, wie sie dahingekommen sind. Da unten steht Schorse; er schießt. Ich verstehe ihn und drücke mich hinter der Kuppe nach der Stelle, wo gestern die Hähne vorbeistrichen. Wieder vergeht eine halbe Stunde; da lößt sich rechts vom Hofe ein schwarzer Fleck ab und bewegt sich im Bogen an den Hähnen vorüber. Jetzt machen einige den Hals lang, jetzt läuft alles durcheinander, und jetzt, wo der Aufseher hundert Gänge heran ist, streichen sie ab, ein Gewirr schwarzweißer Flecke, und da streichen sie hin, zweihundert Gänge von mir. Da soll doch dieser und jener!

Auch Schorse ist falsch; ich sehe ihn eine Bewegung mit dem Arm machen, als wollte er wen mit der Faust auf den Kopf schlagen, und schon von weitem schreit er: „So'ne entfamten Lörke! Aber nu to, nah Möller sinen Kamp!“

Etwas ist meine gute Laune zurückgegangen, aber schließlich ist's hier nicht tausendmal schöner als in der engen Stadt und war das nicht herrlich gestern abend in der Luderhütte, als die Krummen über die Felder hoppelten und der Fuchs nicht kam. Wenigstens solange ich da saß, denn seine Spur war heute morgen da. Und ich habe ja noch heute und morgen, und auf Möllers Kamp muß ich einen kriegen.

Muß ich! Da sind sie, aber gerade da, wo ich nicht anpürschen kann. Nun wird's mir zu dumm; da äsen sich siebzig Hähne auf dem Roggen und ich kann zusehen, und höhnisch balzt ein halbes Dutzend. Ich sehe die weißen Flügelbinden, die weißen Stoßfedern, sehe die krummen Spiele, und der leise Wind trägt mir den Balzlaut zu. Möchte wissen, warum die nun eigentlich balzen; hat ja weiter gar keinen Zweck, keine Henne in der Nähe, und wenn schon, bei vier Grad Kälte läßt sie das schönste Gebalze ja doch kalt. Und ein richtiges Balzen, wie im Frühjahr, mit Luftspringen, ist es nicht, nur ein langes Kullern, ein seltenes Schleifen.

Ich glaube, sie äsen sich nach uns zu. Vielleicht geht es doch; bis zur Koppel decken mich die Büsche. Schorse bleibt auf dem Brink und sieht, wohin sie abstreichen. Jetzt bin ich an der Koppel; wahrhaftig, sie äsen sich nach mir zu.

Vorsichtig trete ich hinter der Krüppelfuhre in den Graben. Das ist ein dummes Gehen in der viertelfußhoch überrieselten Grabensohle, tief gebückt; ab und zu, wo ein Busch am Bord stockt, hebe ich den Kopf und schiele nach der Koppel. Sie äsen sich immer mehr hierher, denn hier hat der Wind den Schnee fortgeweht. Sie kratzen und pflücken in der Saat herum, ab und zu sichert einer oder hält mitten im Äsen inne und balzt ein bißchen.

Jetzt habe ich sie auf Büchsenschußweite; hinter diesem Busche kann ich mich bequem hochmachen. Einen kann ich jetzt mit dem Würgelauf kriegen, aber den will ich nicht, er ist mir zu minne. Ich will den alten Hahn, der in einem Ende balzt, aber das sind siebzig Gänge. Und Kugel, nee! Elf Millimeter, das ist nichts für den kleinen Hahn, dann fliegt das Wildpret in der Nachbarschaft herum.

Fünfzig Schritte von mir liegt ein Haufen Drainröhren, die haben es dem alten Burschen angetan. Prrr, nun steht er oben drauf, äugt nach rechts und links, vor und hinter sich, dann bläst er einmal, zweimal, und nun geht das Kullern los. Ich könnte ihm eine Stunde lang zusehen, wenn ich nicht im Wasser stände. So backe ich denn langsam an und lasse fahren. Dem Knall folgt ein Schwirren und Sausen, geradeaus streicht die bunte Schar, macht dann einen Haken und wie sie an den Brink kommt, knallt es zweimal; ein Hahn verliert Federn, läßt die Ständer hängen und tut sich von dem Fluge ab. Ich sehe Schorse laufen, dann sehe ich nach meinem Hahn. Der liegt oben auf den roten Drainröhren, die Schwingen hängen rechts und links herab, der Kopf läßt rote Tropfen in den Schnee fallen.

Ein alter Winterhahn in voller Balz angepürscht, der ist mir lieber als wer weiß wieviel Augusthähne vor dem Hunde, als drei Althähne im Treiben.

Auf der Wildbahn

Wenn der Hansbur nicht die Jagd gehabt hätte, wäre ihm das Leben bald leid geworden.

Wenn er nicht bei der Arbeit war oder schlief, dann war er in der Wildbahn, entweder in seiner Eigenjagd oder bei Klas Kordes.

Klas fand immer mehr Gefallen am Freijagen, denn der Krüger war ein guter Abnehmer, und Kordes brauchte Geld für Bier und Wein, und für Brusttücher und Gürtelschnallen auch, „denn", sagte er, „mit lütjen Happen macht man die Hunde kirre."

Bisher hatte er sich mit Hasen und Rehböcken zufrieden gegeben, und auf die gaben die Förster im Königlichen nicht viel, aber mit der Zeit ging er ihnen auch über die Hirschböcke.

Es wurde so schlimm damit, daß von der Hofjägerei in Hannover ein heiliges Donnerwetter wegen der großen Abgänge an den Forstmeister kam, und der gab es weiter.

Tag und Nacht lagen nun die Förster im Holze, aber immer waren sie betrogen. Wenn sie hier lauerten, knallte es da, und paßten sie da, so ballerte es hier.

Daß Kordes der Freischütz war, daran dachten sie nicht; sie hatten die Celler Mascher im Verdachte, denen nicht recht zu trauen war.

Dem alten Hegemeister Hagelberg schlug der Ärger so in das Blut, daß er sich in Pension gab. An seine Stelle kam ein Ostpreuße, Adomeit geheißen, ein langer Mann mit schläfrigem Gesicht, über den die Bauern lachten, weil er keinen Bart trug, wie es bei den Grünröcken üblich war, so ganz anders sprach, als wie es Landesbrauch war, und nichts vertragen konnte.

Er ließ sich blitzwenig im Kruge blicken, aber wenn er kam, dann war er nach einer Stunde voll, wie ein Entendarm, denn er trank immer nur Grog, auch bei der wahnsten Hitze; und dann saß er da, lachte wie ein Unkluger und machte kleine Augen, so daß das junge Volk seinen Hahnjökel mit ihm trieb und der Forstmeister ihm sagte, wenn er das

Saufen nicht ließe, könne er machen, daß er wieder in die Kaschubei käme. Denn er war bloß auf Probe angestellt.

Nun hatte der Hansbur einen hirschroten Dachshund, an dem sein ganzes Herz hing, weil der Hund so ausnehmend klug war und so vorzüglich jagte. An einem Morgen schoß Hehlmann im Helloh dicht am Königlichen einen Bock krank, der den Post annahm, so daß der Bauer den Hund schnallen mußte, und da jagte der Hund über und Adomeit schoß ihn vor den Kopf.

Der Hansbur rührte mittags nichts an und ging nachher nach dem Voßhofe, wo er Klas den Fall vortrug.

Das kam dem wie gerufen, denn er hatte immer schon gewünscht, daß sein Schwager ihm beistehen solle. Er nahm ihn mit in den Krug und hetzte ihn so lange auf, bis Hehlmann einsah, besser könne er es dem Förster nicht geben, als wenn er ihm die Hirschböcke totschösse.

Zudem freute es ihn, wenn er seinem Schwager helfen konnte, denn der hatte ein Mädchen mit einem Kinde sitzen und mußte ihr den Mund mit Talern stopfen.

Sie fingen das nun ganz schlau an. Wenn Hehlmann im Piewittskruge oder im braunen Schimmel in Lichtelohe saß, dann schoß Kordes am Hehlloh herum, und wenn er im Kruge saß, dann knallte es im großen Moore, an das der Voßhof angrenzte, so daß die Förster nicht einen Augenblick daran dachten, daß der Hansbur und der Voßbur die Freischützen waren.

Zudem diente bei dem Forstmeister ein Mädchen, das früher auf dem Voßhofe Magd gewesen war, mit der es Kordes immer noch hielt, und die ließ ihn wissen, an welchem Tage Försterappell oder wo Holzbeschau war, so daß Kordes immer wußte, wann die Luft rein war.

Bisher hatten sie jeder für sich gewildert, aber als wieder einmal Försterappell angesetzt war, gingen sie zusammen, weil Klas sich einen guten Plan ausgedacht hatte.

An das Hehlloh stieß nämlich eine mächtige Fuhrendickung, und darin steckte das Rotwild mit Vorliebe. Nun sollte Hehlmann ohne Gewehr die Dickung durchdrücken und Kordes wollte sich bei dem Wechsel hinter dem großen Windbruche anstellen.

Sie besprachen sich das ganz genau, und als es an der Zeit war, ging Hehlmann los.

Ihm war nicht ganz sauber zu Sinne, aber er schrieb es darauf, daß die Bäuerin ihm wieder wegen Durtjen in den Ohren gelegen hatte, denn die zeigte es ihr gerade heraus, wie wenig sie von ihr hielt.

Sie hatte ihr, als die Frau über Gebühr Arbeit von ihr verlangte, das rund abgeschlagen, und als die Bäuerin ihr an die Ehre ging, war sie ihr mit den Fäusten unter die Augen gegangen und hatte gerufen: „Du alte Gaffelzange, du bist doch man bloß hier auf den Hof gekommen, wie der Kuhdreck in die Dönze."

Hehlmann hatte im Halse gelacht, als er das anhören mußte; als ihm seine Frau aber auftrug, den Häusling zu kündigen, hatte er sie groß angesehen und gesagt: „Gewiß, wenn du die Arbeit machen willst." Da hatte die Frau stillgeschwiegen; aber ab und an kam sie ihm wieder damit und nöhlte ihm die Ruhe fort.

Der Honigbaum war am Anblühen, die Bienen flogen und die Luft roch süß, als Hehlmann über die Heide ging.

Ein Hase sprang vor ihm auf und lief nach links. Der Bauer war nicht abergläubisch, aber er dachte daran, daß das ein schlechtes Zeichen sein sollte.

Auf dem Pattwege begegnete ihm eine alte Frau aus Horst, die für eine Hexe beschrien war und zu der die Mädchen spät abends in das Haus gingen, wenn sie in Nöten waren.

„Das ist Nummero zwei", dachte der Bauer, und dann lachte er sich die Angst weg. Aber es fiel ihm ein, daß er in der Nacht aufgewacht war, weil der Hund so scheußlich geheult hatte.

Er trocknete sich den Schweiß unter der Mütze ab, denn es war diesige Luft, und dabei wurde es ihm klar, daß das mit dem Hund der erste Dorfspuk gewesen war, und daß noch zwei hinterher gekommen waren.

„Duffsinn", dachte er und holte die Schnapsflasche heraus, die er jetzt immer bei sich hatte, wenn er losging.

Als er bei der Dickung war, wartete er erst eine Weile hinter einem großmächtigen Machangel.

In der Forst schrie der Schwarzspecht, erst lang und klar wie eine Glocke, und dann schnell hintereinander. „Das Wetter schlägt um", dachte der Bauer.

In der Birke bei dem Grenzsteine sprang ein kleiner, schmaler Vogel

hin und her und gab in einem Ende einen Ton von sich, der sich ganz unglücklich anhörte, im Hehlenbruche schrie eine Kuh, als wenn sie zum Schlachter sollte, und mitten in der gewöhniglichen Heide am Grenzgraben stand ein Busch, der blühte weiß.

„Das ist gerade, als wenn es nach Unglück riecht", dachte Hehlmann; er nahm noch einen Schnaps und trat über den Grenzgraben.

In der Dickung war es stickend heiß; es nahm ihm ordentlich die Luft weg. So manches Mal war er schon über die Grenze gegangen, aber so war ihm noch nie zu Sinne gewesen.

Hin und her ging er durch die Fuhren, wo sie etwas raum wurden; oftmals mußte er fast kriechen, so rauh waren sie meist.

Als er ungefähr in der Mitte war, hörte er, daß Wild vor ihm absprang; gleich dahinter meldete der Markwart in dem Windbruche und nun wartete er, daß es knallen sollte. Aber es knallte nicht, und so drückte er die Dickung durch, bis ihm der Schweiß über den Rücken lief.

Als er am Ende war, nahm er noch einen Schnaps, wischte sich den Schweiß und die Spinneweben aus dem Gesicht, holte tief Luft, denn von der Hitze war ihm ganz benaud geworden, und dann nahm er den Hut ab und ließ hinter den Zweigen her seine Augen über die Blöße gehen.

Da war nichts, wie er erst meinte, aber dann sah er, daß halbrechts hinter einem Wurfboden sich etwas rührte; es waren die Köpfe von drei Stück Wildpret, einem alten Tiere und zwei Kälbern, die nach dem Stangenort hinäugten und spielohrten.

„Warum schießt er nicht", dachte er, „sie stehen so schön breit", und er wollte gerade auf einen Stuken steigen, um weiteren Blick zu haben, da trat das Wild hin und her und bog dann nach links ab.

„Sie haben eine Mütze voll Wind gekriegt", dachte er, aber dann horchte er auf; drüben im Holze meldete der Specht und in demselben Augenblicke knallte es, das Hirschkalb stürzte im Feuer, das alte Stück und das Wildkalb machten kehrt und polterten in die Dickung zurück.

Hehlmann wartete und wartete, aber es blieb alles still. So still war es, daß er vernahm, wie ihm das Herz in der Brust arbeitete; unheimlich still war es.

Quer über den Windbruch flog der Schwarzspecht; jedesmal, wenn er einen Flügelschlag tat, schnurrte es laut.

Ein Rotkehlchen setzte sich auf eine lose Wurzel, die aus einem Wurfboden heraus hing, und Hehlmann war es, als wenn es ihn traurig ansah.

Und dann war über ihm in den Fuhren wieder der kleine schmale Vogel mit seinem unglücklichen Gepiepe zu gange.

Dem Bauern wurde es bald heiß, bald kalt, und als drüben der Markwart meldete, verjagte er sich. „Wir kriegen ein Gewitter", dachte er bei sich; „ich habe es mit den Nerven."

Vom Hehlenbruche her zog ein Wetter herauf; es donnerte schon. Der Wind machte sich auf und stieß die Fuhrenzweige zusammen, und aus der großen Wolke blitzte es ein über das andere Mal. Immer schneller kam das Wetter herauf; die Kuhtauben flogen zu Holze, daß es klingelte.

„Was das bloß ist, daß ich von ihm nichts höre und sehe", dachte er, und dann überlegte er, ob er nicht nach der anderen Seite gehen sollte. Aber das war gegen die Abmachung, denn jeder sollte für sich seinen Weg gehen und bei dem Immenschauer auf der Brandheide wollten sie sich treffen.

Es wurde immer schwärzer in der Luft; aus dem Winde wurde ein Sturmwetter, es goß wie mit Mollen und blitzte und donnerte durcheinander.

Als es gerade hell leuchtete, war es ihm, als ginge ein Mann über die Blöße, aber bei dem nächsten Blitz konnte er nichts mehr wahrnehmen, und so machte er schließlich, daß er weiter kam.

Gerade als er sich umdrehte, schien es ihm, als wenn er eine Stimme durch das Brausen hörte, und der nächste Donner klang ihm bald wie ein Schuß; er sah noch einmal über die Blöße hin, aber als da nichts war, kroch er durch die Dickung, sprang in guter Deckung über den Grenzgraben und kam beim Immenzaun an, als das Wetter nachließ.

Obzwar er durch und durch naß war, wartete er noch eine halbe Stunde, als es ihn aber gar zu sehr schudderte, ging er nach dem Hofe.

Klas war nicht da. „Er wird wohl bei dem Wetter gleich nach Hause gegangen sein, naß wie er war." Damit beruhigte er sich.

Als er am anderen Morgen bei fünf Uhr nach den Ställen ging, kam der Kleinknecht vom Voßhofe angelaufen. „Die Frau läßt fragen, wenn der Bauer die Nacht über hier geblieben ist?"

Hehlmann lief es kalt über. „Ist er denn die Nacht nicht inne gewesen?" fragte er.

Der Junge schüttelte den Kopf: „Er ging gestern nachmittag bei fünfe weg und sagte, er wäre bei elfe wieder da. Er wollte nach den Kartoffeln, weil da das Wild Schaden gemacht hatte, und darum nahm er das Gewehr mit. Auf dem Piewittskruge war ich auch schon, da ist er auch nicht gewesen, und da mußte er doch vorbei, wenn er vom Felde zurück wollte, und zumeist kehrt er da ein. Der wilde Meyer war gestern abend da und da hat es bis nach eine gedauert."

Der Bauer wühlte in der Krippe, damit der Junge ihm nicht in das Gesicht sehen sollte und überlegte, was zu machen war.

Nach dem Windbruche konnte er nicht gehen; er hatte da nichts zu suchen, und wenn es ein Unglück gegeben hatte, dann machte er sich mit verdächtig, denn es war so gut wie sicher, daß die Förster die Blöße den ganzen Tag über im Auge behalten würden. Dreimal schickte die Voßbäuerin bis Mittag und ließ fragen, ob Kordes nicht da war.

Als es bei vier Uhr war, konnte der Bauer sich vor Unruhe nicht mehr bergen; er hatte sich einen Plan gemacht. Er sagte dem ersten Kleinknecht, der ein Waisenkind war und an ihm hing wie ein Hund, weil er es noch nie so gut gehabt hatte, als wie auf dem Hansburhofe: „Tönnes, nimm die Schute mit, das Wasser hat mir den Abfluß bei dem Hehlloh zugeschwemmt."

Als sie dort waren, wies er ihn an, die toten Pflanzfuhren zu zählen, und er selber machte sich an dem Grabenkopf zu schaffen.

Nach einer Weile meinte er: „Nun geh man wieder nach Hause. Ich will nach dem Förster gehen und ihn fragen, ob er mir mit Pflanzfuhren aushelfen kann."

„Na, kannst auch mitgehen", rief er hinter ihm her; „wir haben auf dem Kruge noch einen Korb stehen und das vergißt sich sonst."

Sie gingen den Pattweg entlang, den Hehlmann gestern gegangen war. Als sie an dem Königlichen waren, blieb der Bauer stehen: „Ich glaube, am besten gehen wir über den Windbruch, das ist ein Richteweg." Er wandte sich nach links, bis er an die verwachsene Bahn kam, und bald standen sie auf der Blöße.

Heute sah es da anders aus. Die Grauartschen sangen und die weißen Buttervögel flogen um die Disteln.

„Ich glaube, so gehen wir am besten“, rief er laut und schlug die Richtung nach der Stelle ein, wo gestern abend das Wildkalb gestürzt war.

Aber da war nichts zu sehen. „Donnerschlag, was ist das hier für ein dummes Gehen“, rief er dann wieder laut; „wir müssen mehr nach links, hier füllen wir uns bloß die Schuhe voll“, und damit steuerte er nach der krausen Fichte, von wo der Schuß gefallen war.

„Die Fliegen sind rein zu doll heute“, rief er und sah sich um; „ich will mir eine Pfeife anstecken. Der Förster wird uns ja wohl nicht gleich schnappen.“

Er faßte in die Tasche. „Den Deubel, nun habe ich den Kopf verloren! Das ist mir sehr ärgerlich, der war noch von meinem Vater selig; den kann ich nicht missen. Wollen mal suchen, ob wir ihn nicht wieder kriegen. Wenn du ihn findest, kriegst du ein Kaßmännken. Es ist der weiße Kopf mit dem Bild von Eidig darauf.“

Sie suchten hin, sie suchten her. Hehlmann ging das Ende zwischen der krausen Fichte und dem Wurfboden, wo das Wild gestanden hatte, ab und ließ dabei den Pfeifenkopf fallen.

Er sah allerlei umgebrochene Himbeerruten, aber das konnte das Wild auch getan haben, denn alte Fährten waren da genug. Aber eine frische Menschenfährte oder Blut fand er nicht; es hatte über Nacht zu gefährlich nachgeregnet.

Als er zum dritten Male zurückkam, sah er etwas Weißes im Grase liegen. Er ließ sein Taschentuch fallen und hob es auf. Es war ein Gewehrpfropfen aus Zeitungspapier.

Er wischte sich die Stirn ab und steckte Tuch und Papier ein. Da hörte er den Jungen rufen: „Ich hab'n!“ Er zwang sich zum Lachen und sagte: „Du bist ein ganzer Kerl! Dafür sollst du noch ein Glas Bier haben. Nu geh' man vor!“

Als sie im Holze waren, holte er das Papier heraus und machte es auf. Es war ein Stück von der Zeitung, die der Förster hielt.

Dem Bauern war zumute, als wenn er losweinen sollte. Also hatte er doch recht gehört; es war ein zweiter Schuß gefallen.

Als er beim Forsthaus war, lief es ihm kalt über, aber er nahm sich zusammen und rief der alten Frau, die dem Förster die Wirtschaft führte, zu: „Is er inne?“ und als sie sagte: „Nee“, war er heilsfroh,

denn mit dem Manne wollte er nicht gern zusammentreffen. Im Piewittskruge war es, als wenn eine Leiche im Hause war. Zwei Anbauern saßen still bei ihrem Schnaps.

„Ist Klas noch nicht zurück?“ fragte er sie. Die Männer schüttelten schweigend mit den Köpfen.

„Trink erst, Junge“, sagte er dann, „und denn geh' mal nach dem Voßhofe, wenn der Bauer noch nicht da wäre.“

Der jüngere von den beiden Gästen sah auf, als der Knecht fort war: „Der kommt nicht wieder“, und dann sprach er ganz leise: „Der Förster, der Pollack, alle glaubten sie, das ist ein dummer Kerl, weil er sich immer so anstellt. Ich habe ihn aber gesehen, als er dicht an mir vorbeiging und ich hinter dem Busche stand, und ich sage: der stellt sich bloß dumm. Und wer ihm in die Augen sieht, der weiß Bescheid: der hat ein Gewissen wie ein Schlachterhund. Warum ist er denn gestern allein nicht zum Appell hingewesen. Die Olle, die er bei sich hat, sagt, er hat es im Leibe gehabt und hat den ganzen Tag im Bett gelegen. Na, und als ich bei zehn Uhr nach dem Wetter sehen wollte, ich müßte mich doch sehr irren, wenn er das nicht war, der über das Feld zu gehen kam.“

Der Junge kam zurück: „Er ist noch nicht inne. Die Frau ist ganz von sich; sie schreit in einem fort nach ihm.“ Hehlmann gab ihm das Fundgeld. „Wenn du ausgetrunken hast, laß dir den Weidenkorb geben und geh zurück. Ich komme so bei neun, sag' man.“

Die alte Kastenuhr ging hart und die Fliegen summten. Die Männer sahen in ihre Gläser.

„Als ich noch Hütejunge war“, fing zuletzt der ältere Mann an, „da hatten wir hier einen Förster, der wurde der schwarze Schmidt genannt, weil er einen Bart hatte wie Pech. Das war auch so einer. Er hielt sich immer für sich, und man sah ihn nicht kommen, noch gehen. Wie manches Mal habe ich mich verjagt, wenn er wie aus der Erde gewachsen da stand.“

Er besann sich eine Weile, trank einen kleinen Schluck und fing wieder an: „Damals ist ein Bauernsohn und ein Knecht hier fortgekommen. Kröger hieß der eine und der andere, wie hieß der doch? Timmermann, glaub' ich. Das waren beide Freischützen. Man hat da nichts wieder von gehört. Was unser Vater war, der sagte: Der För-

ster hätte sie totgeschossen und ausgezogen und in den dichten Busch geschleppt, für die wilden Schweine, und die lassen nichts von übrig, als die großen Knochen. So wird es mit Kordesklas auch sein."

Hehlmann schudderte es. Er trank seinen Schnaps aus und schenkte sich noch einen ein.

Er saß bis neun Uhr im Kruge, aber von Kordes kam keine Nachricht. Am anderen Tage auch nicht. Und überhaupt nicht.

Der Gendarm fragte überall um, konnte aber nichts herauskriegen. Von Celle kamen die Gerichtsherren; es war ihnen ein Brief ohne Unterschrift zugegangen, worin es hieß, daß der polsche Förster Kordes umgebracht hätte und darunter stand: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!"

Der Förster wurde vernommen, aber er blieb dabei, daß er das Laufen gehabt hätte und von Mittag an im Bett geblieben sei.

Am anderen Tage lagen seine beiden Hunde tot im Stall. Als er abends den Laden zumachte, wurde nach ihm geschossen. Die Haushälterin sagte ihm auf. Kein einer Mensch bot ihm die Tageszeit.

Wenn er durch das Dorf ging, schrie es von irgendwo her: „Bluthund, polscher Mörder, Kain, wo ist dein Bruder Abel?" Wo er sich sehen ließ, pfiffen die Männer das Lied von dem Freischütz, den der Jäger totschoß, und die Kinder schimpften hinter ihm her.

Die Pflanzkämpe in seinem Belaufe waren in einer Nacht kurz und klein getrammpt und in der anderen brannte der Schuppen beim Forsthause, und keine Hand rührte sich, um beim Löschen zu helfen. Der Krämer und die Wirte verkauften ihm nichts mehr.

Er mußte versetzt werden. Bei Nacht und Nebel zog er ab.

Kordesklas aber blieb verschwunden.

Der Mörder

Die halbe Heide entlang waren alle Förster und Jäger in Aufregung; es spürte sich ein fremder Haupthirsch.

Gesehen hatte ihn noch kein Menschenauge. Nach der Ulenflucht trat er zur Äsung aus und vor Tau und Tag zog er wieder in die Dickung.

Der Fährte nach war es ein Hirsch von mehr als dem zehnten Kopfe; bequem konnte ein Mann die vier Finger der Hand hineinlegen. Es war eine Fährte, die tief und fest in dem Sande stand; danach gab man dem Hirsche dreihundert Pfund und darüber. Und weil sie ein ganz anderes Bild zeigte, viel mehr Zwang aufwies als die der Standhirsche, so schlossen die Förster, daß der Hirsch von weit her zugewechselt sein mußte.

Dreihundert Büchsen die Heide auf, die Heide ab lauerten tagtäglich auf ihn; sie lauerten vergebens. Spürte er sich drei Tage in dieser Forst, morgen war er verschwunden und die rätselhafte Fährte setzte übermorgen zehn Meilen weiter die Jäger in Verwirrung. Drei Nächte nacheinander stand der Jäger auf der Schneise in der wilden Hudewohld und sah das Kreuzgestell auf und ab; er bekam nur Wildbret zu Blick. Als er sich schon zum Abgang rüstete, da war ihm so, als stände etwas Böses hinter ihm. Erschrocken wandte er den Kopf und sah zwei Schritte hinter sich ein furchtbares Gesicht. Er erblaßte und griff nach der Büchse, aber da schnaufte es und mit Kling und Klang und Knick und Knack stob der Hirsch in das Geheimnis des Bruchwaldes hinein.

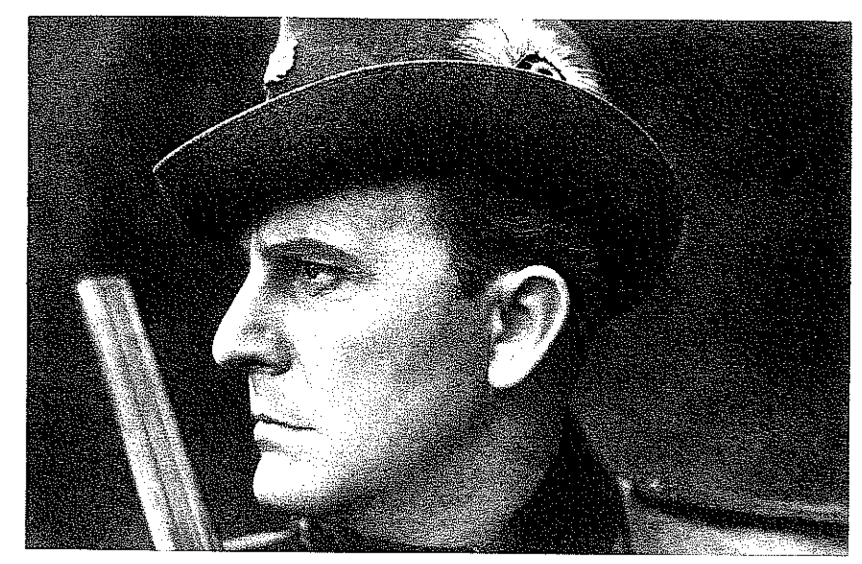
Der Jäger starrt hinter der Erscheinung her. Ist das ein Hirsch gewesen oder ein Gespenst? Er hatte ein Gesicht gesehen über einem schwarzen Brunfthalse, schrecklich und böse. Quer um die Lichter war ein breiter, weißer Strich gezogen, und darüber leuchteten und funkelten in der halben Frühsonne lange, blutrote Spieße. Wie viele es waren, wieviel Enden der Hirsch trug, der Mann weiß es nicht. Das

Herz ist ihm in den Hals gesprungen, Schwäche ist über seine Knie gekommen, Eis auf seinen Rücken, Fieber über seine Stirn und Nebel vor seine Augen.

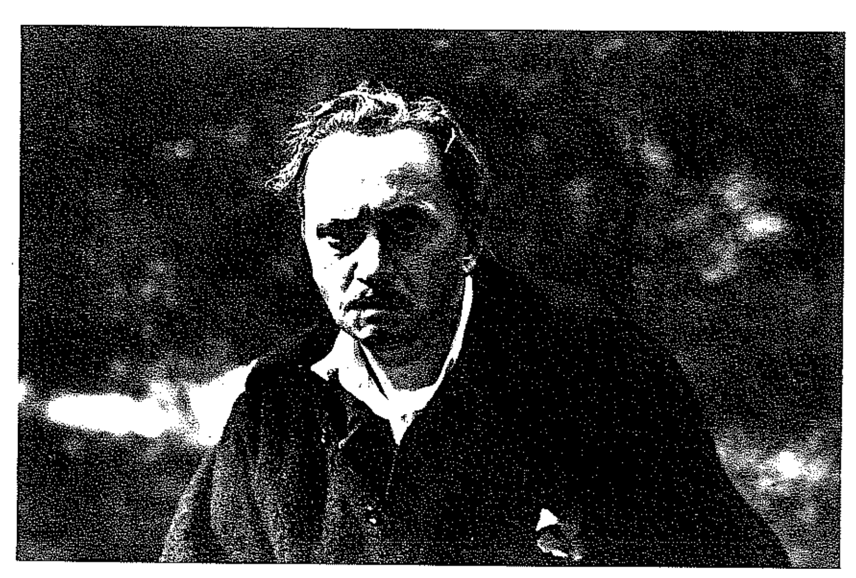
Die gespannte, gestochene Büchse in der Hand tritt er in den wilden Wald. Da steht die Fährte, wie in Erz gegossen, in dem anmoorigen Boden; leicht nimmt sie vier Finger auf. Ihr zu folgen, ist ein Unding; wohl zieht der Wind nach Wunsch, aber sie steht auf das Postbruch zu, wo nur Fuchs und Marder lautlos schlüpfen können, wo schon der Bock laut brechen muß, so viel Geknäck deckt den Boden, so eng verfilzt sind Weiden und Ellern, Birken und Fuhren durch Risch und Post.

Vorsichtig schleicht der Jäger das Gestell entlang und umgeht das Bruch; nirgendswo steht die unheimliche Fährte heraus; der Hirsch steckt im Bruche. Mit halbem Winde dringt der Jäger auf einem verwachsenen Altwege in die modrige, muffige, schwüle, enge Wildnis hinein, Schweiß auf der Stirn, Herzklopfen in der Kehle, Durst am Gaumen, bis er nach einstündigem Schleichen und Kriechen, nach manchem voll Zittern und Beben gemachten Sprung, nach manchem Bogen und vielen Pausen vor den großen Windbruch inmitten der Wohld tritt. Dort tritt so gern das Wild herum, dort schlägt der Hirsch, wie die geschundenen Stämme zeigen, dort setzt das Mutterwild, dort horstet der Schwarzstorch in der alten Fichte, dort sonnt sich der Giftwurm im Grase, dort paßt der Schreiadler auf die Waldmaus. Heute ist die Blöße blank und leer. Aus dem grünen Risch leuchten die roten Stämme und verlieren sich in den schwarzen Kronen, zwischen denen blaue Fetzen Himmel lieb herabsehen.

An den modernden Wurfboden einer Fichte schmiegt sich der Mann an und harrt mit halbgeschlossenen Augen. Müdigkeit reißt seinen Kopf herab, er wirft ihn wieder hoch. Seltsame Bilder tauchen vor ihm auf, die ihm seine überreizten Nerven vormalen. Die rote Spinne, die dicht vor seinen Augen hängt, erscheint ihm als ein rotes Stück Wild, das dort hinten auf der Lichtung steht, bis er lächelnd seinen Fehlblick gewahr wird. Und wieder werden seine Augen groß, denn da unten schwebt der Schwarzstorch. Aber es war nur eine Schwebfliege, die vor seiner Stirn in der Luft stand. Dann hört er Lieder aus dem Gebrumme der Fuhren, Lieder aus seiner Burschenzeit, und dazwischen einen schluchzenden Ruf von einer, die einst von ihm unter Tränen Ab-



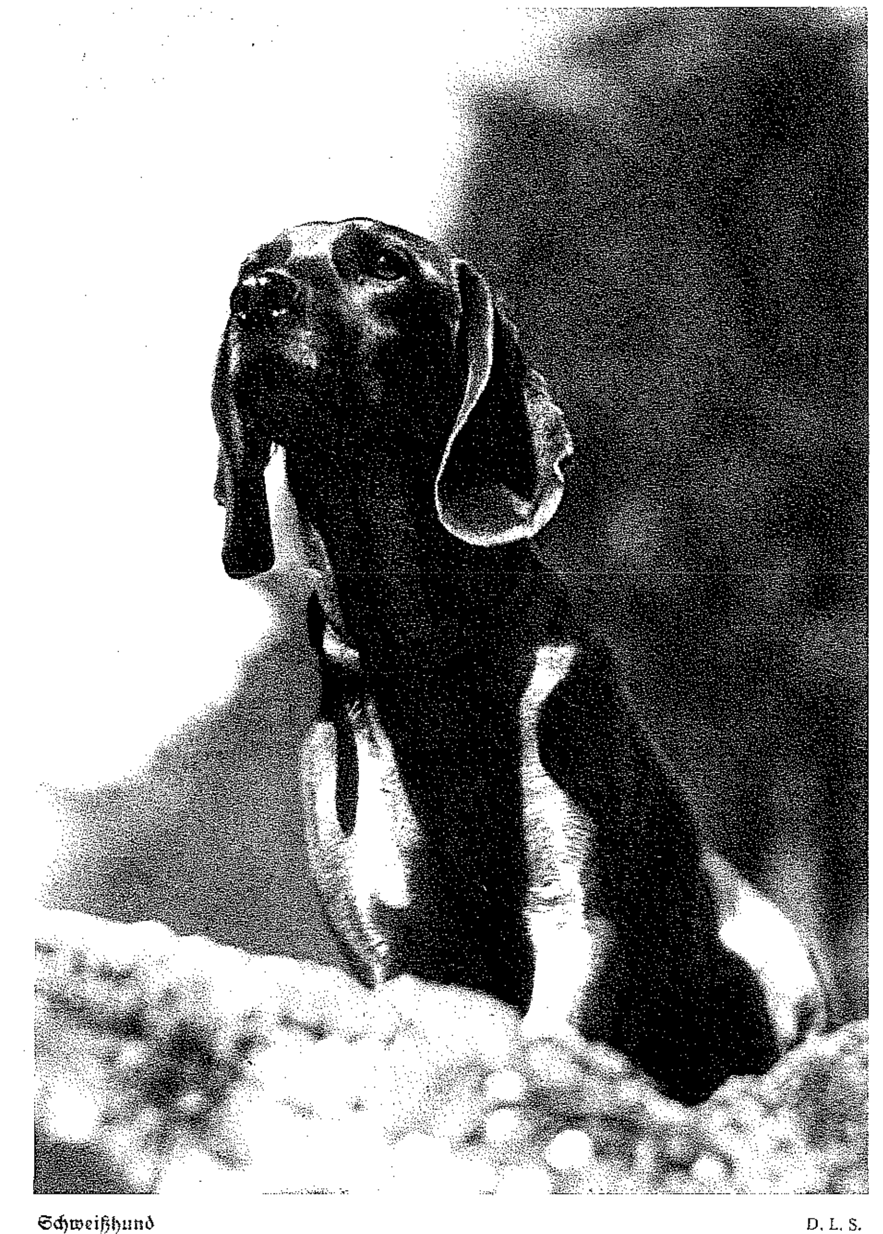
Der Förster (Peter Voß) D. L. S.



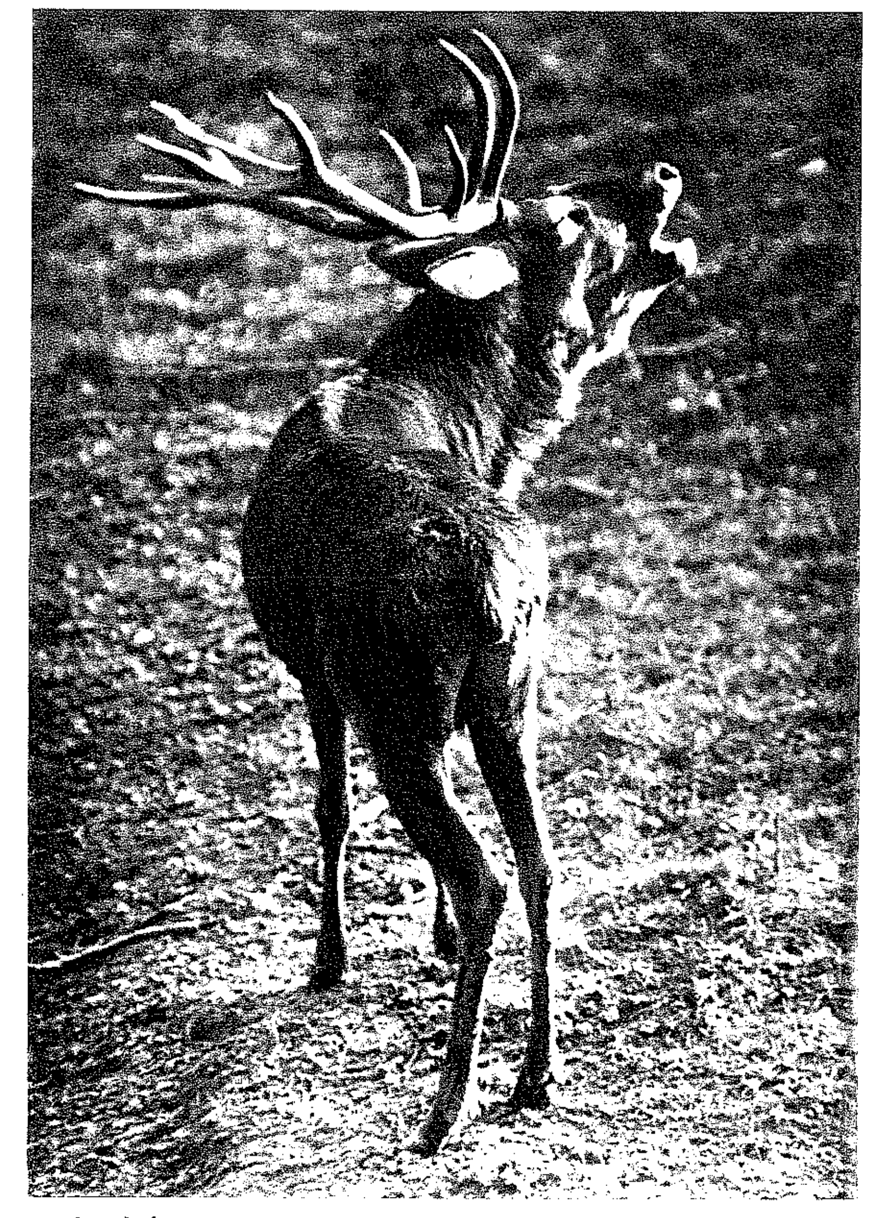
Der Wilddieb (Theodor Loos) D. L. S.



Ein falscher Verdacht D. L. S.
Der Förster auf der Spur des Wilddiebs (Fritz Kampers, Peter Voß)



Schweißhund D. L. S.



Der Kampfruf P. Kunst

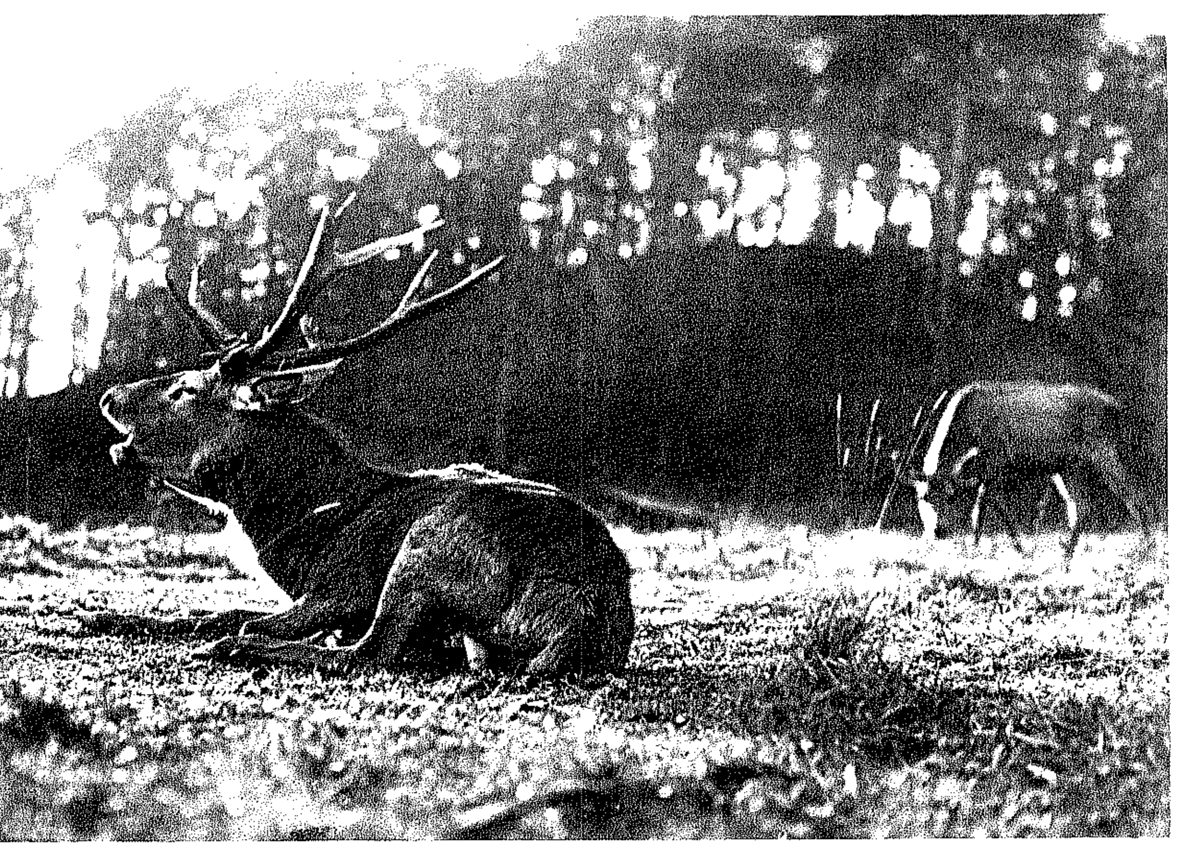


Der Grenzweg Walther Dobbertin

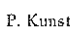


Herbstsonne im Hochwald

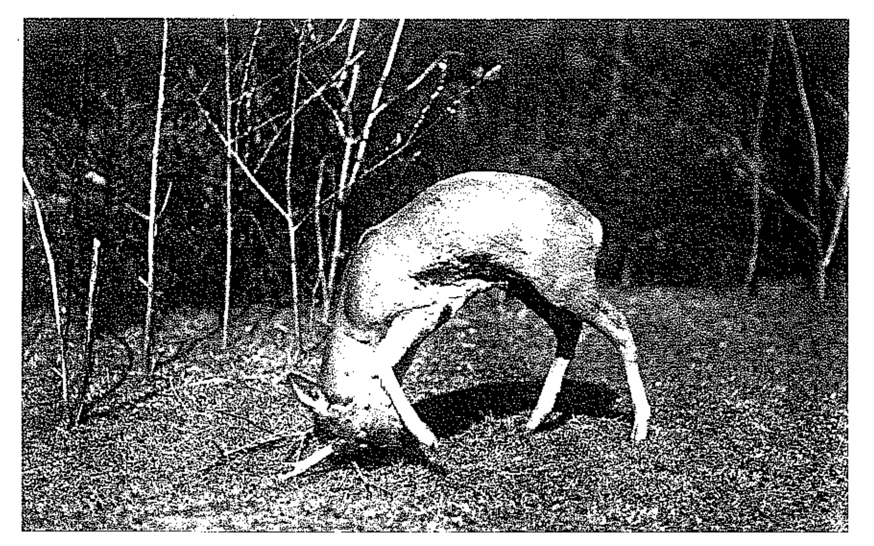
Walther Dobbertin



Brunftzeit



P. Kunst

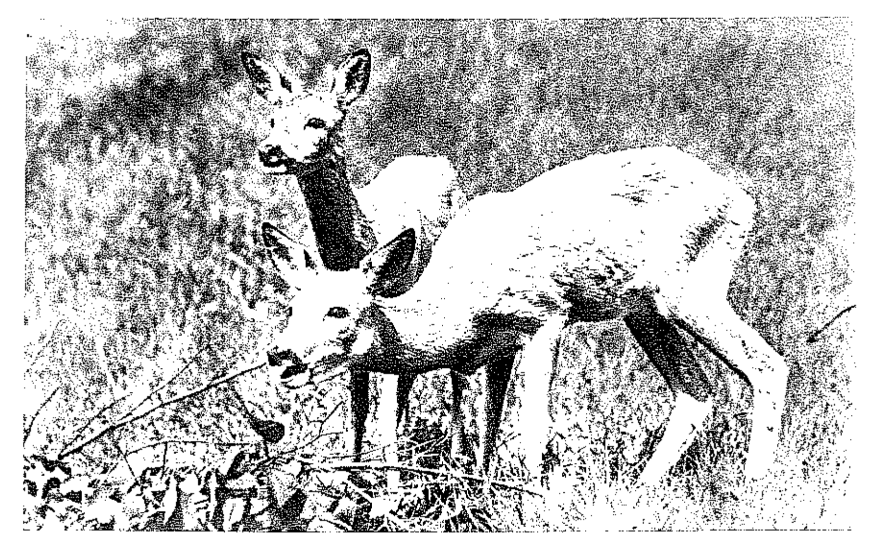




Fegender Bock — Hans Stephainsky



Am Grenzwall bei Lohbergen — Walther Dobbertin



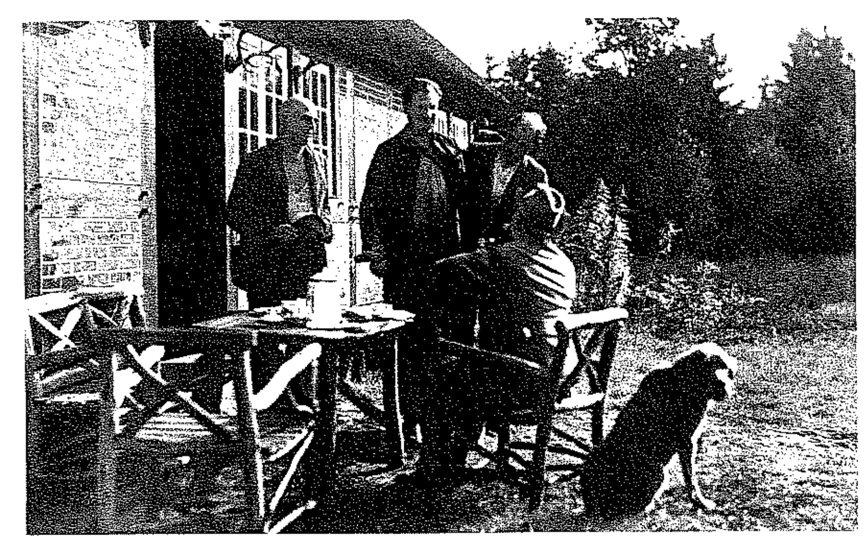
Äsende Rehe — P. Kunst



Enten im Moorsee — Walther Dobbertin



Hühnerjagd D. L. S.



Die drei „Monarchen“ beim Oberförster D. L. S.

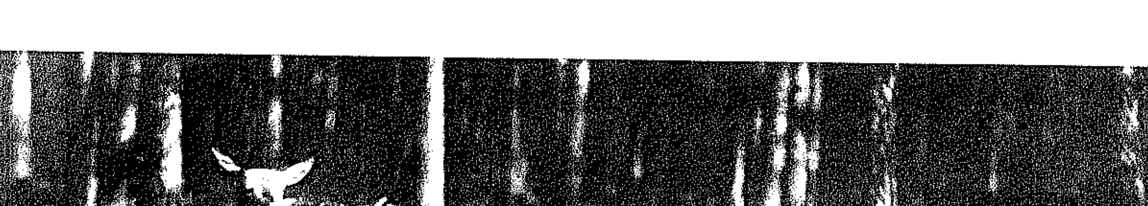


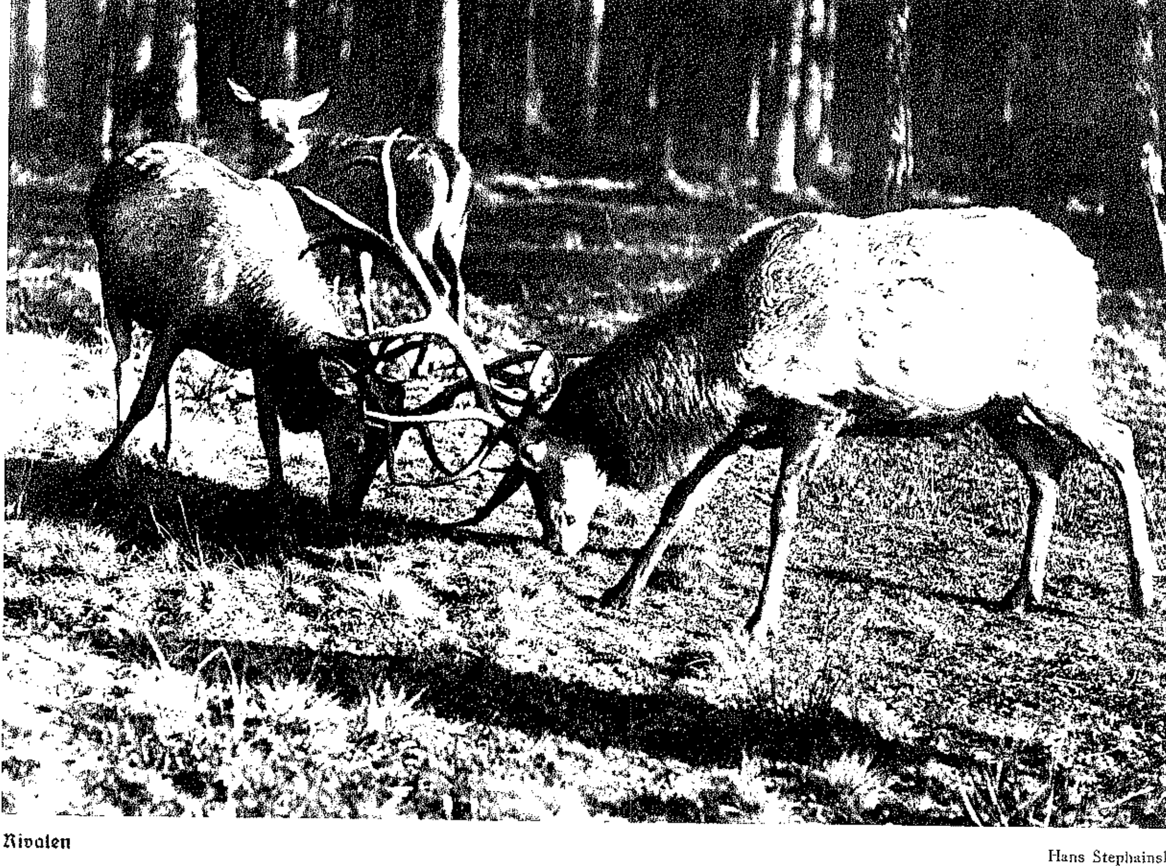
Picknick auf der Heide (Beckers, Kampers, Blume) D. L. S.



Im Heidewald

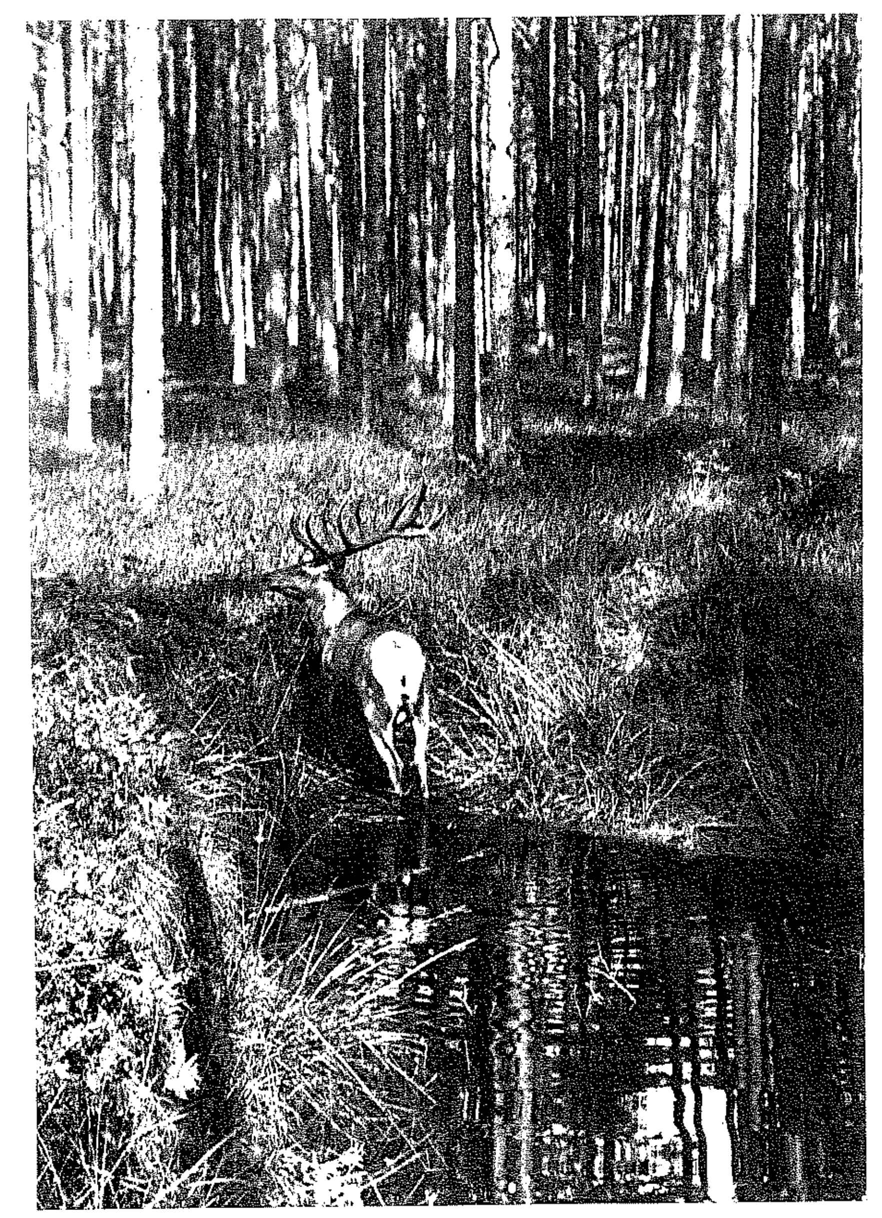
Walther Dobbertin





Rivalen

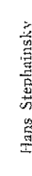
Hans Stephainsky

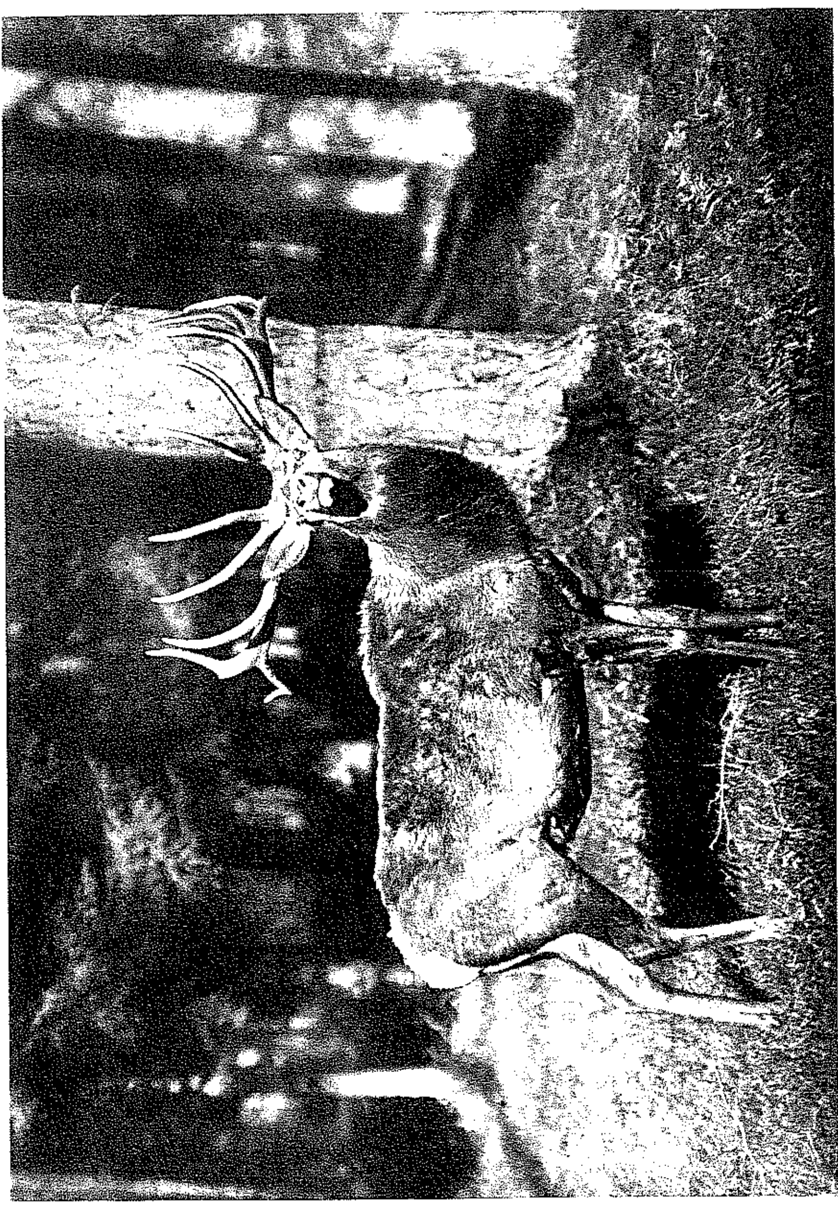


In der Suhle — Hans Stephainsky



Junger Rehbock — D. L. S.





„Der Mörder"

Hans Stephinsky

schied nahm. Und Wellen hört er schlagen gegen das Schiff, das ihn der Blonden entführte.

Aus dem trüben, ernsten, müden Gesichte springen die blauen Augen heraus, wie blaue Seen aus nächtlichem Nebel. Vernahm seine Seele mit der Erinnerung das Klatschen der Wellen, das Stampfen des Schiffsrades? Oder waren es die Ohren, die ihn diese Laute wirklich meldeten? Aber es ist so still, nur Meisen zirpen fernweg und Hummeln brummen nahebei. Der Tabak bringt den Nerven Festigkeit. Blau steigt der Rauch empor; träumende Augen sehen hinterdrein, besinnen sich, rufen sich selbst zur Ordnung und wandern gehorsam wieder von Stamm zu Stamm, von Busch zu Busch, langsam und stetig, ohne Hast und Unrast, halb von den Lidern bedeckt. Sind aber mit einem Rucke voll und groß da, stehen in einem Gesicht, in dem Hoffnung und Angst sich zanken, in dem der Mund sich öffnet, um mitzuhorchen.

Es war kein Traum aus der Burschenzeit, nicht die Erinnerung spülte vergessene Laute an das Ufer der Gegenwart, es klatscht und stampft hier in der grünen Wohld. Das klatscht und quatscht und schlappt und jappt, stöhnt und dröhnt, knackt und klackt, verstummt und hebt von neuem an, und endlich bricht es in der Dickung, steht, wie in einem Rahmen, halbrechts, zwischen zwei roten Stämmen unter einem verschnörkelten roten Aste, von unten gedeckt durch einen dunklen Busch, der Hirsch, schwarz wie der Satan, eben der Suhle entstiegen, und äugt aus den weiß umzogenen Lichtern, über denen es blutrot in der Sonne leuchtet, den Mann an, starr, wie der böse Feind eine arme Seele. Einen Schlag fühlt der Mann auf dem Herzen, denn er sieht, daß der Rauch seiner Pfeife stracks dem Hirsch entgegenzieht, aber ehe der Kolben an der Backe liegt, ist der Rahmen leer und mit Kling und Klang und Knick und Knack ist die Erscheinung verschwunden.

Noch an demselben Abend vernimmt der Förster, der eine Meile weiter vor dem Moore die Hirsche verhört, ein hartes, trockenes, heiseres Röhren, häßlich anzuhören, und hinterher einen Trenzer, niederträchtig und gemein, und einen Schrei, hohl und häßlich. So hat hier noch nie ein Hirsch geschrien. Der Platzhirsch, der oben in der Moorwiese steht, wirft auf und zieht langsam vor seinem Rudel her dem Moorwalde zu. Der Förster hat das Glas vor den Augen und späht das silberne Gatter ab, mit dem die Birken Moor und Forst

trennen. Der Platzhirsch schreit zornig in den Wald hinein; weiß springt sein Atem vor ihm her. Aus der Forst kreischt der harte, häßliche Trenzer heraus, hinter ihm her röchelt ein heißer, höhnischer Ruf, ein trockenes, boshaftes, gemeines Röhren, ganz unirdisch klingend, gespenstig, höllisch. Der Platzhirsch zieht näher an den Moorrand. In dem Walde ist es still, bleibt es stumm. Rund und voll ruft der Zwölfender sein ehrliches Wort in das schwarze, mit Silber vergitterte Walddunkel. Es wird ihm keine Antwort. Unwillig tritt der edle Hirsch den Grund, wirft die Moorerde mit dem stolzen Geweih empor, zerfetzt damit einen Weidenbusch, schreit dem Gegner einen verächtlichen Trenzer zu und wendet sich voller Abscheu ab. Vor ihm her trollt sein Rudel.

Da fährt etwas aus dem Walde, ein schwarzes, unheimliches Ding, und ehe der Zwölfender wenden und dem Gegner die Kampfsprossen weisen kann, ist er überrannt, ist er von hinten niedergeforkelt. Über ihm steht der schwarze Mörder und stößt auf ihn los. Dumpf klingt es, als schlüge ein Stock auf einen Mehlsack. Starr steht das Rudel, die Hälse sind lang, die Lauscher steif, die Lichter weit aufgerissen. Ein blutiger Fetzen fliegt dem Kopftier an den Hals, und noch einer vor die Brust. Es schreckt und wendet. Aber im Nu ist der schwarze Hirsch mit der weißen Augenbinde und den roten Stangen vor dem Rudel und forkelt es auf einen Klumpen zusammen. Dann schreit er in das Abendrot hinein, so häßlich, so gemein, so tonlos und trocken, wie hier noch nie ein Hirsch schrie, und treibt das Rudel vor sich her in den Nebel hinein.

Starr sieht der Förster ihm nach, dann steigt er von dem Hochstand und geht zu dem geforkelten Zwölfender. Der ist im Verenden begriffen. In den weit herausgequollenen Lichtern liegt Todesangst. Armslang hängt das zerfetzte Gescheide aus den zerrissenen Dünnungen heraus. Der Förster gibt ihm den Fang und lüftet ihn. Dann schreitet er, den Kopf auf der Brust, heim. Der Oberförster wird Augen machen; am anderen Morgen sollte der Prinz den Zwölfender weidwerken.

Der Morgen kommt mit herber Luft; ein Brunftmorgen ist es, wie er nicht schöner sein kann. Aber weit und breit meldet kein Hirsch, höchstens röhrt hier und da ein Schneider. Die Platzhirsche sind verschwiegen. Der Zwölfender tat gestern abend seinen letzten Schrei: er

hängt an der Wildwinde auf dem Hofe der Oberförsterei. Der kapitale Achtender, der schon zwölf Enden aufwies und auf vierzehn gezeigt hat, sitzt im Erlenbache und kühlt seine zerschundenen Seiten. Auch ihn überfiel der Mordhirsch hinterrücks. Der Zehnender aus dem Brandmoore steht im Stangenort und rührt sich nicht. Der Mörder hat ihm eine Stange in das Gehirn gerannt und ihm die halbe Besinnung genommen.

Wäre nicht gerade der Prinz vorbeigefahren, so wäre der Hirsch auch zu Tode geforkelt worden. Dicht vor den Rotschimmeln sauste der schwarze Satan über das Gestell, daß die Gäule hochaufgingen. Der Prinz hatte das Jagen, in dem der Hirsch steckte, umfahren, aber der Mordhirsch war schneller gewesen und spürte sich schon heraus und in das unwegsame Bruch hinein. Auf dem Quergestell spürte sich eine frische Rotfährte. Sie führte zu dem kranken Zehnender. Der stand da stumpfsinnig, an eine Stange gelehnt, stöhnte und röchelte und schüttelte fortwährend das Haupt. Über dem rechten Lichte saß ein faustgroßer, rotweißer Klumpen, die blutige Gehirnmasse, die aus der Forkelstelle herausgequollen war. Ein Schrotschuß auf den Hals endete die Qualen des Gemeuchelten.

Acht Tage gingen über das Land. Zehn Meilen umher hatte alles, was den grünen Rock trug, einen roten Kopf. Aller Jagdneid, jeder Grenzhaß war vergessen. Der Förster sagte es dem Bauernjäger, der städtische Jagdpächter dem Förster an, wenn sich der Schadhirsch spürte. Dreimal hatte man ihn schon hinter den Lappen gehabt, aber nie war er vor die Schützen gekommen, denn er hielt die Lappen nicht; bevor es hell wurde, überfloh er sie. Bald hier, bald da erscholl sein heiseres, häßliches Schreien, aber stets im unwegsamen Bruch oder in der verwachsenen Dickung, und erst, wenn die Nacht Himmel und Erde verschränkte, trat er aus und kämpfte auf den Wiesen die Platzhirsche ab. Am hellen Mittag saßen die Jäger schon auf den Kanzeln, saßen bis in die Nacht hinein, froren in ihren Pelzen, wenn der Frühwind über den Bruch blies, sahen wohl schwarze Klumpen, die jäh hin und her fuhren und im Nebel verschwanden, hörten den Mörder trenzen und röhren, aber wenn der Tag kam und die Büsche und Bäume aus dem Nebel zog, dann stand der Unglückshirsch längst in der sicheren Dickung oder saß in der Suhle im wilden Bruche.

Keine fünfzig Schritte von dem Hochstande, auf dem der Forstmeister die Nacht verbrachte, forkelte er einen angehenden Zehnender zuschanden. Der Forstmeister hörte jeden Laut, konnte den Kampf genau verfolgen, hatte währenddem die gestochene Büchse unausgesetzt an der Backe, bereit, trotz des fehlenden Lichtes den Schuß zu wagen. Er hörte das Brechen der Büsche, das wilde Rauschen im Risch, das Aneinanderprasseln der Geweihe, das Schnauben und Stöhnen der beiden Kämpen, und er hörte auch, wie plötzlich hageldicht die Stöße fielen, dumpf dröhnend, wie Stockschläge auf einen Mehlsack. Dann brach es laut in der Dickung, dann rief der Schadhirsch seinen trockenen, gemeinen, höhnischen Jubelruf dem Forstmeister zu, und dann stand die Stille wie eine Mauer rund um die Wiese.

Als die Sonne sich durch den Nebel quält, ist die Wiese kahl, wie eine Mädchenhand; eine einzige alte Ricke äst sich an dem Moorbache entlang. Unausgesetzt lärmen in der Dickung die Häher. Mit steifen, kalten Gliedern steigt der Weißbart von der Kanzel. Seine Stirn kraust sich, wie er auf der zertretenen, zerwühlten, zerrissenen Wiesennarbe Schweiß findet, dunkelbraunen, trüben Schweiß, Leberschweiß. Die kranke Fährte führt gerade dahin, wo die Häher zetern und keifen. In der Lichtung der alten Dickung liegt der Zehnender auf der Seite, die Läufe weit von sich gestoßen. Der Lecker hängt weit aus dem Geäse, die Lichter sind gebrochen. Er ist schon seit Stunden verendet. Ein Stoß in die Leber brachte ihn um.

Der Forstmeister sendet reitende Boten ab, und sein Sekretär steht den halben Morgen am Fernsprecher. Der Schadhirsch muß sterben. Da alles Passen und Weidwerken nichts nützte und das Einlappen auch nicht half, soll der Hirsch bestätigt und vor dem Hunde geschossen werden. Abends kommen die Schützen an. Dreißig Mann sind es, Förster, Jagdpächter, Bauern, alles sichere Leute. Sie verteilen sich im Dorfe, denn der Krugwirt kann sie nicht alle beherbergen. Am anderen Morgen meldet der Fernruf, daß der Hirsch in der hellen Weide fest sei, einem vermoorten, verwachsenen Birkenwalde. Zu Rad und zu Wagen fahren die Schützen zu dem Belauf, in dem die helle Weide liegt. Wie die Katzen, so leise, schleichen sie sich an ihre Stände und ebenso lautlos treten die Treiber an. Der Hegemeister legt seinen uralten, lahmen Söllmann zur Fährte: der einzige Schweißhund weit und breit ist er, der eine gesunde Fährte arbeitet. Das unterschiedlichste Wild läuft die Schützen an, ein jagdbarer Hirsch, Wildbret, zwei Sauen, ein guter Bock, der Fuchs; kein Schuß fällt, denn nur auf den Schadhirsch, den Meuchelmörder, darf der Finger krumm gemacht werden. Eine Stunde vergeht, da taucht der rote Hund und hinter ihm das rote Gesicht des Hegemeisters bei den Schützen auf. Der Hirsch ist nicht vorgekommen. Ein Förster spürt auf dem Rade die Gestelle rund um das Jagen ab; der Hirsch steckt noch im Treiben.

Das Jagen wird noch einmal getrieben. Der Hirsch zieht in voller Deckung am Rande des Treibens entlang. Der Forstmeister läßt das Jagen noch einmal treiben und geht mit zehn Schützen mit der Treiberwehr. Das hilft; endlich knallt es. Aber das Horn meldet nicht: „Hirsch tot!" Er ist vorbeigeschossen. Wie eine Katze, so leise, war er bis dicht vor einen Schützen gezogen und hatte mit jäher Flucht die Brandrute überfallen. Zwei hastige Kugeln pfiffen taub hin und her. Alle Mühe, alle Kosten waren vergebens gewesen. Der Hirsch spürte sich bis in das Stiftsmoor und dort verlor sich die Fährte. Aber das Treiben hatte er wohl übelgenommen. Sein trockener Schrei ward nicht mehr vernommen in dieser Gegend. Drei Jahre lang erzählten sich die Jäger die Schauermär von dem Schadhirsch, der in einer einzigen Brunftzeit sieben gute Hirsche zuschanden geforkelt hatte. Wie der Dieb in der Nacht war er gekommen und gegangen, wohin, das wußte keiner. In den Zeitungen wurde Nachfrage nach ihm gehalten, aber es wurde nicht bekannt, wo er geblieben war.

Ein Mann wußte um das Geheimnis des Mordhirsches. Das war der rote Hein, der Waldbummler und Tagedieb, der in der Kreisstadt am Tage Beeren und Pilze verkaufte und des Abends Ricken und Hasen, die er in den Wäldern gestrickt hatte. Er war am Tage nach der Treibjagd durch das Rauhe Horn geschlichen, um Schwämme zu suchen und nebenher nachzusehen, ob sich nichts in den Schlingen gefangen hatte, die tags vorher seine beiden Jungens auf die Rehwechsel gestellt hatten. Als er so durch den verwachsenen Moorwald strich, sein Fuchsgesicht gewohnheitsmäßig zu einer recht dummen Grimasse verziehend, ab und zu einen Pilz losschneidend und über die Schulter in den Tragkorb fallen lassend, da war er plötzlich ganz in sich zusammengefallen und hatte sich geduckt wie ein Fuchs, der die Maus anspringen will. Das rote Haar

auf seiner sommersprossigen Stirne zuckte hin und her und seine abstehenden Ohren bewegten sich langsam, denn da vorn ging etwas Seltsames vor sich. Es stöhnte und ankte dort, als läge ein Mensch im Sterben. Die Kreuzotter kriecht nicht so leise, wie Hein Thomann kroch. Den Tragkorb hakte er ab, setzte die alte Mütze auf und zog sie tief in die Stirne, ließ die Schuhe bei dem Korbe stehen, und dann glitt er, den kurzen Totschläger fest in der Faust haltend, schnell, aber lautlos näher, jeden Zweig vermeidend, der sein verschlissenes Zeug streifen konnte. Vorsichtig bog er den Weidenbusch zur Seite, hinter dem her das halblaute Stöhnen erklang, und hob den Stock mit dem Bleiknopfe zum Schlage. Aber dann fuhr er zurück und sein fahles Gesicht wurde weiß, denn was er da sah, das war gräßlich.

Hinter dem breiten, tiefen, steilwandigen Entwässerungsgraben hing, zwischen den beiden Stämmen einer Zwillingskiefer eingeklemmt, ein starker Hirsch mit weißumbänderten, weit hervorgequollenen Lichtern und heraushängendem Lecker. Die ganze Nacht mußte er schon so gehangen haben, denn von den Hinterläufen war der braune Boden zerkratzt und zertreten. Schlaff hing der Hals zu Boden, und das Geweih mit den langen, dicken, spitzen, endenlosen Stangen berührte mit den blutrot gefärbten Kampfsprossen fast die Erde; schrecklich aufgetrieben war der Leib des Hirsches. Ein ohnmächtiges Zittern erschütterte ab und zu seine Decke, matt spielten die Lauscher, krampfhaft zuckte ab und an ein Lauf, und unaufhörlich kam aus dem weißschaumigen Windfange ein hohles, trockenes, hoffnungsloses Stöhnen.

Ein Schauder überlief den Schlingensteller. Er nahm die schmutzige Kappe ab und fuhr mit der goldhaarigen Hand über die nasse Stirn. Er hatte nie Mitleid empfunden, fand er ein Reh in der Drahtschlinge zappelnd, das brachte das Handwerk mit sich. Aber dieses hier? Eine ganze Nacht sterben? Ganz langsam, bei lebendigem Leibe? Der Mann schüttelte sich. Er zog die Schnapsflasche hervor, tat einen kleinen Schluck, sah scheu hin und her, und schlich näher. Ein dumpfer Schlag, das Stöhnen brach; ein Blitz aus der Hand, und in gebogenem Strahl plätscherte der rote Schweiß aus der Schlagader des Hirsches. Hein Thomann verstand sein Geschäft; nach drei Stunden war der Hirsch zerwirkt. Die Knochen und das Gescheide verschwanden im weichen Moorboden; bis auf einige schöne Stücke hing das ganze Wildbret an

Weidenruten in der Krone einer dichten Fichte, mit Papierfetzen gegen Marder und Krähe verblendet, und in einer anderen Fichte hing der Schädel des Mordhirsches mit dem blutroten Geweih. Drei Nächte lang schleppte Thomann mit seinem hageren, schwarzhaarigen Weibe und seinen drei hungrigen Taugenichtsen von Jungens Kiepe auf Kiepe nach der Kreisstadt. Thomann ging zum Biere und hielt seine Freunde frei, seine Alte hatte ein anständiges Kleid an und seine Jungens neue Stiefel.

In einer schlechten Wirtschaft in der großen Stadt, wo bemalte Weiber an weißen Marmortischen auf Raub lauern, hängt an einem Pfeiler das hohe, weitausgelegte Geweih des Vierzehnenders, des Meuchlers, des Schadhirsches, der sich selbst richtete und den langsamen, schrecklichen Tod starb, den Tod des Mörders.

Das Forsthaus

Dem großen Fachwerkhause mit den grünen Läden, das der Mühle gegenüber an der Straße nach Lohorst zwischen knorrigen Eichen und schlanken Fichten und Birken liegt, merkt man es bald an, daß es das Forsthaus vorstellt; denn es hat am Giebel ein vor Alter grün angelaufenes Hirschgeweih, auch hält bald ein Schweißhund, ein Brauntiger oder ein Teckel vor der Pforte Wache.

Sehr oft sieht man in dem sauber gehaltenen Blumengarten vor dem Hause einen hochgewachsenen Mann in grüner Försterjoppe mit der Rasenschere oder der Baumsäge herumarbeiten, der trotz seines silbernen Bartes ein rosiges Gesicht hat, aus dem die blauen Augen gütig, aber doch ein wenig traurig blicken.

Das ist der Hegemeister Oberheide, der Schwiegervater des Revierförsters Reichart, bei dem er seine Tage beschließt, und der ein Menschenalter als Förster in diesem Hause gelebt hat. Der jetzige Förster ist ein tüchtiger Beamter, der seine Pflicht in vollem Maße tut, zu seinem Dienstacker noch Land hinzugepachtet hat, und durch die Schweine- und Geflügelzucht, die seine fleißige Frau betreibt, und die jungen Mädchen, die bei ihr den Haushalt lernen, so viel Geld verdient, daß er sich doppelt und dreifach so gut steht, wie die meisten seinesgleichen. An seinen Schwiegervater aber kann er nicht heranreichen.

Reichart hat die Achtung aller Leute im Dorfe, sowohl die der großen Bauern, weil er so gut zu wirtschaften versteht, als auch die der Forstarbeiter, denen er ein gerechter Vorgesetzter ist; der alte Oberheide aber hat nicht nur die Achtung bei groß und gering; er ist allerseits beliebt. Das merkt man an der Art und Weise, wie die Leute den einen und den anderen grüßen, und wie sie von beiden sprechen. Der eine heißt der Förster und der andere schlichtweg Oberheide; der eine ist Beamter und wird es sein, und wenn er noch so lange auf seinem Posten bleibt; der andere gehört zum Dorfe, als wäre er ortsgebürtig.

Er hatte es nicht leicht gehabt, sich seine Stellung in Ohlenhof zu

machen; denn die Ohlenhöfer waren damals ausnahmslos welfisch gesinnt und der neue Förster war ihnen von vornherein als preußischer Beamter um so verhaßter, da sein Vorgänger, der aus dem Osten stammte, es durchaus nicht verstanden hatte, sich nur ein wenig beliebt zu machen. Als Oberheide seinen Dienst antrat, stieß er allgemein auf kalte Mienen und mürrische Gesichter. Er tat so, als bemerke er das nicht und ging seinen Weg, ohne nach rechts und links zu sehen. Über winzige Verstöße gegen die Forstpolizeiordnung beim Holz- und Beerensammeln sah er hinweg, schlug im Verkehr mit den Forstarbeitern einen freundlichen Ton an, nahm an den Gemeindeangelegenheiten gebührend teil, ohne sich hervorzudrängen, und brachte es in einigen Jahren so weit, daß ihm von keiner Seite mehr etwas in den Weg gelegt wurde. Als er sich dann eine hübsche Frau aus Krusenhagen nahm, die Tochter des dortigen Revierförsters Bielmann, kam er noch mehr an die Leute von Ohlenhof heran, ganz besonders dadurch, daß seine Frau, als die Diphtheritis das Dorf heimsuchte, freiwillig überall Krankenpflege tat, wo es nötig war. Am meisten aber half es ihm in seiner Stellung, daß er bei dem Brande des Häuslingshauses auf dem Lütkensweershofe den Altvater mit Lebensgefahr aus dem brennenden Hause geholt hatte, wobei er sich beide Hände verbrannte und zeitlebens das feuerrote Mal über dem linken Auge behielt, das ihn in den Augen der Bauern mindestens ebenso gut kleidete, wie die Rettungsmedaille, die er neben dem eisernen Kreuze und den übrigen Kriegsauszeichnungen tragen darf.

Schließlich brachte er etwas fertig, wodurch Ohlenhof mächtig voran kam. Denn als an die Stelle des alten und müden Titularforstmeisters ein neuer und forscher Oberförster trat, wußte Förster Oberheide ihm es klar zu machen, daß eine Menge Ödland in der Heide und im Bruche, das dem Staate gehörte, sich leicht aufforsten ließe, wenn genügend Arbeitskräfte, an denen es fehlte, da wären; denn er hatte hier und da auf den verschiedenen Böden kleine Aufforstungsversuche auf eigene Kosten gemacht. Dem Oberförster leuchtete das ein; eine Kommission kam, es wurden erst zwei, dann fünf und schließlich zwölf Arbeiterfamilien auf Regierungsland hinter dem Dorfe angesiedelt, und so entstand die Waldarbeiterkolonie Neu-Ohlenhof, die jetzt über zwanzig Familien zählt. Diese Neusiedlung brachte auch dem alten Dorfe allerlei Vorteile; denn gerade in der Zeit, wenn die Bauern am meisten Hilfe

brauchen, ist im Forste am wenigsten zu tun, und dann helfen die Neusiedler aus, so daß in Ohlenhof nie Mangel an Arbeitskräften ist, wie anderswo so oft. Nicht zum wenigsten aus diesem Grunde ist das Dorf darum so sehr in die Höhe gekommen.

Als Oberheide früher als die meisten seiner gleichaltrigen Kameraden Hegemeister wurde, hätte er sehr zufrieden mit dem Leben sein können; er hatte es schnell vorwärts in seiner Laufbahn gebracht, hatte dem Staate und dem Dorfe erhebliche Vorteile gebracht, besaß eine gute Frau und wohlgeratene Kinder, genoß das Wohlwollen seiner Vorgesetzten und die Achtung und Zuneigung der Ortseinwohner und aller Menschen, die ihn kannten, erfreute sich der besten Gesundheit, und hatte es bei seinem guten Einkommen, den Nebenverdiensten aus Geflügel- und Schweinezucht, Hundeabführung und Jagd- und Forstschriftstellerei zu einem nicht unbeträchtlichen Vermögen gebracht. Dennoch lag oft auf seiner Stirn eine Wolke und über seine meist freundlich blickenden Augen zog manchmal ein Schatten, der oft tagelang nicht weichen wollte. Am meisten war das gegen Ende des Brachmondes der Fall, wenn Wald und Feld im schönsten Grün prangten, die Wiesen und Raine blühten und die Vögel sangen. Dann ging er mit gefurchter Stirn hinten zum Forsthause hinaus, vermied die Menschen und nickte knapp und kurz, wenn ihm in seinem Belaufe jemand in den Weg kam. Denn im Juni hatte es sich begeben, am neunundzwanzigsten Juni achtzehnhundertvierundsechzig, was ihm zeitlebens die Seele bedrückte. Drei Feldzüge hatte er mitgemacht, hatte ein dutzendmal im Feuer gestanden, mehr als einen Feind auf den Rasen gelegt; aber den dänischen Hauptmann, dem er bei Alsen durch die Brust schoß, den konnte er nicht vergessen, und immer sah er den schönen blonden Mann vor sich, den seine Kugel auf die Schanze warf.

Ein über das andere Mal waren die Preußen zurückgeworfen, weil der lange dänische Hauptmann es verstand, seine Leute mit höchstem Mute zu erfüllen. Schließlich wurde Oberheide von seinem Major herangewinkt: „Oberjäger Oberheide, Sie schießen den Mann ab!", sagte der ihm. Oberheide lief es kalt über den Rücken; er war der sicherste Schütze im Bataillon und wußte, der Däne drüben, der lange tapfere Mann, war so gut wie tot. Während die anderen stürmten, sprang er in Deckung vor, und sobald der feindliche Hauptmann über

dem Walle in Sicht kam, schoß er ihn durch das Herz. Sofort nahmen die Preußen die Schanze. Dem Oberjäger Oberheide aber liefen die Tränen über die Backen, als er hinterher bei dem Toten niederkniete, ihm Uhr, Taschentuch, Brieftasche und Börse aus den Taschen nahm, die Ringe abzog, die Knöpfe und Achselstücke abschnitt, auch einige Strähnen von dem blonden Haar, das er dann alles zusammenpackte und durch sein Bataillon an die Witwe des Toten senden ließ.

Darum ist Oberheide zeitlebens ein stiller Mann geblieben, auf dessen Stirn fast stets eine Wolke liegt und über dessen Augen immer ein Schatten steht.

Und das wird wohl so bleiben, bis er seinen letzten Atemzug getan hat.

Des Rätsels Lösung

Waldmann ist unter die Philosophen gegangen. Etwas Rätselhaftes ist in sein Leben getreten, etwas Mystisches, Unbegreifliches, Transzendentales.

Was mag das wohl sein, wovon morgens immer der Hof des Forsthauses eine so sonderbare Witterung hat? Die Katze ist es nicht, eine Ratte auch nicht? Also „Was ist es?"

Es gibt mehr Dinge zwischen dem Hundehause und der Belaufsgrenze, als eine Hundenase verstehen kann. Das ist das Ergebnis der philosophischen Betrachtungen Waldmanns, ein Ergebnis, das ihm seine ganze Gemütsruhe genommen hat. Es ist ein Tier, aber ein unbekanntes Tier, das eine ganz andere Witterung hat, als Fuchs und Dachs und Has' und Reh und Hirsch und Sau, und auch eine andere, als Igel und Wühlratte und Wiesel und Eichkater.

Es kommt nachts aus dem Schweinestalle und geht in den Torfschuppen. Manchmal bleibt es drei Tage aus, aber am vierten ist es wieder dagewesen. Einmal war es eine volle Woche fort und Waldmann dachte kaum mehr daran. Dann auf einmal roch wieder der Wechsel zwischen Schweinestall und Torfhaus so stark danach, daß Waldmann wie toll hin und her lief und winselte und kratzte und kläffte, bis der Hegemeister fragte, ob er nicht ganz klug sei.

Wenn Waldmännchen mit seinem Herrn im Revier war, vergaß er die unerklärliche Witterung, draußen gab es immer so schrecklich viel zu schnüffeln und ab und zu auch etwas zu zausen; heute einen Fuchs, der die Kugel zu kurz bekommen hatte, und dann ein geltes Tier, das Waldmann arbeiten mußte, weil Hirschmann, der sich den Vorderlauf vertreten hatte, zu Hause geblieben war. Das war ein großes Vergnügen, am Riemen auf der Rotfährte nachzuhängen, und ein noch größeres, das Stück zu Stande zu hetzen, und das größte, es an der Drossel zu schütteln, als es im Fangschusse zusammenbrach. Bei solcher hohen Arbeit vergaß Waldmann das unheimliche Wesen, das Nacht für Nacht auf dem Hofe umging.

Sobald er aber in die Nähe des Hauses kam, schoß ihm der Gedanke daran in den Sinn. Und wenn er noch so hungrig war, und die Frau Hegemeisterin ihn auch noch so gut fütterte, so fuhr er doch zuerst auf den Schweinestall los, steckte seine Nase zwischen die Planken, kratzte und winselte, schnüffelte sich dann bis zum Torfschuppen hin, benahm sich da ebenso wie beim Schweinestalle und schlich schließlich mit nachdenklich gerunzelter Stirn und hängender Rute in das Haus, und der Hegemeister lachte und meinte: „Unser Waldmann hat den Rattenkoller. Wir wollen Fallen aufstellen." Und am anderen Morgen schlug sich Waldmann in der Waschküche zwei dicke Ratten um die Behänge, und dann schoß er wieder auf den Schweinestall los und fing an zu schnüffeln.

Eines Abends, als er auf der Sauschwarte vor dem Sessel saß, fuhr er wie wahnsinnig zur Türe, riß beinahe das Mädchen um, das mit dem Nachtmahl hereinkam, rannte in den Hof und kläffte und winselte an dem Torfschuppen herum, bis der Knecht mit der Laterne kam und ihn in den Schuppen einließ. Da schoß Waldmann nun hin und her, sprang an den Wänden hoch, kletterte über die Torfe, schnaufte in alle Ecken hinein, bis er von dem Torfmull einen Husten bekam, und zog schließlich, von dem Hegemeister weidlich ausgelacht, vergrämt wieder ab. Mürrisch lag er während des Abendessens auf seiner Sauschwarte, und selbst der Todesschrei der Wurst, wie der Hegemeister es nannte, wenn er der Mettwurst die Haut abriß, lockte ihn nicht an den Tisch.

„Lacht mich nur aus", dachte er, „wer zuletzt lacht, lacht am besten! Ich habe es deutlich vernommen, daß da etwas auf dem Hofe war, und es war nicht Müschen, die Katze, und eine Ratte war es auch nicht, und es war etwas, das ich nicht kenne, das ich noch nicht gewürgt habe. Wer weiß, ob es nicht ein ganz gefährliches Tier ist, ein Tier, das die Schweine fressen will oder den Torf. Ich muß aufpassen, daß es kein Unglück gibt. Herrchen ist ja der klügste Mensch, den ich kenne, aber gegen uns ist er doch ziemlich dumm, und seine Nase ist auch nicht besser als die anderer Menschen, sonst würde er es nicht aushalten, das Zeug zu rauchen, das ich für den Tod nicht ausstehen kann, und Apfelsinen zu essen und Bier zu trinken, Dinge, die jeder feinen Nase entsetzlich sind!"

Als der Hegemeister in das Bett wollte, sah er, daß Waldmann noch einmal nach dem Wetter sehen wollte, und er ließ ihn hinaus. Wieder ging das Hin- und Hergerenne und das Gewinsel los; und als sich der Hegemeister zu dem Hunde hinunterbückte, um zu sehen, was er an dem Torfschuppen zu kratzen habe, da sprang Waldmann an ihm empor, pfiff in den höchsten Tönen und stellte sich an, als hinge das Wohl und Wehe des ganzen Hauses davon ab, daß die Sache ihre Aufklärung erführe. Und der Hegemeister ließ ihn in den Schuppen und half ihm oben auf die Törfe; da lief Waldmann hin und her und machte einen Lärm, wie eine ganze Meute, bis schließlich ein halbes Hundert Törfe ins Rutschen kamen und mit dem Hunde dem Hegemeister um die Beine polterten. Und da hieß es denn wieder: „Nun komm, Waldmann, und rege dich nicht um die albernen Ratten auf!" Als aber mitten in der Nacht Waldmann mit fürchterlichem Gekläffe aus seinem Korbe schoß, vom Boden auf den Korbsessel und von da gegen das Fenster sprang, da wurde es seinem Herrn denn doch etwas zu bunt, Waldmann bekam einen Pantoffel an den Hals und wurde in einer Weise angeschnarcht, die ihm durchaus nicht paßte.

Deshalb muckte er denn auch den ganzen folgenden Tag; er ließ seine Milch stehen, ging seinem Herrn aus dem Wege und verkniff sich das Pfeifen und Wedeln, als er mit in den Wald durfte. Um ihn wieder zu versöhnen, schoß ihm sein Herr eine Eichkatze; aber anstatt sie mit großem Getöse abzuschütteln und mit Stumpf und Stiel zu verspeisen, wie er es sonst tat, beroch er sie kaum und ließ sie liegen, und der Hegemeister schüttelte den Kopf, lachte und sagte nachher zu Hause: „Der Hund trägt es mir jetzt noch nach, daß ich ihm heute nacht den Pantoffel an den Kopf warf." Aber das hatte Waldmann nicht so übel genommen als das Anschnauzen, und vor allem hatte ihn der Ausdruck: „Kartoffelkopp" tief gekränkt. So wedelte er beim Abendbrot noch nicht einmal, als ihm eine Fetthaut von der Leberwurst hingeworfen wurde, und es dauerte fast fünf Minuten, ehe er geruhte, sie zu verspeisen.

Er war auch mehr traurig als wütend. Ist es denn möglich, daß die Menschen essen und trinken und lachen können, während es draußen umgeht? Wer weiß, ob nicht schon heute nacht das schreckliche Wesen sich in das Haus schleicht und irgendein Unheil anrichtet! Und deshalb

schlüpfte Waldmann, als das Mädchen abdeckte, zur Türe hinaus und war und blieb verschwunden, ob auch der Hegemeister pfiff und pfiff. Die ganze Nacht blieb er draußen, bald auf der Schwelle lauernd, bald am Schweinestalle oder am Torfschuppen schnüffelnd, aber er fand nichts, und als die Magd in aller Frühe in den Stall ging, schlich Waldmann sich beschämt in das Haus, kroch unter den Herd und ließ sich erst wieder blicken, als es etwas zu fressen gab. Der Hegemeister war dann noch so taktlos, ihn zu fragen, ob er im Dorfe ein Stelldichein gehabt habe, eine Äußerung, die nicht geeignet war, Waldmann in bessere Stimmung zu versetzen.

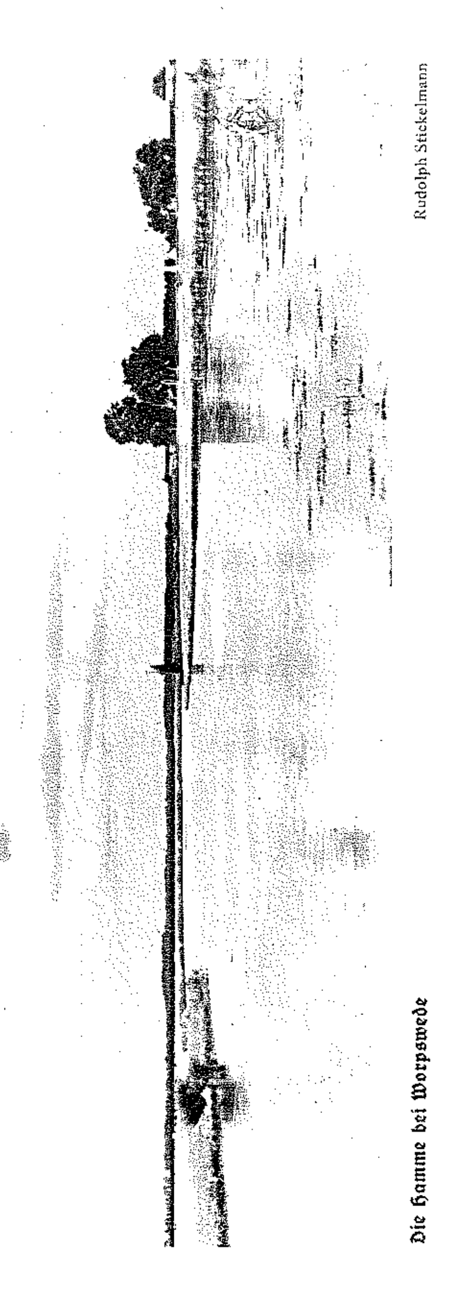
Eines Tages aber wurde er glänzend gerechtfertigt. Der Knecht kam herein und sagte: „Wir haben nämlich die erste Neue, Herr Hegemeister, und ich glaube, der Waldmann, der war nämlich klüger als wir alle zusammen. Vom Schweinestall bis zum Torfschuppen spürt sich nämlich ein Iltis hin und her. Und nun weiß ich nämlich auch, warum das morgens auf dem Hofe immer so mulsterig roch, und ich glaube nämlich, wir tun dem Hunde den Gefallen und machen ordentlich Blechmusik, indem das nämlich der Iltis für den Tod nicht vertragen kann. Bei dem vorigen Hegemeister wurde das nämlich auch immer so gemacht. Der stellte sich nämlich mit der Flinte an, und wir ließen die Hunde in die Ställe und machten mit Kasserollen und Sensen Lärm, und dann sprang er, nämlich der Iltis, und entweder wurde er geschossen oder die Hunde kriegten ihn zu fassen."

Der Hegemeister lachte und sagte: „Dann wollen wir das nämlich so machen." Und so ging die Geschichte los. Der Knecht und die Line und sogar die Frau Hegemeisterin nahmen Topfdeckel und zogen in den Schweinestall, der Hegemeister machte scharf und stellte sich auf dem Hofe an und Waldmann wurde in den Stall geschickt. Aber als der Lärm los ging, machte er, daß er fortkam und schlüpfte in den Torfschuppen und winselte da so lange herum, bis der Knecht ihn hineinließ. Da stellte sich Waldmann ganz wild an, so wild, wie er wurde, wenn er eine kranke Sau verbellte, und er scharrte und kratzte an dem Torfe herum, daß der Hegemeister sagte: „Johann, schmeiß einmal die Törfe auseinander."

Das tat Johann auch und Line mußte derweilen weiter mit den Topfdeckeln klappern. Auf einmal schrie sie auf, ließ die Deckel fallen,

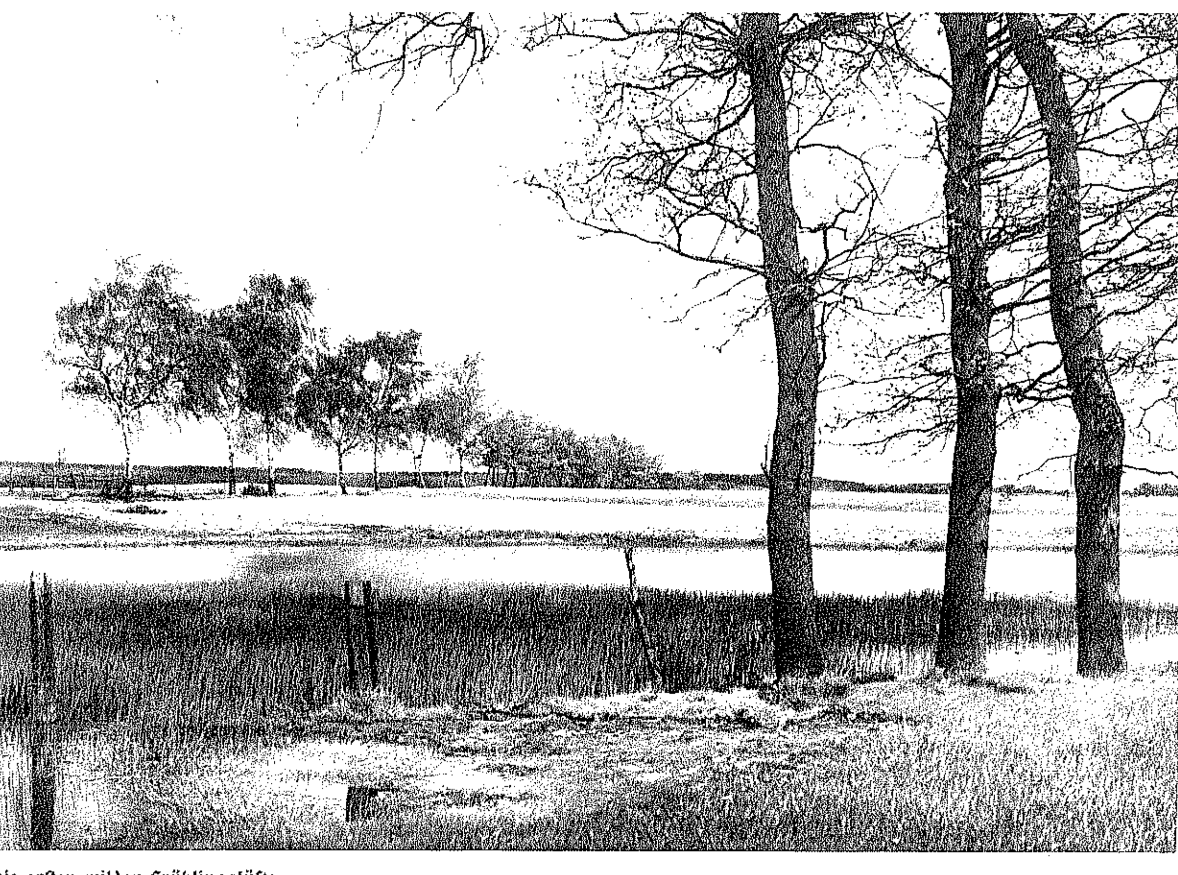
hielt sich die Röcke zusammen, rannte den Hegemeister vor den Leib, daß dem die Pfeife aus dem Munde fiel, und ehe er und der Knecht eigentlich wußten, was los sei, fuhr etwas Schwarzes zur Türe hinaus und hinterher sauste Waldmann. Und da hörten sie auch, wie die Frau Hegemeisterin schrie: „Bravo, Waldmann, bravo! Er hat ihn, er hat ihn! Hu, faß den Stinker, so recht, so schön, Waldmann!" Als der Hegemeister und der Knecht und Line auf den Hof kamen, war der Fall schon erledigt. Waldmann stieß den Iltis, der nur noch ein ganz wenig zuckte, hin und her, schlug ihn sich noch einmal um die Behänge, trug ihn dann ins Haus und legte ihn auf seine Sauschwarte, wo er ihn von neuem beroch, bis der Hegemeister den Iltis aufnahm und dann den Hund abliebelte.

„Bravo, Waldmann!" Na, das ging Waldmann ja ganz glatt hinunter, aber er dachte doch bei sich: „Ihr hättet mir viel Ärger und Kummer ersparen können, wenn ihr eher auf den Gedanken gekommen wäret, daß ich immer recht habe, wenn ich mich aufrege. Aber euch fehlt eben die Nase und so kann man euch schließlich nichts übelnehmen."



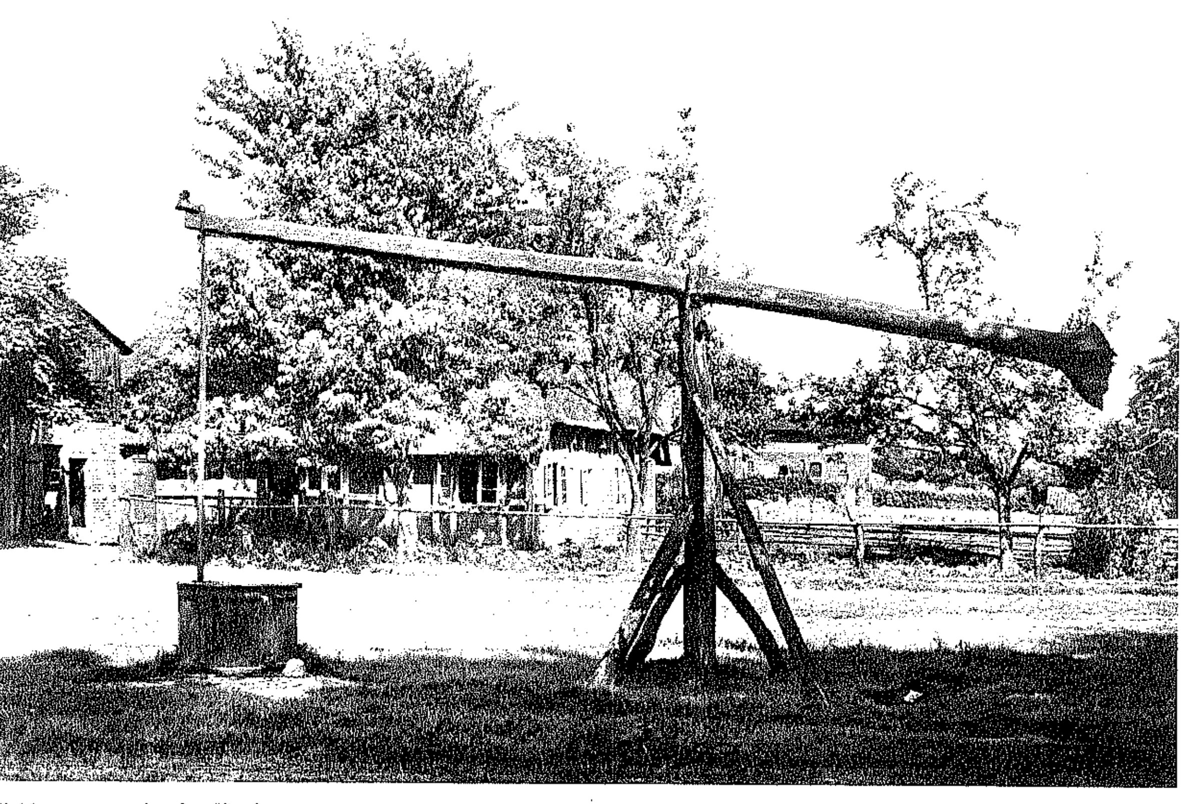
Rudolph Stickelmann

Die Hamme bei Worpswede



Die ersten milden Frühlingslüfte

Walther Dobbertin

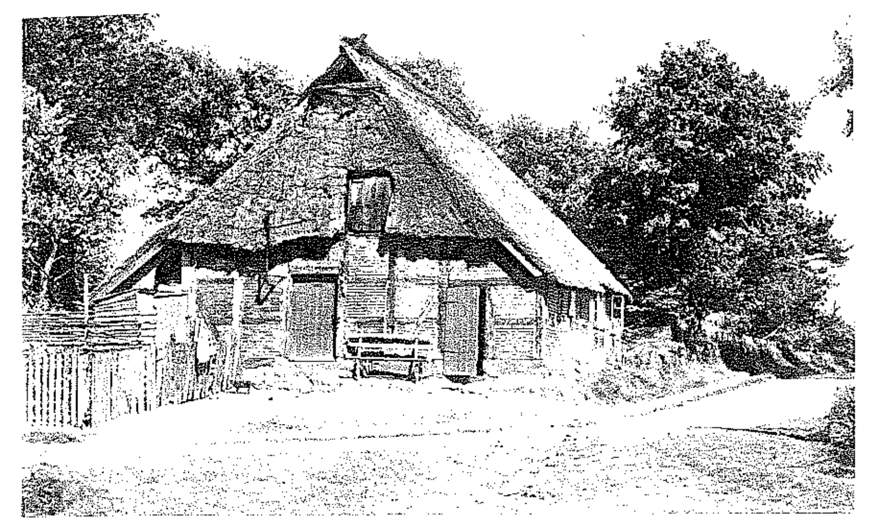


Ziehbrunnen an der Dorfstraße

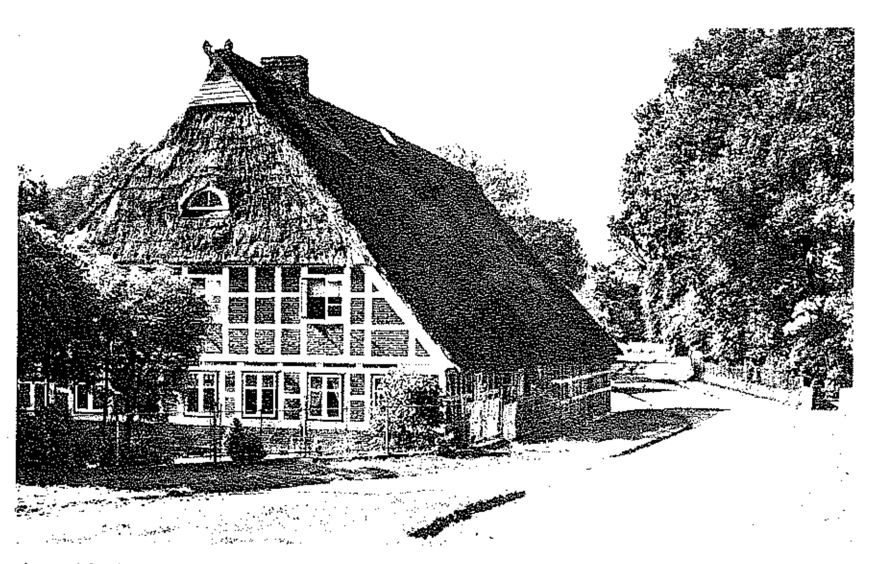
Walther Dobbertin



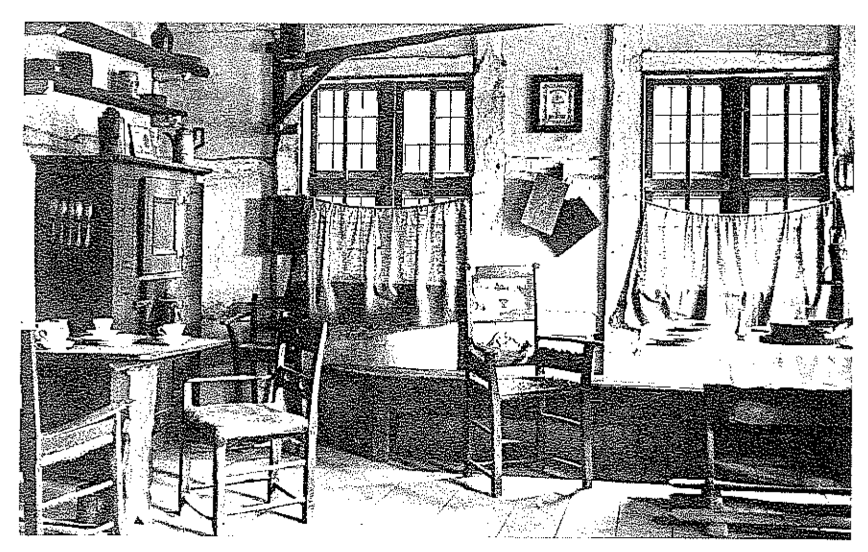
Der Häusling — Hans Pusen



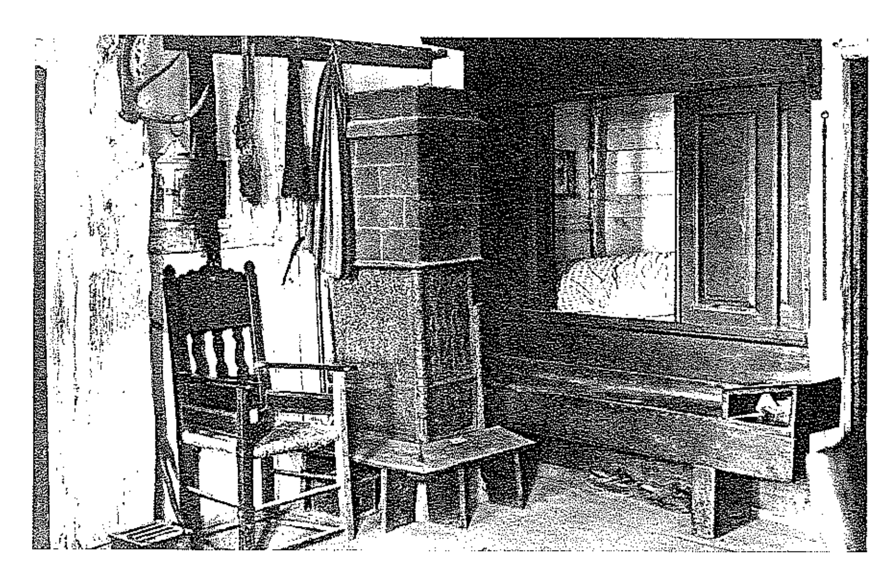
Sowohl die ärmliche Kate wie . . . — Walther Dobbertin



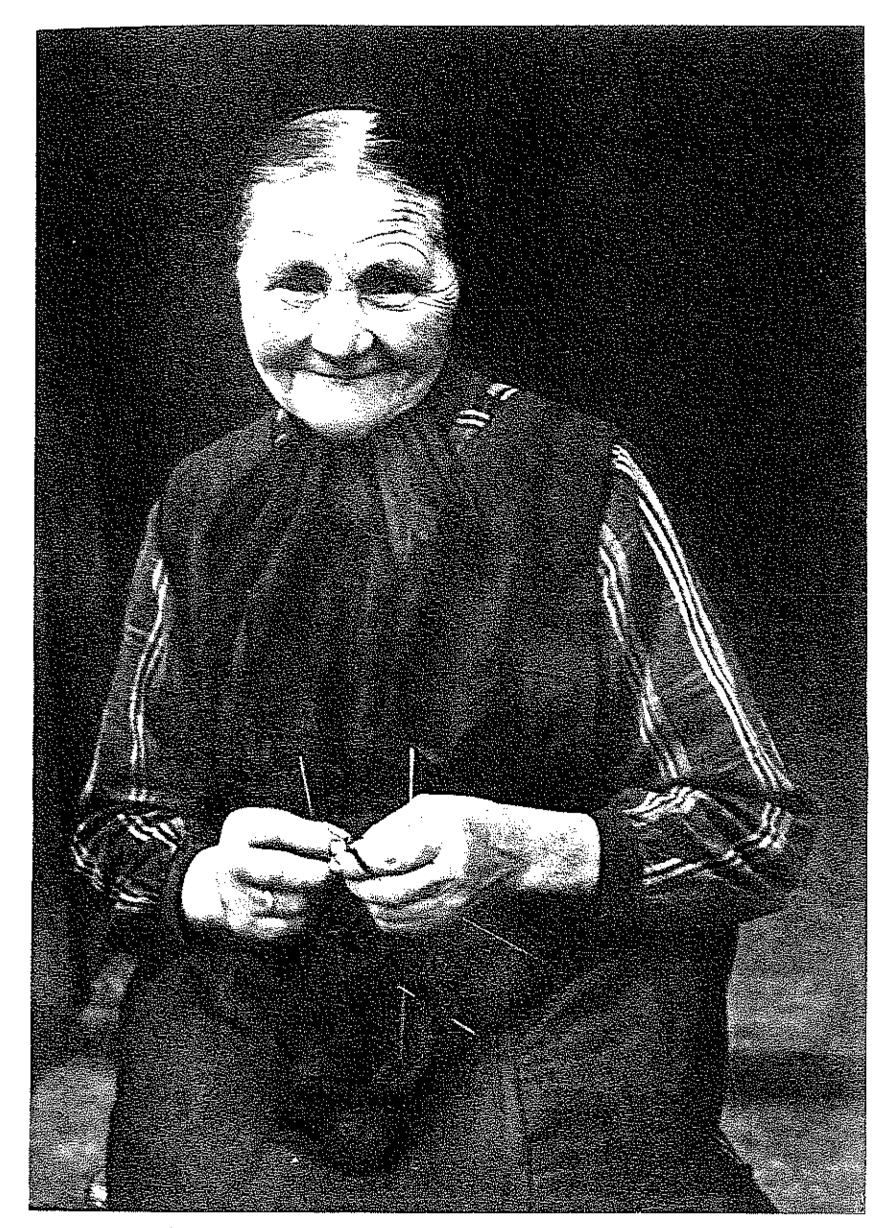
das reiche Bauernhaus tragen die gekreuzten Pferdeköpfe am Giebel — Walther Dobbertin



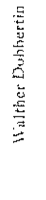
Die Dönze (Aus dem wendischen „dornitza“ = getünchte Stube) Hans Pusen



Altenteiler-Stube mit Schlafbutze Hans Pusen



Großmutter strickt für ihre Enkel Hans Pusen



Walther Dobbertin

Am Dorfweiher

Wiebenengel

Von den Häuslingen in Ohlenhof ist der vom Dieshofe, Engelbert Wieben, der tüchtigste; die anderen Bauern beneiden den Vorsteher um ihn.

Daß der Diesbur hinter seinem Rücken Bismarck genannt wird, das hat seinen Grund nicht zum wenigsten in der Weise, wie er Wieben-Engel bekam, denn das ist so vor sich gegangen.

Zwischen Ohlenhof, Hülsingen, Krusenhagen und Moorhop lag ehemals der Wohlhof, der im Dreißigjährigen Kriege mit allem, was darauf lebte, in Asche fiel. Weil keine Erben dafür da waren, zog der Fiskus ihn ein und forstete ihn auf. Weil das Wohlloh, wie der Hof allmählich hieß, keine dreihundert Morgen groß war, so durfte der Staat ihn nicht bejagen, und da die benachbarten Gemeinden in der Nähe ebenfalls Stücke liegen hatten, die mit dem Gemeindebesitz keinen Zusammenhang hatten und gleichfalls zu klein waren, um als selbständige Jagd verpachtet zu werden, so waren sie mit dem Wohlloh als eine besondere Jagd zusammengelegt.

Nun hatte der Vorsteher einen alten Freund in Bremen namens Wedemeyer wohnen, mit dem er in Berlin bei der Garde stand, und der es mittlerweile als Kaufmann zu Geld und Ansehen gebracht hatte. Der wollte gern eine Heidejagd mit Rotwild haben, schrieb deshalb an den Diesbur, und dieser wies ihn auf das Wohlloh hin. Wedemeyer kam herüber und pachtete die Jagd. Als er hinterher mit seinem Freunde zusammensaß, meinte er: „Ja, nun muß ich wohl auch einen Mann haben, der mir telegraphiert, wenn Hirsche da sind; denn zumeist wird das Wild da doch bloß durchwechseln." Der Diesbur nickte: „Das stimmt, Korl. Wer hier am Platze ist, kann da leicht einen guten Hirsch schießen. Andererseits kannst du drei Dutzendmal auf tauben Dunst herreisen und kriegst keinen Schwanz zu sehen. So eine Art Jagdaufseher mußt du haben, das ist eine Notwendigkeit."

Als Wedemeyer ihn fragte, ob er nicht jemand wisse, der dazu ge-

eignet sei, meinte er: „Ja, ich glaube, der Arbeiter Wieben hier im Orte, der ist wohl paßlich dazu. Der hat da herum viel zu tun und versteht vom Abspüren allerlei; denn er geht schon von klein auf ins Holz. Und es ist auch ein Mann, auf den Verlaß ist.“ Sie beredeten sich nun, wieviel Wieben als Jahresgeld haben müsse, was nicht viel war, und wieviel für jeden Hirsch, der geschossen wurde, für jeden Bock, den er ausmachte, und für Sauen; und dann gingen sie zu dem Arbeiter hin und wurden mit ihm bald handelseins.

Drei Jahre gingen in das Land. Wenn Wieben-Engel Hirsche fest hatte, so telegraphierte er nach Bremen: „Wind schlecht!“ und wenn Sauen da waren: „Hirsche nicht da.“ Sofort kam der Jagdpächter dann angereist; entweder allein, ging es auf Hirsche, oder mit zwei, drei guten Schützen, wenn es sich um Sauen handelte. So schoß er in den drei Jahren sieben Sauen, mehrere brave Böcke, drei jagdbare Hirsche, und schließlich auch einen von sechzehn Enden, einen Haupthirsch, hinter dem seit Jahren alles her war, was eine Büchse tragen durfte.

Als Wedemeyer, der vor Freuden ganz außer sich war, am andern Morgen beim Diesbur frühstückte, klopfte es und Wieben kam herein. „Sieh, Engel, das ist recht“, sagte der Vorsteher, „kommst just paßlich. Nu' halt man auch mit.“ Er rückte einen Stuhl hin, schenkte einen alten Korn ein und nötigte zum Zulangen. Der Arbeiter meinte zwar, er habe eigentlich schon gefrühstückt, aber Spielverderber wolle er auch nicht sein, und so hielt er sich tüchtig dazu, hörte aber nur oberflächlich hin, als Wedemeyer erzählte, auf welche Weise er an den Hirsch herangekommen sei.

Als die drei Männer mit dem Frühstück fertig waren und sich Zigarren ansteckten, fing Wieben erst an, von dem Wetter und von den Schweinepreisen zu reden, dann sagte er, indem er an seiner Zigarre herumdrückte, obschon das durchaus nicht nötig war: „Du, Willem, der Oberförster hat mich rausgeschmissen.“ Der Diesbur verzog keine Miene und fragte bloß: „So? Ja, weswegen denn, Engel?“ Der Arbeiter machte eine Bewegung mit dem Kopfe nach dem Geweihe hin, das auf dem Stuhle lag, räusperte sich und sagte: „Darum! Er hat mir eine große Schande gemacht; denn hinter diesem Hirsche war er schon Jahre dreie her, und er meinte, solche Arbeiter, die dafür sorgten,

daß andere Leute seine Hirsche schössen, die könne er nicht gebrauchen. Tja, und nun sitze ich da. Was soll ich nun anfangen?“

Der Vorsteher rauchte langsam weiter und meinte dann: „Na, das kann dir doch keine großen Sorgen machen; Arbeit kriegst du wohl jeden Tag wieder.“ Wieben zuckte die Schultern: „Ja, aber wo? Vielleicht bei der Bahn? Aber da will meine Frau nichts von hören und ich habe auch keine Lusten, mit Pollacken und Monarchen zusammen zu arbeiten und mich kommandieren zu lassen, zumal ich solche Arbeit nicht leiden mag, weil ich, seit ich aus der Schule bin, andere Arbeit gewöhnt bin. Und als Tagelöhner bald hier, bald da gehen, das ist mir auch nicht nach der Mütze. Beim Baron in Lohorst komme ich sofort an, aber mit dem neuen Förster komme ich auf die Dauer nicht aus, das weiß ich ganz genau, und mit Krempel und Klaater in dem Leutehaus wohnen, das ist schon gar nicht mein Gusto.“ Er drückte wieder an seiner Zigarre, zog heftig daran und meinte, indem er erst an dem Diesbur vorbeiblickte und ihm dann in die Augen sah: „Ich habe mir gedacht, Willem, und ich wollte mal fragen, und darum bin ich hergekommen, ob ich nicht bei dir ankommen kann?“

Der Vorsteher zog seine Lippen zwischen die Zähne. „Sollte sich die Sache nicht wieder zuziehen, Engel?“ fragte er dann und klopfte die Asche von seiner Zigarre. Wieben schüttelte den Kopf: „Nee“, sagte er, „nee, und wenn der Oberförster auch wollte, ich komme ihm nicht wieder, und wenn er mir zulegt; er ist mir denn doch zu grob gekommen. Verdenken kann ich ihm das just nicht; denn ich habe das Maul auch nicht zubehalten, und denn, so'n Hirsch wie der, darüber kann einer es wohl schon mit dem Überkochen kriegen.“ Er schlug mit der Hand durch die Luft: „Das ist aus und alle, Willem!“

Der Diesbur überlegte einen Augenblick. „Ja, wenn das so ist, Engel, hm, einen Hausmann muß ich doch wieder haben, wenn auch eigentlich erst in zwei, drei Jahren. Klages wird von Tag zu Tag stümpriger, und was er beschafft, das ist nicht gerade mehr viel. Aber behalten muß ich ihn, bis er mir sagt, daß er nicht mehr kann; denn er hat schon unter meinem Vatersvater gedient. Ich will mal mit meiner Frau reden.“ Er ging hinaus und kam nach einer Weile wieder herein. „Tja, Engel, sie meint auch so, wie ich, und wenn du willst, wie du eben sagtest, so wollen wir das andere nachher bereden, wenn

mein Freund abgereist ist. Du kannst ja heute gegen abend wieder vorkommen."

Wieben war einverstanden damit und ging ebenso schnell fort, wie er langsam gekommen.

So bekam der Diesbur den besten Hausmann im Dorfe, und ohne daß er ihm einen Antrag zu machen brauchte. Es hatte ja eine Reihe von Jahren gedauert, bis das so weit war, aber dafür konnte nun auch der Bauer die Bedingungen stellen.

Unter dem Schornsteinkleid

Der Nordwest trieb den Schnee in ganzen Wolken über das Ammerland, deckte die Wintersaat zu, versteckte die alten, bemoosten Strohdächer und strich die Wallhecken aus der Landschaft fort.

Als der Wind einmal etwas verschnaufte, wagte sich die Sonne heraus. Die dicke diesige Schneeluft machte es ihr schwer, aber schließlich gelang es ihr doch, und eine Viertelstunde lang strahlte das ganze Land in goldrotem Lichte, bis der Sturm von neuem Schneemassen vor sich hertrieb und die Sonne zu Bett brachte.

Ich war rund um das Zwischenahner Meer gegangen und fühlte, daß ich hungrig und müde war. So war ich froh, als ein Wirtshausschild unter einem spitzen Giebel zur Einkehr einlud. Der Sturm riß mir die Türe aus der Hand und warf sie so hinter mir zu, daß das ganze Haus donnerte, aber zuvor gab er mir noch eine Ladung Schnee mit auf den Weg, die bis in das Herdfeuer hineinflog.

Ich bot die Tageszeit, klopfte mir den Schnee ab und ging an den Herd, um den die Bauern, die da saßen und sich die Füße an der Torfglut wärmten, ihre Binsenstühle zusammenrückten, um mir Platz zu machen. „Binnen is't beeter as buten", sagte ich. Sie nickten alle. Der nächste Gast, ein baumlanger Schlachter, sagte dasselbe, und der folgende, ein Fischhändler, auch, und der alte Bauer mit dem verhutzelten Gesicht, der darauf eintrat, nicht minder. Jeder ließ sich zuerst einen Klaren geben, kippte ihn hinab und goß die Neige in das Feuer, das sich mit einer langen, himmelblauen Stichflamme dafür bedankte.

Ich hatte mir Heet und Söt bestellt. Die Haustochter langte einen Zinnkrug von der Wand, zapfte ihn voll Dünnbier und stellte ihn an die glimmenden Törfe zu meinen Füßen. Nach einer Weile, als das Bier fast heiß war, warf sie eine Handvoll Stückzucker in ein Glas, goß aus meinem Kruge heißes Bier darüber und wieder zurück, und tat das so lange, bis der Zucker aufgelöst war. Dann kredenzte sie mir mit einem freundlichen Worte das Glas und stellte den Krug wieder neben das Feuer.

Ich sah den roten Funken zu, die alle zuerst um den schwarzen Kesselhaken herumsprangen, bis sie unter dem roten Schornsteinkleide verschwanden, unter dem einige Dutzend angeräucherte Heringe in Reih und Glied hingen. Ich riß zwei davon, die sich schon trocken genug anfühlten, ab, langte mir die Heringspfanne von der Feuerwand, legte die Fische darauf und hielt sie so dicht über den brennenden Torf, daß die Flammen um sie herumschlugen. Sie knisterten erst, dann prasselten sie, und fortwährend tropfte ihr Fett in das Feuer, das dann jedesmal mit roten Zungen an dem Kesselhaken entlang leckte. Als die Bäuche der Heringe auseinanderklafften, sagte ich: „Es wird ihnen zu heiß; sie knöpfen all den Rock auf." Die Bauern lachten und sahen zu, wie ich nach der Väter Weise die Heringe aus der Hand aß und die fettigen Finger an den Schneestrümpfen abwischte.

Nach acht Tagen kam ich wieder, und nach einer Woche noch einmal, und von da ab einen um den andern Tag. Mir fehlte etwas, wenn ich nicht dreimal in der Woche unter dem Schornsteinkleide saß, mein Warmbier trank und meine Heringe aß. Aber nicht das Bier und die Fische waren es, die mich dahin zogen, das Feuer war es und die Menschen, deren Gesichter es beschien. Sie waren nicht sehr mitteilsam, weder die Wirtsleute noch die Bauern, und was da gesprochen wurde, das war immer dasselbe: die Schweinepreise, Nachbars kranke Kuh, der hohe Grundwasserstand, der durchgebrannte Müller, der Verlauf des letzten Danzefestes, die Konfirmation, und oft saß man eine geschlagene Stunde da und keiner tat den Mund auf. Aber das hat man auch nicht nötig, sitzt man am offenen Feuer. Eines Spätnachmittags, als ich als einziger Gast so dasaß, die Schmierstiefel auf den eisernen Herdreifen stützte und den bleichen Flammen und den roten Funken zusah, während mir gegenüber, von der Abendsonne beschienen, die Haustochter saß und strickte, sagte ich: „Wenn man hier so sitzt, Annie, kommt man sich vor, als wenn man weiter nichts zu tun braucht." Das junge Mädchen nickte, sah in die Glut und erwiderte: „Ja, Feuer ist Gesellschaft."

Sie hatte den Nagel auf den Kopf getroffen; Feuer ist Gesellschaft, wie rinnendes Wasser und wogendes Korn. Die drei wissen so viel, können so viel erzählen, aber das meiste weiß doch das offene Feuer, trotzdem daß es die leiseste Sprache redet. Uralte Geschichten weiß es,

die die Menschen längst vergaßen, Geschichten aus den Zeiten, da Wode noch geehrt wurde und Frigga, da noch der Grauhund im Moore das Elchkalb riß und der Adler in der Seebucht die Wildgans schlug. Die meisten Leute überhörten das leise Flüstern des Feuers, aber dann und wann war doch ein Mädchen da, eine von den stillen mit den verträumten Augen, die dem Flüstern des Feuers zuhörte; sie verstand nicht alles, was es erzählte, und manches deutete sie falsch, und das meiste vergaß sie hinterher, als sie Frau und Mutter wurde, über der unablässigen Arbeit, aber späterhin, als sie graue Haare hatte und Enkelkinder auf dem Schoße schaukelte, da fiel ihr ein Teil von dem ein, was ihr das Torffeuer einst zugeflüstert hatte, und sie erzählte den Kindeskindern, die ihre Knie umstanden, von dem Hellwegreiter und seinem Grauschimmel, von der weißen Frau und der goldenen Wiege, von dem Manne mit der roten Feuerhand, dem ewigen Fuhrmann, der auf der Heide geht, und der toten Spinnerin, die im Bruche die Hütejungen erschreckt.

Eines Abends ging es lustig vor der Feuerwand her. Es war am Samstag; die Schlachtergesellen von der Wurstfabrik hatten dicke Taschen und gaben eine Runde Grog nach der andern aus, und wenn Tjade Henke Grog trank, dann mußte er singen. Er war schon dicht an die Siebzig heran und man sah es seiner schlottrigen Gestalt und seinem aus lauter großen und kleinen Falten zusammengesetzten Gesichte nicht an, daß er in seinen jungen Jahren ein Dollhund und Tausenddeuwel gewesen war: auf allen Meeren der Erde hatte ihm der Wind um die Ohren gepfiffen, und es war kein Erdteil, den er nicht kannte. Nun war er alt und grau, hatte einen krummen Rücken und Finger, die die Gicht verbogen hatte, aber in seinen abgebleichten Augen war noch viel Jugend, sein Herz war ebenso frisch wie zu der Zeit, da er noch den Südwester auf dem blonden Haare trug und seine Stimme nahm es mit denen aller Jungkerle auf. Erst zierte er sich, als es hieß: „To, Tjade, sing eins!" Aber als er auftaute, ging es los, und klar schallte seine helle Stimme durch das Fleet. Er sang: „Zu Charlottenburg im Schlosse, in dem düstern Fichtenhain", und alle sangen den Endreim des Liedes mit. Und dann kam das Brummelbeerlied, und „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt, worinnen ein Soldat", der verliebte Jägersmann und die Räuberbraut, „Köln am Rhein, du schönes Städtchen",

„Die Reise nach Jütland", „An der Weichsel gegen Osten", die lustigen Braunschweiger und des Königs deutsche Legion.

Es war stockfinster, als ich nach Hause ging. Der Wind schlug mir den Jagdmantel um die Beine, der Regen stob mir nur so in das Gesicht, und wo ich hintrat, trat ich weich und naß. Aber trotz alledem war ich frohgemut; ich hatte einen schönen Abend verlebt bei Warmbier und Bratheringen, einen schöneren, als hätte es französischen Schaumwein und sieben Gänge gegeben und als hätte statt Henkes Tjade irgendeine Sängerin für die Unterhaltung nach Tische gesorgt. Ich dachte an so manchen ähnlichen Abend, den ich auf solche Art verlebt hatte, wenn ich Büchse und Rucksack an die Wand gehängt hatte und mir am offenen Feuer die Füße wärmte. An die alte Wirtschaft am sandigen Ufer der Ems dachte ich, wo die beiden Töchter, rosenrot und weiß im Gesicht und mit Haaren, so gelb wie Haferstroh, mit ihren hellen Stimmen so wunderschöne alte Lieder sangen, und wie das saure Altbier gezischt hatte, wenn ich den glühenden Schürhaken hineinstieß, um es anzuwärmen, während aus der Ecke neben der hohen Kastenuhr das rauhe Schnarchen des Altvaters kam, der im Backenstuhle eingenickt war. Dann wieder fiel mir das Fleet in dem Einzelhofe in der Lüneburger Heide ein, in dem ich so oft am offenen Feuer gesessen und die unheimlichen Schatten betrachtet hatte, die die gewaltigen Pferdeköpfe des Herdrahmens gegen die Wand warfen, während die goldenen Funken gegen den silbern glänzenden Rußbelag des Rauchfanges sprangen. Dann klang draußen ein helles Lachen, der Schnee brauste, die Halbetür ging auf, und ein Mädchen, das Tuch fest um Kopf und Brust gewickelt, das Spinnrad in den verfrorenen Händen, kam herein, hinter ihr, etwas verlegen lächelnd, ihr Schatz, und wieder ein Paar und noch eins, bis das Fleet voll war.

Der Mond riß ein Loch in die schwarzen Wolken und machte aus der aufgeweichten Landstraße einen silbern schimmernden Märchenweg, zu dessen beiden Seiten die Kiefern standen, unwillig die Köpfe schüttelten, weil der Wind ihnen ihre schwarzen Locken etwas zu grob kämmte, und ab und zu „Au!" und „Uih!" schrien, machte er es gar zu arg. An der Straße starrte gespenstig der hohe Giebel eines Bauernhauses aus seinem Hausbusche. Die große Türe stand offen; rot funkelte das Feuer, in dessen Mitte gespenstig der Kesselhaken mit dem

Kessel hing, während vor ihm eine dunkle Frauengestalt sich hin und her bewegte, die bei ihrer Arbeit ein Lied sang, das der Wind stückweise zu mir hertrug. Wie ein leibhaftiges Märchen war das, das alte Haus, das breite Tor, das rote Feuer, die dunkle Gestalt und das helle Lied. Ich ging weiter und dachte, wie arm wir wohl wären an Liedern und Märchen, hätten wir das offene Feuer nicht gehabt, sondern von jeher Öfen, geschlossene Feuerstätten, die das Herz nicht erwärmen und die Seele frieren lassen, die keinen warmen Schein auf stille Gesichter werfen, nicht mit roten Funken die Augen himmelan führen, neben denen kein Spinnrad schnurrt und vor denen keine schwarze Katze mit grünen Augen liegt und in die Glut blinzelt. Und weil wir kein offenes Herdfeuer mehr haben, dessen lebendige Glut eine bessere Wärme gibt, denn die eingesperrten Flammen der eisernen Öfen, darum verlernten wir es, Lieder herauszuhören aus dem Flüstern der Flammen und den Funken die Märchen abzuhorchen.

Am nächsten Tage hatte das Wetter sich gewendet. Die Sonne schien hell und warm, der Wind ging sachte und der erste Fink schlug. Als die Sonne schon tiefer stand, stemmte ich wieder die Stiefelsohlen gegen den Herdreifen. Der rote Schein der Abendsonne fiel rechts von mir durch das Fenster, von links kam das kalte Licht des Tages, und von der Diele her die graue Dämmerung. So saß ich zwischen dreierlei Licht und freute mich, was sie aus dem Fleet machten, aus den blauweißen, mit gelben Messingknöpfen gezierten Fliesen der Feuerwand, aus den Zinnkannen und Kupferkessel in dem Wandbörd, aus den Gläsern und Flaschen auf der Tonbank, und ich fand, daß draußen das Land, die grüne Saat mit den letzten Schneestreifen, überschnitten von den Baumkronen des Grasgartens, von hier aus viel feiner aussah und mehr zum Herzen sprach, als von der Landstraße aus. Als dann die Amsel ihr Abendlied sang, als der hohe Machangelbusch vor dem Fenster im Scheidelicht der Sonne aufglühte und die Kätzchen des Haselstrauches zu reinem Golde wurden, da wußte ich mit einem Male, warum die Lieder, die Henkes Tjade gesungen hatte, so süße Weisen hatten, weshalb darin so viel Licht und so viel Schatten war: bei dreierlei Licht waren sie entstanden, und um die Ulenflucht, wenn Sonnenlicht und Herdglut sich darum streiten, wer das meiste zu sagen hat.

Krähen flogen laut quarrend über das Haus fort, ihrem Schlafwald

zuſtrebend. Die Schneeſtreifen draußen verloren ihren Roſenſchimmer, die junge Saat büßte ihren warmen Ton ein, ſchwarzes Gewölk ſchob ſich am Himmel entlang. Das Käuzchen rief vom Stallgiebel, eine Katze quarrte ſehnſüchtig. Der Torfhaufen fiel zuſammen; weiße Aſcheflocken ſtoben umher. Annie holte friſchen Torf, ſcharrte mit der Feuerzange die glimmenden Brocken beiſeite, baute Torf um Torf zum Ringe, tat die Glut darauf und fegte den Herd blank. Die drei Bauern, die mit mir um das Feuer ſaßen, ſahen ihr ſo genau zu, als hätten ſie noch nie geſehen, wie Feuer angelegt wird, und ich auch. Es gibt Verrichtungen, die wir jeden Tag ſehen können, ohne daß ſie uns gleichgültig werden. Der Mann, der da gräbt oder ſät oder pflügt oder mäht oder den Baum fällt, das Mädchen, das das Vieh füttert, die Kuh melkt, ſpinnt oder webt, der Schmied an ſeiner Eſſe, der Zimmermann mit der Axt und der Maurer mit der Kelle, und haben wir es tauſendmal geſehen, wir ſehen es zum tauſendundeinten Male, und es feſſelt uns im Grunde mehr als die ausgeklügeltſte Schauſpielkunſt und der geriſſenſte Kniff des Jongleurs im Varietätentheater. Denn das Notwendige, das Nützliche, das Alltägliche, das iſt und bleibt doch immer dasjenige, was am meiſten zu uns redet, und das, was am meiſten zu uns ſpricht, das rührt auch am ſtärkſten unſer Herz, bis es ſingt und klingt. Deshalb wiſſen unſere ſchönſten Volkslieder auch nichts Außergewöhnliches zu berichten; von Dingen, die ſich jeden Tag begeben, ſingen ſie, von Jedermannsluſt und Alltagsleid, und gerade darum finden ſie ſo zarte Worte und ſo weiche Weiſen.

Eine ganze Weile hatte das Feuer verſtohlen geglommen; mit einem Ruck ſchlugen die Flammen durch, und jäh wirbelte der graue Rauch empor. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte hinter ihm herſehen, wie er ſich zwiſchen den ſilbern glänzenden Heringen durchdrängte und an den ſchwarzen Schornſteinwänden ſich entlang kräuſelnd verſchwand und dahin ſtieg, wo auf dunkelblauem Grunde die goldenen Sterne ſtanden. Nur wenige waren es, die ich von meinem Platze aus ſah, aber viel mehr wirkten ſie, als die unzähligen Geſtirne, die ich zu ſehen bekam, als ich die Landſtraße entlang ging. Aber da war auch kein rotes Herdfeuer, deſſen grauer Rauch meine Blicke zu ihnen führte; da unten auf der Straße war ich, und da oben, in unausdenkbarer Ferne, blinzelten die Sterne, und nichts verband mich mit ihnen als ein kärgliches Stück

dürren Wiſſens, aus kalten Zahlen mühſam hergeſtellt. Und da ging mir alles Glaubens Urgrund auf. Nicht im dunkelen Walde oder auf der weiten Heide, nicht auf der lauten See und in der ſtummen Steppe blühte er auf, er keimte an der roten Glut des Herdfeuers, wo goldene Funken und bleicher Rauch die Augen aufwärts leiteten und ihnen ein kleines, begrenztes Stückchen Himmel wieſen, der den Menſchen nicht blendete und ſchreckte, ſondern ihm als ſein Eigentum dünkte, erreichbar durch den Glauben an einen Gott, der jenſeits der Wolken thront. Geſpenſterglauben und Dämonenfurcht lehrten Urwald und Steppe den Jäger und Wanderhirten; Gottesglauben aber entſtand in dem Menſchen erſt, als er als Bauer vor dem Herdfeuer ſaß.

Ein glühender Funken ſtahl ſich zwiſchen den ſchwarzen Torfſtücken hervor, fuhr empor, beſann ſich, bog ſeitwärts ab, und ehe er in der Eſſe verſchwand, kreuzte ſeine Bahn ein anderer. Ihnen machten es immer mehr nach, ſeltſame rote Runen durch die Dunkelheit ziehend. Kreuze bildeten ſie in ihrem haſtigen Fluge, goldene Kreuze, deren Enden zu Haken gebogen waren, jene Zeichen, die der Bauer einſt ſo gern, kunſtvoll verziert und auf mannigfache Art geformt, rechts und links von dem Hausſpruche in den Balken über der Miſſentür einmeißelte. So wies ihm nicht nur das Herdfeuer den Weg zum Jenſeits, es half ihm auch dazu, ſein Leben zu verſchönern, indem er den Geräten, die um ihn waren, einen Schmuck gab, der eine verborgene Bedeutung hatte und einen geheimen Sinn. Die überklugen Leute, die mit dem Gehirn denken und nicht mit der Seele fühlen gelernt haben, ergehen ſich in gelehrten Tüfteleien über die Zierformen des bäuerlichen Urväterhausrates; klappten ſie ihre Bücher zu und ſetzten ſich an das Herdfeuer, um aus Funkenflug und Rauchringeln zu lernen, ſie täten beſſer. Aber ſie wohnen in den großen Städten, und wenn ſie auf das Land gehen, vergeſſen ſie die Brillen abzuſetzen.

Auch ich bin jetzt wieder in der großen Stadt zwiſchen ſteinernen Mauern, Geleiſen und Drähten. Sie ſchreit mir die Ohren voll von früh bis ſpät, hält mir auf Schritt und Tritt Tand über Tand vor die Augen, aber ſie ſagt mir nichts und ſchenkt mir erſt recht nichts. Schöne Geſichter ſehe ich, bedeutenden Menſchen begegne ich; aber ſobald ſie vorüber ſind, vergeſſe ich ſie. Die Anlagen prangen mit Blumen, aber ihre Pracht läßt mein Herz kalt. Ich ſehe luſtige und ernſte Dinge, aber

ich achte nicht darauf. Wenn ich aber der Stunden gedenke, die ich unter dem Schornsteinkleide des Dorfkruges im Ammerlande verbrachte, und die vergangen sind wie die Funken, die aus der Glut sprangen, und zerflogen, wie der Rauch, der in die Esse stieg, dann wundere ich mich, wie lebendig alles das, was ich dort erlebte, in mir geblieben ist. Da sitzt der alte Fischhändler, hält die gichtigen Hände über die Glut und lacht hell auf, wie die Katze einen Funken am Balge fühlt und schleunigst Reißaus nimmt. Da steht ein Blondzöpfchen mit blau gefrorenen Fingern vor der Tonbank, läßt sich von Annie die Tüte mit Reis in den Korb legen und lacht glücklich über das Zuckerwerk, das es als Zugabe bekommt. Ich höre, wie die Magd, die draußen das Butterfaß scheuert, singt: „Wenn grün die Eichen stehn auf ihren Fluren, wenn alles sich der schönen Schöpfung freut", klingt es her zu mir.

Alles sehe ich; den Kugelfußtisch hinter mir, die Schinken und Speckseiten und Würste über mir, die Netze mit Zwiebeln daneben und die Beutel aus buntem Kattun, mit Bohnen und Erbsen gefüllt, neben ihnen hängend, sogar die Zigarrenkisten über dem Schornsteinkleide und die Schwänze der Heringe, die darunter sichtbar werden, den Machangelbusch vor der Tür und daneben den Haselstrauch, über und über mit Gold behangen, und zwischen seinen Zweigen wechseln sich hinter dem alten Lattenzaun die grüne Saat mit dem braunen Acker ab, durch schmale Schneestreifen geschieden.

Und ich höre den Torf knistern und sehe die Funken springen und die Asche stieben, und mir ist zumute, als säße ich da, vornübergebückt, und sähe zwischen den Spitzen meiner Stiefel durch auf das alte, ewig neue Spiel, das die Flammen mit den Törfen treiben, und lauschte ihrem leisen Geflüster und horche auf die heimliche Kunde, die ich zwischen Winter und Frühling vernahm an den Abenden, die ich verbrachte unter dem Schornsteinkleid.

Der neue Krug

Gleich am Eingange des Dorfes hinter der Brücke zur linken Hand liegt, von vier schönen alten Linden halb verdeckt, ein großes, rotes strohgedecktes Haus, der neue Krug genannt.

Es ist schon fast ein Mandel Jahre her, daß dort Schankwirtschaft betrieben wurde, aber das Haus heißt heutigentags noch der neue Krug. Es ist jetzt Eigentum des Tischlers Bünger.

Als der vorvorige Besitzer der Wirtschaft, der Krüger Tormann, und seine Mutter, Frau, Sohn und zwei Töchter hintereinander am Typhus wegstarben und weitläufige Verwandte das ganze Wesen erbten, kaufte ein Mann aus der Dannenberger Gegend namens Peter Lemke das Haus und den Garten mit etwas Land.

Es war ein freundlicher Mann, und so, wie er, war auch seine hübsche, dicke Frau. Das Ehepaar führte das Geschäft in der alten Weise weiter, hielt sich vorsichtig zurück, bis zwischen ihm und den Bauern von selber ein freundschaftliches Verhältnis herauskam, und in fünf Jahren war es, als wenn Lemkes zu dem alten Stamme gehört hätten.

Die Bauern waren mit ihrem neuen Krüger zufrieden, zumal es im Blauen Schimmel von Tag zu Tag ungemütlicher wurde. Ein vernünftiges Glas Bier gab es bei Schimmelberg nicht, immer nur Flaschenbier nach der alten Weise, der Schnaps war meist warm, und die Zigarren scheußlich. Ludjen Schimmelberg ließ es seine Gäste zu sehr merken, daß er die Schankwirtschaft nur betrieb, weil er sie erheiratet hatte, und daß ihm an seiner Ackerwirtschaft allein etwas lag; und seine Frauensleute hatten mit dem Vieh mehr als genug zu tun, so daß sie sich um die Gäste auch nicht viel kümmerten.

Der neue Krüger kam langsam, aber sicher vorwärts. Er paßte scharf auf, und sah er, daß sich etwas für seine Wirtschaft oder sein Geschäft lohnte, so nahm er es an. Vorsichtig gewann er den Lehrer für die Gründung eines Gesangvereins; das gab einen Abend im Monat

eine volle Gaststube mehr. Er steckte sich hinter den Schmied, der für alles zu haben war, was ihn vom Blasebalg abzog, und der brachte einen Kriegerverein zusammen. Das brachte wieder einen Abend im Monat eine volle Gaststube. Er stellte ein Musikinstrument auf, damit sich das junge Volk Sonntags die neuesten Walzer vorspielen lassen konnte, und schließlich baute er sogar einen Saal.

Da er nach Wendenart in allem langsam und bedächtig vorging, stieß er niemand vor den Kopf. Um zehn Uhr war in der Woche für die Einheimischen Feierabend; darauf hielt er strenge; die Jäger und andere Fremde durften bis elf Uhr aufsitzen. Wenn Kordes, der Schmied, seinen tollen Tag hatte, oder wenn der wilde Meyer aus Krusenhagen vorfuhr und mit dem Gelde um sich warf, so sorgte er dafür, daß es kein Ärgernis gab. Er behandelte alle Leute vom Landrat und Pastor bis zum Häusling und Knecht gleich freundlich, wußte aber, durch kleine Abstufungen in seinem Benehmen das richtige Maß zu halten; denn er war früher herrschaftlicher Diener gewesen. Waren gab er an sichere Leute auf Borg. Getränke an niemand. Er protzte nie, aber wenn es darauf ankam, knauserte er auch nicht.

Mit der Zeit hob sich sein Geschäft so sehr, daß das alte Haus nicht mehr genügte. Da er als sicherer Mann galt, wurde es ihm nicht schwer, sich von Kassen, dem Müller, und von dem Vollmeier Hillmann den Rest des Baugeldes zu verschaffen. Er riß das alte, baufällige Haus ab und stellte einen stattlichen Neubau hin, der eine freundliche Gaststube, ein Vereinszimmer, einen hübschen Laden und im Dachgeschosse drei Fremdenzimmer enthielt, die er sofort an Sommerfrischler vermieten konnte. Zwei Jahre darauf getraute er sich, einen großen neuen Saal zu bauen. Auch hierzu gab ihm Hillmann eine Hypothek. Einer der Jagdfreunde des Pächters der Gemeindejagd war Schriftsteller. Dieser Herr verbrachte seinen ganzen Urlaub in Ohlenhof, und Lemke machte es ihm so gemütlich, daß der Gast durch einige Schilderungen, die in großen Zeitungen erschienen, viel Ausflügler und Sommergäste in das Dorf führte, darunter einen Maler, der seine ganze Schule, über zwanzig Menschen, mitbrachte, die nun drei Monate im Dorfe wohnten und bei Lemke Mittag aßen. Da es alles nette, sinnige Leute waren, hatten die Bauern ihre Freude an ihnen.

Eines Tages, als Lemke in aller Frühe an dem Kanal entlang ging,

um nach seinen Aalkörben zu sehen, hörte er am herrschaftlichen Holz einen Schuß fallen und sah nach einer Weile den Schmied Kordes, der die kleine Schimmelbergsche Eigenjagd in Pacht hatte, mit einem Rehbock im Rucksacke durch das Bruch kommen. Als Kordes schon dicht bei dem Dorfe war, kam der Kätner Oltmann aus dem herrschaftlichen Holze, und als der verschwunden war, kam der herrschaftliche Förster auf seinem Rade den Heidweg heruntergefahren, erkundigte sich danach, wie viel Aale Lemke gefangen habe, und meinte, nachdem über dieses und das geredet war: „Na, Kordes hat sich wohl heute morgen einen Bock geholt!“ Lemke dachte nichts Arges und sagte, daß der Schmied mit einem Bocke auf dem Rücken durch das Bruch gekommen sei, und als der Förster weiter fragte, bestätigte er ihm auch, daß der andere Mann Oltmann gewesen sei. Eine Stunde später fuhr der Gendarm aus Krusenhagen an dem neuen Kruge vorüber, und bald darauf hörte Lemke, daß der Gendarm in Begleitung des Försters bei Kordes Haussuchung gehalten und den Bock beschlagnahmt hätte.

Lemke wurde das Herz schwer, denn ihm war so, als habe er eine große Dummheit gemacht, daß er dem Förster seine Beobachtung offenbart hatte. Er hatte einmal so etwas gehört, als nähme es der Schmied mit der Grenze nicht so genau, trage vielmehr den Grenzstein in der Tasche, aber er hatte nicht weiter darauf zugeschlagen. Als nun der Gendarm und der Gutsförster bei ihm eintraten und ihn baten, ob sie ihn nicht einen Augenblick allein sprechen könnten, wurde er ganz blaß und führte sie schnell in das Vereinszimmer; denn in der Gaststube saß der Kätner Meyer, und was der hörte, das hörte auch Schmied Kordes, denn die beiden waren Vettern. Der Gendarm stellte ein kurzes Verhör mit dem Krüger an, und so sehr sich dieser auch wand, er mußte angeben, wo er den Schmied gesehen hatte. Dabei fiel es ihm ein, und sein Herz wurde ihm darüber noch schwerer, daß das Stück Bruch vor dem herrschaftlichen Holze nicht mehr zu der Schimmelbergschen Jagd gehöre, daß Kordes also gewildert hatte.

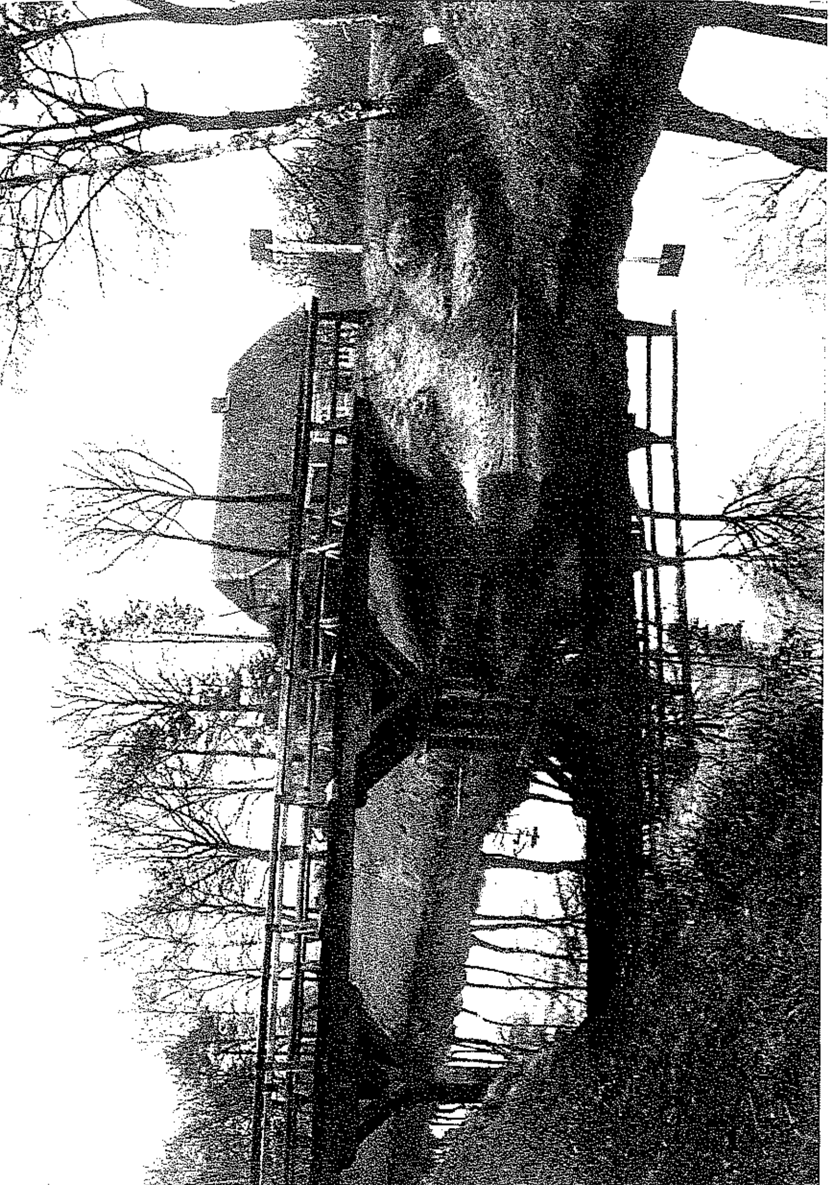
Er sollte bald merken, daß ihn seine Ahnung nicht betrogen hatte. Zuerst fiel es ihm auf, daß Meyer sich nicht mehr sehen ließ, denn der kam sonst jeden Abend eine Stunde. Auch der Schmied ließ sich nicht sehen, sein bester Gast. Die anderen Stammgäste kamen wohl, aber sie blieben nur kurze Zeit und verhielten sich recht kühl, wie es dem Krüger

deuchte. Am nächsten Tage um drei Uhr, zu einer ganz ungewohnten Zeit, erschien der Müller, saß lange bei seinem Schnapse, sprach dann von der Heuernte, vom Wetter, von seinem Aalfang und von dem Schaden, den ihm die Rehe in seiner Besamung getan hätten, und kam schließlich auch auf den beschlagnahmten Rehbock, wobei er so bei Wege meinte, man könne auch zu scharfe Augen haben, und es wäre schlimm, daß bei einem Manne aus dem Dorfe eine Haussuchung vorgenommen worden sei. Übrigens könne man vom Kanal aus nicht sehen, ob der Schmied aus dem herrschaftlichen Bruche gekommen sei. Dabei sah er den Wirt scharf an, was sonst nicht seine Art war, denn meistenteils sah Kassen mit kleinen Augen vor sich hin. So wie Kassen redeten in den nächsten Tagen die anderen gelegentlich auch, denn wenn der Schmied auch ein leichter Hund war, er stammte aus einer alten Familie und hatte eine große Freundschaft im Dorfe.

Lemke nahm sich nun auch vor, seine Aussage möglichst so einzurichten, daß sie zugunsten des Schmiedes ausfalle. Er atmete auf, als alle seine Gäste wieder antraten, sogar der Schmied kam wieder, gab viel aus, schimpfte auf den Förster, der sich im Morgennebel versehen hätte, und meinte, Lemke hätte doch genau sehen können, daß er mindestens hundert Schritt von der Grenze weggeblieben sei. Schließlich glaubte der Krüger das selber. Aber als er auf dem Gerichte vernommen wurde, und der Förster einen genauen Plan des Tatortes vorlegte, da mußte er zugeben, daß Kordes hinter und nicht vor den Ellernbüschen über das Bruch gekommen sei. Vier Wochen hinterher fand eine Ortsbesichtigung statt, und in ihr mußte der Krüger trotz aller Ausflüchte und aller Hinweise auf den starken Nebel und sein Augenleiden zugeben, daß er den Schmied hinter den Ellernbüschen hatte gehen sehen.

Sowohl nach der Vernehmung wie auch nach der Ortsbesichtigung konnte Lemke die Nacht nicht schlafen. Er merkte es auch sofort, wie die Stimmung im Dorfe war. Der Verkehr in der Gaststube ließ nach, im Laden wurde weniger gekauft, man grüßte ihn mit nachlässiger Kälte, übersah ihn auch wohl ganz.

Als der Tag der Aburteilung herankam, war ihm sehr elend zumute. Es regnete, und der Wind pfiff, und so kam er naß und verfroren auf dem Gerichte an. Der Schmied war in bester Laune; er scherzte und



H. F. Koken

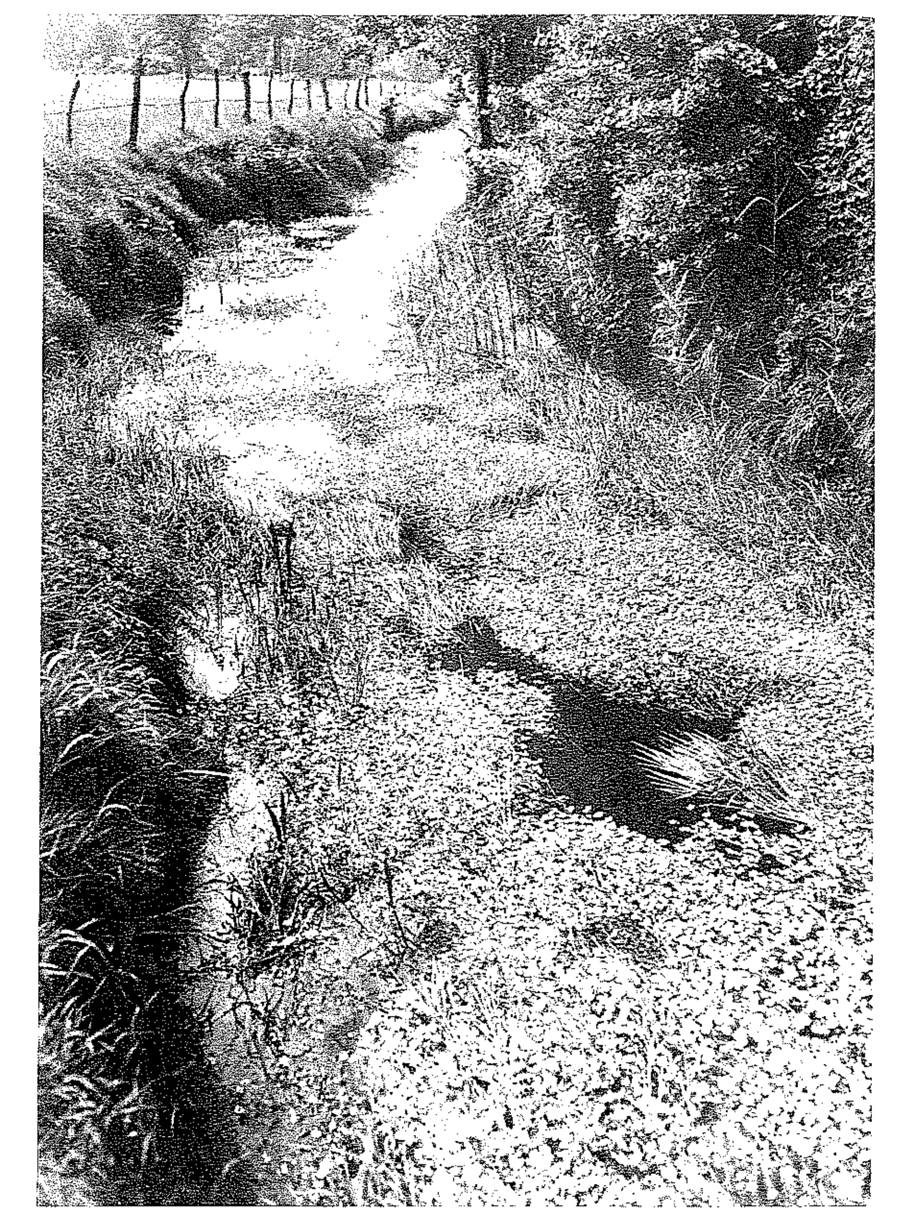
Allerkanal beim Löns-Krug in Winkel



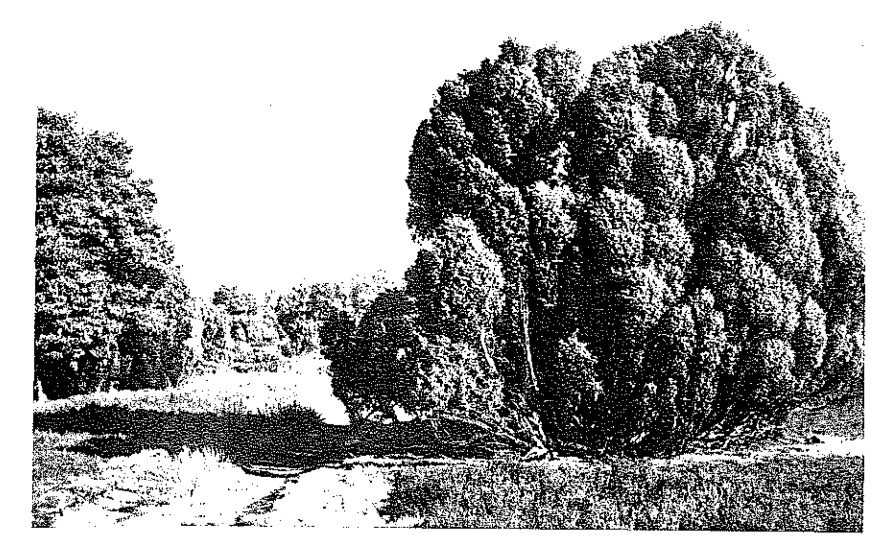
Der Wünschelruten-Gänger von Müden Hans Pusen



Wippenborn in der Südheide Hans Pusen



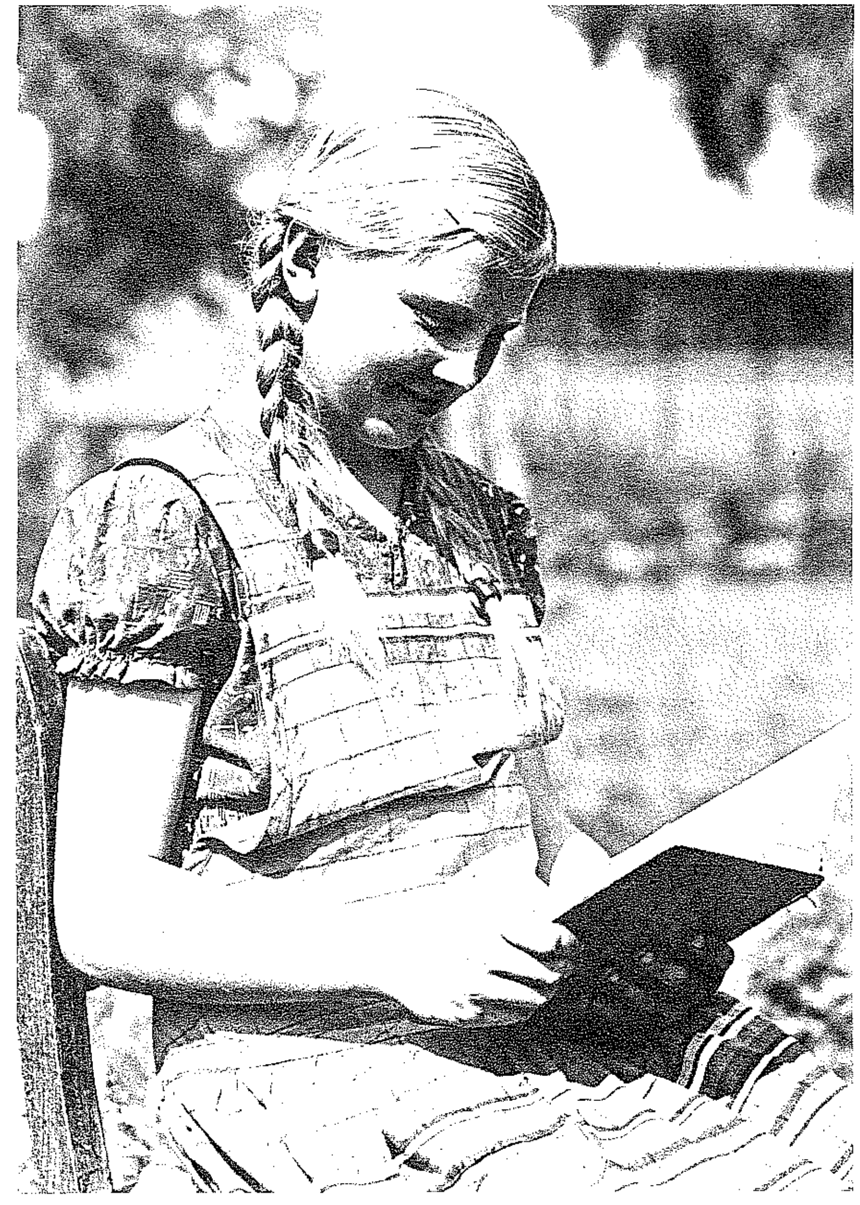
Blühender Heidebach (Die Wietze) Hans Pusen



Kugelförmige und - - Walther Dobbertin



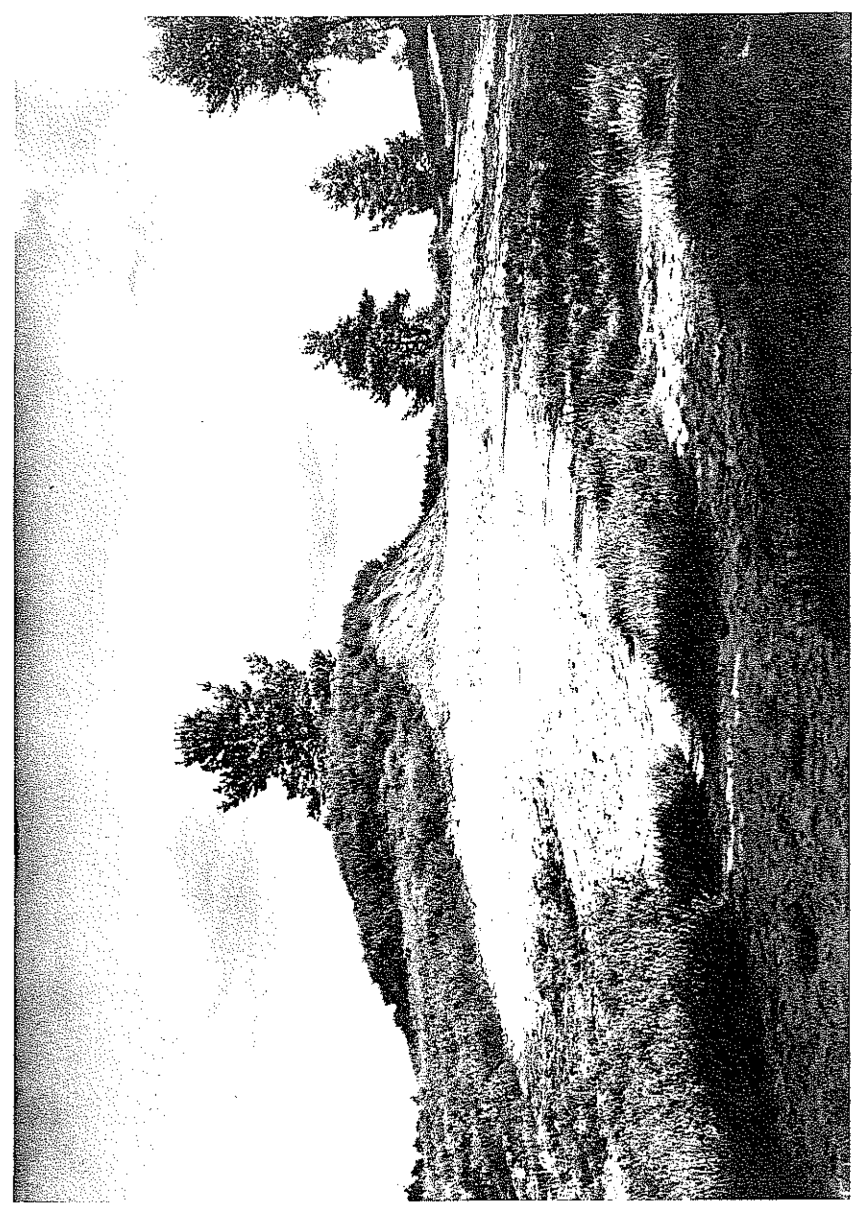
schlanke Wacholder D. L. S.



Das flachsblonde Heidekind — Hans Pusen



Ein Eimer voll Eicheln für die Schweine — Hans Pusen



Walther Dobbertin

Straße am Hügelgrab

versuchte sogar ein harmloses Gespräch mit dem Gutsförster und dem Gendarm, hatte aber bei beiden kein Glück damit. Sein Vetter, der Kätner Meyer, stand gedrückt neben ihm. Er war ebenfalls angeklagt. Ab und zu warf er dem Wirte einen prüfenden Blick zu. Endlich löste er sich von der Wand, trat an ihn heran und meinte leise, nachdem er erst von dem Wetter geredet hatte, daß das Schwören eine gefährliche Geschichte sei, und man tue am besten und lasse die Hand ganz davon. Und dann sprach er laut von den Schweinepreisen.

Lemke verstand nicht, was Meyer eigentlich meinte, und als ihn der Richter aufforderte, seinen Zeugeneid abzulegen, tat er das, ohne zu wissen, was er tat. Alle seine Versuche, seine früheren Aussagen abzuschwächen, fielen unter dem Verhöre des Richters in das Wasser. Eine Ohnmacht aber kam ihn an, denn er hatte vor Aufregung so gut wie nichts gegessen, als er den Urteilsantrag hörte. Wie im Traum, wie aus weiter Ferne vernahm er, daß der Vertreter der Staatsgewalt von bandenmäßigem Wilddiebstahle sprach und Gefängnisstrafe beantragte, und als das Gericht dem Antrage stattgab, da war ihm zumute, als wäre er selber, und nicht der Schmied, abgeurteilt worden.

Er war es auch. Auf dem Flure gingen die beiden Verurteilten an ihm vorbei, ohne ihn zu grüßen. Der Förster hatte das Urteil nach dem Gute telephoniert, und von da war es eher nach Ohlenhof gekommen als der Krüger. Als er über die Brücke ging, begegnete ihm Arbeiter Müller, der bei ihm einen ganz hübschen Posten Schulden hatte. Aber er grüßte so nachlässig wieder, als läge der Fall umgekehrt. Am nächsten Tage war Sonnabend; ein paar Bauernsöhne aus Moordorf, die zu Rad nach Krusenhagen wollten, tranken einige Glas Bier; sie sagten, auf der Rückfahrt sprächen sie wieder vor. Am Nachmittage aber fuhren sie vorbei, ohne einzukehren. Unterdessen kamen Lemkes Kinder weinend aus der Schule. Hillmanns Jungen hatten sie ausgeschimpft. Das war noch niemals vorgekommen. Späterhin fütterte ein Mann aus Horst, der Torf nach der Stadt gefahren hatte, seine Pferde vor dem Kruge und trank einen Schnaps. Gegen Abend kam der Gemeindehirt auf eine Viertelstunde. Sonst kam niemand als ein paar Kinder, die Petroleum und Streichhölzer auf Borg nahmen.

Am Sonntagmorgen ließen sich nur auswärtige Radfahrer im neuen Kruge sehen. Nachmittags kam Lemkes Kleinmagd und sagte: im

Blauen Schimmel sei Bauerntag; alle Vollmeier seien mit ihren langen Stöcken in den alten Krug gegangen und die Halbmeier und Kätner und die Brinksitzer und Anbauern auch, und sogar von Krusenhagen und Moordorf und Horst und Howe und Fladder wären welche dabei. Es wäre wegen der Abgrenzung im Gemeinheitsmoor, habe Ludewigs Knecht gesagt. Den Krüger überlief es kalt; er wußte, um was es sich handelte. Nicht umsonst hatte Hillmann, als er zur Kirche fuhr, steif an der Wirtschaft vorbeigesehen, obwohl Lemke am offenen Fenster stand und grüßte. Am Abend blieb der Krug leer.

Der Krüger versuchte, sich Trost einzureden. Mit der Zeit, meinte er, würde sich alles wieder zuziehen. Aber es blieb in den nächsten Wochen, wie es war. Die Kinder weinten, wenn sie zur Schule sollten; die anderen Kinder gingen ihnen aus dem Wege oder ärgerten sie. Lemke sprach mit dem Lehrer darüber; der zuckte die Achseln und meinte: „Das ist ein Übergang." Aber es war ein Übergang zum Schlimmen. Erst kündigte die kleine Magd den Dienst auf, dann die Großmagd. Beim Tanzfest in Moordorf hatte kein Mensch mit ihnen getanzt. Der Gesangverein ließ die Noten abholen; in Lemkes Saal sei keine Akustik, hieß es. Der Kriegerverein blieb fort und ging zu Schimmelberg, weil der drei Feldzüge mitgemacht habe und Lemke keinen.

Lemke versuchte alles, um sich zu behaupten. Er sprach hier und da vor, aber er stieß auf kalte Gesichter und kühle Antworten. Er ging sogar zu dem Kätner Meyer und stellte ihm vor, daß er doch nicht anders habe handeln können. Meyer bot ihm noch nicht einmal einen Stuhl an und kramte in der Dönze herum. Beim Schmied fiel es nicht anders aus. Kordes spielte den unschuldig Verurteilten und warf dabei hin, wie er dazu käme, sein Geld dahin zu tragen, von wo sein Unglück gekommen wäre. Vollmeier Hillmann hörte ihn kaum an und hatte fortwährend den Knechten zu befehlen, und als Lemke gerade gehen wollte, sagte er ihm: „Daß ich es nicht vergesse; ich brauche dringend bar Geld und muß dir die Hypothek kündigen." Und nach acht Tagen kündigte ihm der Müller die Hypothek auch auf.

Bis zum Frühjahr schleppte sich der Krüger noch hin. Dann brach er zusammen. Eine Erkältung warf ihn auf das Bett. Seine Frau lief nach Krusenhagen zum Pastor und bat ihn, die Bauern umzustimmen. Das versuchte der Geistliche auch. Er lud am nächsten Sonntag die

Ohlenhofer Vollmeier und den Müller nach der Kirche zu einem Glase Wein bei sich ein. Das war eine große Ehre, denn der Pastor war gerade so sparsam mit seinen Gunstbezeugungen wie die Bauern selber. Aber als er vorsichtig und von hinten herum, denn er war selbst Bauernsohn, mit seinem Anliegen herauskam, da wurden die Gesichter ernst und die Augen starr, und Dies sagte: „Herr Pastor, der Mann bildet sich was ein. Wir haben ihm die ganze Zeit Verdienst gegeben und Schimmelberg ganz abseits liegen lassen. Das ging so nicht weiter. Und das mit meiner Hypothek? Ja, Herr Pastor, ich habe meine Tochter freien lassen, und wenn das junge Volk freit, muß das alte Haare lassen." Der Müller aber sagte: „Und ich habe bauen müssen, Herr Pastor, denn daß meine alte Mühle abgebrannt ist, das wissen Sie wohl. Und bauen kostet Geld. Und so dicke habe ich es nicht." Und Lohmann sagte: „Überhaupt alle die Sachen, die Lemke angab, das mit dem Gesangverein und dem Kriegerverein, das bringt das junge Volk von der Arbeit und von der Religion ab." Und Sweer stotterte: „Ja, und dann, Heheherr Pastor, und all das fffremde Vvvolk, das er uns in das Dorf schleppt, ist das wohl was? Diese Malersleute? Was sollen wir damit? Sie sind ja soweit ganz nett, aber sie bringen zu viel Unruhe in das Dorf. Wwwir wwwollen fffür uns bleiben." Und Dies knurrte: „Sweer hat recht. All diese feinen Herren und Fräuleins setzen unsern Kindern Unsinn in den Kopf. Wir brauchen die Leute nicht; wir leben so. Es wäre besser gewesen, dieser Lemke wäre geblieben, wo er war, für uns war es besser und für ihn. Alle diese Witze mit nackigt baden am hellichten Tage, wie die Malers das betreiben, sie denken sich nichts dabei, aber wir sind das nicht gewohnt und nehmen ein Ärgernis daran. Nicht, daß ich sagen will, daß es nicht ordentliche Leute sind, aber sie sind von anderer Art. Und wir wollen unsre Art hochhalten."

„Und dann", brachte Lohmann vor, „ist das wohl anständig, am Sonntag in der Kirchzeit das alte dummerhaftige Musikding gehn zu lassen? Da sitzen dann so ein paar Hahnjöckels von Radfahrern mit ihrer verrückten Kleedasche und singen unter der Kirche Schelmenlieder und prosten die Leute an, die aus der Kirche kommen. Wissen Sie, Herr Pastor, Sie sollten am ersten froh sein, wenn der Mann wieder aus dem Dorfe kommt. Früher hatte ich das ganze junge Volk Sonn-

tag nachmittag auf meiner Deele; das machte mir Freude, wenn sie aus Harms seinem Buche vorlasen und geistliche Lieder sangen. Und jetzt? Wo sind sie? Ja, heute ist Gesangverein im Kruge oder Kriegerverein, und einen Radfahrerverein wollten sie auch gründen. Und an alledem ist der fremde Mann schuld. Der hat uns schön eingewickelt. Es ist ein wahrer Segen, daß sich die Geschichte mit Kordes begeben hat; denn auf die Art sind wir dahintergekommen, wie weit wir schon waren. An einem Wirt haben wir genug. Bei Schimmelberg war es langweilig, das stimmt. Aber schadet das? Nein, sage ich. Lemke ist gewiß ein ordentlicher Mann, alles, was recht ist, aber er ist hier übrig. Er will von seiner Wirtschaft und von seinem Laden leben, und das kostet uns unser Geld. Ich habe es doch an mir selber gemerkt, wie es geht. Früher, wann ging ich da in den Krug? Alle Monate einmal. Und jetzt fehlt mir was, wenn ich nicht jede Woche zweimal da war. Und von dem Bauer lernt es der Knecht, und nachher vertut so'n Junge sein sauer verdientes Geld, hört zu viel von der Stadt reden, und wir sitzen hinterher da und können unser Land zu Wiesen machen, weil wir keine Leute haben. So ist es, Herr Pastor, und nicht anders. Jeder ist sich selbst der nächste, und wir sind uns zu gut dazu, der Mist zu sein, mit dem Lemke seinen Acker düngt."

„Das stimmt", fiel der Müller ein und schnitt dem Pastor das Wort ab, „das stimmt ganz genau. Lohmann hat recht. Und dann noch eins, Herr Pastor: wohin das führt, das haben wir ja in Hülsingen erlebt. Ist das noch ein Dorf? ein Dorf nach alter Art? Das ist es nicht! Eine Sommerfrische für die Stadtjapper ist es geworden. Ob der Bauer will oder nicht, er muß sich auf das Abvermieten legen und hat dann allerlei fremde Völker im Hause, die ihm im Wege herumstehn. Und ohne Liebschaften geht es nicht ab. Natürlich, wenn da solche feine Herren aus der Stadt kommen und machen die Mädchen verrückt, dann ist der Unfrieden im Dorfe da. Warum sind in Hülsingen keine Knechte mehr zu kriegen? Weil keine Mädchen da sind. Und warum sind keine Mädchen da? Die eine ist einem jungen Kerl in die Stadt nachgelaufen, und die andern haben die städtischen Herrschaften weggemietet. Und so wäre es bei uns auch gekommen. Erst das Dorf, und dann der Wirt, aber nicht umgekehrt. Und nun seien Sie auch vielmals bedankt, Herr Pastor, und ich und meine Frau würden uns sehr freuen,

wenn Sie uns mit Ihrer lieben Frau bald besuchen würden. Und nun ist es wohl Zeit, daß wir gehn."

Sie standen alle auf, die Bauern von Ohlenhof, drückten dem Geistlichen die Hand und schoben aus der Tür hinaus. Der Pastor machte ein ernstes Gesicht, und als seine Frau, mit der Frau Lemke den Fall besprochen hatte, ihn fragte, wie die Sache läge, sagte er: „Der Mann ist für Ohlenhof tot. Ich hätte nicht geglaubt, daß es noch eine Feme gäbe, und ich bin doch selber Bauernsohn, wenn auch aus dem Stifte Hildesheim. Es ist hart für Lemkes; es sind ordentliche Leute. Aber die Ohlenhof-Bauern haben recht: erst kommt das Dorf und dann der Wirt. Er muß sehn, daß er die Wirtschaft los wird. Hier kommt er doch nicht mehr weiter."

Lemke mußte verkaufen. Aber einen Wirt, der ihm Haus und Laden preiswert abkaufte, fand er nicht. Jeder Kauflustige fragte im Dorfe umher, wie die Sache stünde, und jeder zog ab, wenn der Vorsteher ihm sagte: „Eine zweite Wirtschaft brauchen wir nicht. Und wenn der Wirt auch die Konzession bekommt, wir gehn doch nicht hin." So kam es schließlich zum Zwangsverkaufe. Mit dem Reste seiner Habe zog Lemke nach Hannover und übernahm nach langem Suchen eine elende Wirtschaft, starb aber schon nach zwei Jahren, wie die Lästerzungen sagen, am Schnaps, nach andern Leuten an gebrochenem Herzen. Was aus seiner Frau und den Kindern geworden ist, weiß man in Ohlenhof nicht.

Der Heidweg

Tag für Tag gehe ich denselben Weg, der von dem Hofe durch die braune, rosig überhauchte Heide zum Holz führt, eine halbe Stunde lang hügelauf, hügelab, nach links und rechts sich wendend, bald breit, bald schmal, wie die Heidwege so sind.

Er hat gar nichts Besonderes an sich, dieser Weg; er ist so, wie alle Heidwege: kein Landmesser legte ihn fest, kein Arbeiter beschotterte ihn, keine Dampfwalze festigte ihn. Die Gewohnheit hat ihn geschaffen; er ist der kürzeste Weg zwischen den beiden Höfen an der Landstraße und dem Einzelhof da hinten hinter der Forst; die Räder der Wagen, die ab und zu hier fahren, um Plaggen, Holz oder Bienenkörbe zu befördern oder Leute hierhin und dahin zu bringen, schnitten den Weg in den heidwüchsigen Boden der höheren Lagen, in den weißen Sand hier, in den grauen Bleisand da, in den dürren Anger in den Senkungen. Hatte es ein starkes Gewitter gegeben, so daß in den Sinken Wasser stand, dann fuhr der Bauer rechts und links um die Stelle herum; dann wurde der Weg dort breiter, doppelt, dreifach, vierfach.

Ich gehe den Weg jeden Tag, um abzuspüren, ob Rotwild oder Sauen durchgewechselt sind, oder um zum Anstand zu kommen; ich gehe ihn morgens vor Tau und Tag, wenn die Eule noch ruft und die Lerche noch nicht wach ist, und abends, wenn der Reiher über die Fuhrenkronen streicht und rostbraune Abendfalter hastig und unstät über die Heide fahren; ich sah ihn im Frührotschein und in der Abendröte, bei sengender Mittagsglut und bei pfeifendem Nordost; ich kenne ihn auswendig.

Ich kenne jeden Strauch und jeden Baum rechts und links von ihm; ich weiß, daß da ein größerer Stein kommt, daß hier ein Hasenunterkiefer im Sande bleicht, daß dort ein Pfeifendeckel neben einer Binsenstaude liegt; ich kenne die Wollflocke in dem toten Machangel und den Trichter des Ameisenlöwen unter dem Quendelbüschel; ich weiß, daß links vom Wege ein Hase sitzt und daß rechts in der langen Heide Birkwild liegt, daß hier oben Rehfährten den Boden narben und daß dort

unten der Dachs gestochen hat, einen wie den andern Tag; Neues kann er mir nicht bieten, der Heidweg.

Und darum gehe ich ihn einen um den andern Tag in derselben gleichgültigen, unaufmerksamen Weise, die Pfeife im Munde, die Hände auf Lauf und Kolben der Büchse, die ich über den Rücken gekreuzt habe; und wenn ich so dahin gehe, dann sehe ich jeden Tag dasselbe und bei jedem Ding fällt mir dasselbe ein.

Da ist zuerst eine Fuhre, ein keckes Ding von fünfzehn Jahren. Wie die sich das Leben denkt: leicht, einfach, schön. Ach ja. Jetzt, wo sie noch klein ist, wo sie im Norden der Stangenort, im Osten der Hochwald, im Süden und Westen die Heidberge schützen, da kann sie noch die Zweige keck und froh in die Höhe recken, als wolle sie in die Wolken damit.

Aber die hohe Fuhre am Berge, die weiß, wie das Leben ist; auch sie war einst so keck und froh und langte mit geraden Zweigen in die Wolken. Aber Ostwind und Nordwind und Schneelast faßten sie und drückten sie, machten ihre Zweige krumm, ihre Krone flach und gaben ihr den Zug stiller Entsagung, den Ausdruck hoffnungsloser Wehmut.

Über den schwarzen Machangelbusch, der dort hinten so keck die Heidhöhe überschneidet, muß ich jedesmal lächeln; von hier aus sieht er so groß aus, sieht viel höher aus als die Heidberge hinter ihm, und je näher man an ihn herankommt, um so kleiner wird er, um so größer werden die Berge. Doch das geht nicht bloß dem Machangel so, das kommt auch sonst noch vor.

Die schlanke Fichte dauert mich; ihre Form paßt so gar nicht zu den welligen Linien der Heide; sie ist ja auch nicht von hier, gehört auf die Berge, wo schroffe Linien sind. Der Nordostwind weiß das; der wird ihr den Mitteltrieb ausbrechen, wird ihre Zweige verbiegen, bis sie so rund und struppig sind, wie die alten Fichten dort. Dann paßt sie in die Heide.

Bei ihren jüngeren Schwestern übernehmen die Schnucken die Arbeit; in jedem Frühjahre verbeißen sie die jungen Triebe, aus dem schlanken Tannenbäumchen wird ein struppiger Igel, und wenn es groß ist, dann sieht es seltsam verschnörkelt und verkrümmt aus, Äste, Äste, lauter Äste und kein Stamm.

Es gibt auch solche Menschen; sie müßten gerade und schlank aufwachsen, aber sie stehen auf falschem Boden, in einer Umgebung, die

nichts Schlankes und Gerades verträgt. Allerlei beißt und biegt an ihnen herum, und schließlich werden sie schrullige Geschöpfe. Und könnten Großes sein.

Eine stand da, die war groß und schlank und stolz und schön; die hat der Blitz zerspellt. Den Krüppeln tut er nichts. Aber hoch zu wachsen und vom Blitz getroffen zu werden, schließlich ist es doch besser, als krüpplig zu bleiben und verschont von Blitz und Sturm. Es gibt Menschen, die anders denken; die leben, damit sie im Alter nicht verhungern. Aber das ist dann auch kein Leben.

Hier der Machangel duckte sich und krümmte sich und schickte sich; und was hat er nun? ein graues, krummes Skelett ist es, über das die Schnucken trampeln. Aber um die Ruine der Riesenfichte müssen sie herum; im Tode noch läßt sie nichts Kleines an sich heran.

Die Hängebirke auf dem Hügel tut mir leid; ihre Zweige greifen verlangend umher, ihre Bewegungen haben etwas Rührendes, als wollten sie zurück in die Jugend und in den Frühling. Es gibt nichts Traurigeres, als eine alte Birke im Herbstwind.

Und nichts Lustigeres, als den jungen Maibaum; schlanke Äste, hochauf, besät mit goldgrünen Blättchen, leuchtend, glitzernd, duftend vor Jugend und Schönheit. Eine junge, maigrüne Birke im Sonnenschein, dann lacht mein Herz, aber meine Seele trauert, sehen meine Augen die Hängebirke auf der Heide. Ich weiß wohl, warum.

Hier hat eine Königskerze gestanden: ein zerknickter Stengel, zwei verwelkte Blätter blieben davon; das taten die Hufe von hundert Schnucken; und Hunderte von Schnuckenhufen zertreten Tag für Tag die Heide, Hunderte von Schnuckenmäulern rupfen daran herum. Der Heide schadet das nichts; sie bleibt kurz, krümmt sich zu Boden, treibt kümmerliche Blüten, aber sie lebt doch und blüht. Mancher verträgt eben Fußtritte, mancher nicht. Und darum gibt es nicht so viele Königskerzen, wie Heide; das Häufige ist nie schön und vornehm.

Hier, wo vom letzten Gewitterregen der Boden feucht geblieben ist, ist das Jagdgebiet einer dicken Kröte; gestern abend sah ich ihr zu, wie sie vorsichtig dort pürschte und ab und zu mit der Klapperzunge ein Insekt wegfing. Heute steh' ich hier und sehe dem Falken zu, der auf der Heide eine Lerche jagt; er stößt fehl und streicht weiter. Die Kröte hat nie Fehljagd. Aber sie jagt auch Spinnen und Fliegen und Würmer.

Am Buchweizen gähnen vier schwarze Schlünde und vier an den Kartoffeln; das sind Ansitze, die sich der Bauer gemacht hat; von da aus erlegt er die Sauen und das Rotwild, die seine Äcker verwüsten. Hier unter dem struppigen Machangel gähnen lauter silbergraue Sandtrichter; in jedem lauert ein scharfbewaffnetes Ungetüm auf Spinnen und Ameisen, die in den Trichter fallen. Ein grüner Käfer rennt flink über den Sand, in den scharfen Zangen eine Fliege. Zierliche Schwalben fahren über die Heide; ich höre die kurzen Schnäbel knappen; jeder solcher Laut ist der Tod eines Wesens. Aus dem Brombeerbusch klingt ein jammervoller Ton, dünn, fein, aber voll Todesangst; da wickelt die dicke Spinne eine bunte Schwebfliege ein. Überall ist der Tod.

Ich gehe gelassen über die Heide und blase sorglos den Dampf der Pfeife in die Luft; ich gehe und töte im Gehen Pflanzen und Tiere. Das ist nun einmal so. Und wer weiß, ob dicht bei mir nicht etwas auf mich lauert, um mich hinabzuzerren, heute oder morgen oder übermorgen oder einen Tag später. Eigentlich müßte mir das alle Lebenslust nehmen.

Ich gehe einen Weg, dessen Anfang und Ende ich nicht sehe; Anfang und Ende verlieren sich in dunkler Heide und düsterem Wald: und doch bin ich ganz gelassen.

Vor jenem Heidhügel, dessen Kuppe ein heller Sandfleck schmückt, steht ein einsamer, schwarzer hoher Machangel; da zur Rechten steht ein ganzer Haufen derselben Sträucher, alle gleich in der Form. Aber der Einsame sieht ganz anders aus. Ja, die Gesellschaft, wie die abschleift, das Böse und das Gute. Wenn du in ihr leben willst, mußt du den Charakter opfern. Wenigstens verstecken.

Manchmal ist es aber auch ganz seltsam, ganz anders. Hier steht mitten zwischen rotblühender Heide ein Busch, der blüht weiß wie Schnee; weit und breit ist keiner so wie er. Muß der Mut haben!

Und hier ist noch etwas Seltsames. Mitten in dem sandigen Windriß, mitten zwischen dem bunten Geröll, blüht ein Heidbusch, so rosenrot, wie keiner ringsumher; alle anderen sind fahl gegen ihn. So etwas kommt vor; in Schmutz und Elend und Verkommenheit findet man oft ein Gesicht, blühend in Schönheit und Adel.

Eine halbe Lanzenspitze aus Flintstein liegt im Geröll; das war einmal. Der Nordostwind trägt ein Donnern und Pfeifen heran; das ist der Schnellzug Hamburg-Hannover. Wie weit wir sind. Aber der

Nordostwind lacht; wieviel Kulturen hat er blühen und welken sehen. Steinwaffe und Bronze, Eisen und Stahl, alles ist vergänglich. Und einmal bringt er das Nordlandseis wieder und die Polarnacht, und halbwilde Fischer und Jäger klopfen sich hier mühsam wieder Lanzenspitzen und Beile aus Flintstein.

Eine silberne Distelsamenflocke fliegt mir an den Rock; wo mag sie herkommen? ich sah nirgendwo hier eine Distel; aber nächstes Jahr wird eine hier blühen und wieder ein Jahr weiter, dann sind es viele, die hier ihre Purpurköpfe leuchten lassen. So wandern die Gedanken.

Wie hoch und lang hier die Heide ist, wie scharf heben sich die Kuppen der Hügel ab; dann kommt die Dämmerung und macht alles klein; nur die hohen Machangeln bleiben noch sichtbar, noch einige Zeit. Bis die Nacht kommt.

Ich will dahin gehen, wo die Heide so wunderbar voll, so tief rosig blüht. Aber ich will es lieber lassen. In der Nähe sieht sie aus, wie alle Heide; da ist das Fahle, das Braune, das Graue stärker als das Rosenrot; nur aus der Ferne sieht sie so schön aus. So geht es mit allem, dem wir zustreben. Es lohnt sich wirklich nicht, auf etwas zuzugehen.

Aber hier ist ja der starke Hirsch durchgezogen; ich muß doch sehen, wohin er gewechselt ist. Die Fährte steht nach der Forst zu. Aber dazwischen liegt Heide, und da spürt es sich schlecht. Und dann kommt die Landstraße, und die haben die Dragoner zerritten. Und dann kommt wieder Heide, und ich werde einen Bogen nach dem andern schlagen müssen, um auf den Bahnen, Wegen, Gestellen und Pürschsteigen die Fährte des Jagdbaren wieder zu finden; viel Mühe wird es kosten.

Ich muß lächeln. Eben dachte ich mir jeden Zweck aus dem Leben heraus und nun kommt das Leben und hält mir lachend ein Ziel entgegen, und im Grunde genommen ein so geringes Ziel; und doch gehe ich mit Eifer darauf los.

So ist der Mensch.

Jan

Der letzte Ausläufer der Geest, auf der das Dorf liegt, und der das Bruch von dem Moore scheidet, heißt der Heimster und das Holz darauf das Beekholz, weil der Mühlbach daran vorbei läuft.

Vor dem Bache erhebt sich ein Haus, dessen Ziegeldache man es ansieht, daß es noch nicht alt ist. Es gehört dem Arbeiter Jan Ehlerßen.

Der Mann stammt nicht aus der Heide, sondern aus dem Holsteinschen, ist aber schon eine Reihe von Jahren in Ohlenhof ansässig, wo er erst auf dem Dieshofe und dann bei dem Rappenbauern in Dienst stand. Auch heute noch tut er auf dem Rappenhofe Arbeit.

Jan, wie er gemeiniglich genannt wird, ist ein großer, breitschultriger Mann mit ganz hellem Haar und Augen so blau, wie man sie meist nur bei Kindern antrifft, und der ein paar Hände am Leibe hat, die noch größer und breiter als die vom Diesbauern sind, der doch weit und breit deshalb berühmt ist.

Daß Ehlerßen in Ohlenhof hängen blieb, ist eine Geschichte, die zur Hälfte lustig, zur Hälfte traurig ist, je nachdem man sie sich besieht. Das hat sich nämlich also begeben.

Als im neuen Kruge Erntebier war und es hoch herging, denn es war schon meist Glocke elf, tat sich die Tür auf und Jan Ehlerßen kam herein, stellte sich an die Tonbank, vor der ein Haufen Leute stand und einen Rundgang nach dem andern trank, langte eine Flasche aus der Tasche und wollte sie sich voll Schnaps geben lassen.

Obgleich man es ihm ansah, daß er schon längere Zeit auf der Walze war, lud ihn der wilde Meyer aus Krusenhagen dennoch zum Mithalten ein. Als Meyer ihn fragte, wo er herkäme, antwortete er: „Aus Fallimholze bei Walzmichzutode“, und alles lachte; denn man verstand gleich, daß er Fallingbostel und Walsrode meine. Das war nun so ein Fressen für Meyer, der nichts lieber hörte, als einen lustigen Schnack, und er fragte den Stromer weiter: „Feinen Stock, den du hast; von welcher Art Holz ist der denn?“ Der Fremde griente und erwiderte:

„Vogeltrittholz wird es genannt, wächst in der Welt gleich linkerhand. Vorige Woche, als Mondswillem schien, schnitt ich ihn ab bei Mutter Grün.“ So ging das mit Witzen und Reimschnäcken weiter, und der Tippelkunde mußte trinken und trinken, bis er mehr als genug hatte.

Es wäre alles gut gegangen, wenn der Schmied Kordes nicht dazugekommen wäre, dessen größte Freude es war, wenn er einen Menschen gehörig lang ziehen konnte. Das tat er auch bei dem fremden Wandersmann. Eine Weile ließ der sich das gefallen, aber schließlich merkte er es doch, daß er zum Narren gehalten werden sollte. Da schlug seine Laune plötzlich um, er wurde unangenehm, und als Kordes ausfallend wurde, warf er ihn mit einem einzigen Stoß so zwischen die Stühle, daß der Schmied die Beine über sich schlug. Nun sollte er an die Luft gesetzt werden, aber das war nicht so einfach; denn das junge Volk flog unter seinen Fäusten nur so hin und her.

In diesem Augenblicke kam der Diesbauer aus dem Saale, packte ihn von hinten an die Arme, hielt ihn fest, ein paar andere Leute faßten ihn bei den Beinen, und so brachte man ihn auf Anraten des Diesbauern in die Scheune und schloß ihn ein, damit er weiter keinen Unfug anstellen könne. Er schimpfte und klopfte noch eine Weile, gab sich dann aber zufrieden. Als er am andern Morgen herausgelassen wurde, war er vollkommen nüchtern und ganz umgänglich, nahm mit Dank einen Teller Suppe an, schüttelte, als er vernahm, wie es ihm gegangen war, den Kopf, entschuldigte sich damit, daß er auf nüchternen Magen zu viel Bier und Schnaps habe trinken müssen und ging nach dem Dieshofe.

Der Bauer, der just beim Frühstücken war, machte runde Augen, als er ihn über die Diele kommen sah; denn er meinte, der Fremde wolle ihm zu Leibe. Der aber bot höflich die Tageszeit, streckte dann Dies seine gefährliche Hand hin und sagte, indem er wie ein Kind lachte: „Ich wollte mich auch schön bedanken, tja, denn sonst, wer weiß, ob ich nicht Mallör angestellt hätte, tja. Und dann wollte ich mir auch den Mann ansehen, der mich gebändigt hat. Denn bisher hat das noch kein einer Mensch fertig bringen können, tja.“

Dem Bauern, der sich sonst landfremdes Volk am liebsten sieben Schritte vom Leibe hielt, gefiel der Mann, und so lud er ihn zum Niedersitzen und Mitessen ein. Er tat das nicht bloß aus gutem Herzen, sondern weil er die letzte Woche einen Knecht, der nicht gut tun wollte,

entlassen hatte, und weil tags darauf der andere Knecht von einem Pferde geschlagen war und für Wochen keine Arbeit tun konnte. Dem Bauern war das um so ärgerlicher, als er gerade dabei war, den großen Windbruch in seinem Holze aufzuräumen und ihm nun vier Hände fehlten. Da der Fremde Fäuste hatte, denen man es ansah, daß sie etwas leisten konnten, und da er auf Arbeit ausging, so nahm er ihn an.

Es sollte ihn nicht gereuen; denn Jan Ehlerßen scharwerkte für drei Mann. Da er nicht nur mit Axt und Säge, sondern auch mit Pferden und Pflug, Säelaken und Sense umzugehen verstand, blieb er auf dem Dieshofe, als der Windbruch schon längst aufgearbeitet war, trotzdem der Bauer wußte, was für einen Mann er als Knecht hatte. Es war ihm auffällig, daß Jan zuzeiten dunkle Augen und einen engen Mund hatte, kein Wort herausbringen konnte und sich in aller Ruhe einen antrank, am anderen Tage aber ruhig wieder an die Arbeit ging und ein anderes Gesicht hatte. Der Bauer merkte es ihm an, daß er etwas Schweres hinter sich habe, und da er, wenn er es wollte, jedem Menschen die Zähne aufbrechen konnte, so bekam er es schließlich heraus, was es war.

„Tja, Bauer“, sagte Ehlerßen und sah Dies mit seinen blauen Kinderaugen groß an, „tja, eigentlich wollte ich dir das schon von selbsten verklaren, indem mich das drückt, daß ich eine Heimlichkeit vor dir habe, indem du doch in jeder Weise gut zu mir bist. Tja, das ist nu' so: Ich habe nämlich einen totgeschlagen.“ Er sah auf seine schweren braunen Hände und fuhr fort: „Tja, eigentlich wollte ich das nicht; aber ich habe nicht an meine großen Kräfte gedacht, und denn war ich auch zu doll in Zornigkeit. Tja, er hatte nämlich schlecht von meiner Frau gesprochen, als wenn sie, na, so' Lottchen war, und mich damit geuzt. Und so kam denn das so, tja. Also dafor mußte ich denn sitzen, tja. Lange gerade nicht, von wegen mildernde Umstände, wie die Herren vom Gericht sagten, und denn auch, weil der Mann keinen guten Ruf hatte, tja. Und denn, denn kam ich frei, und die Frau und das Kind waren tot, an der Cholera; denn das war nämlich da bei Hamburg. Tja, so war das nu'. Und denn, tja, denn wurde es mir kundbar, daß der Mann recht hatte, tja, und daß ich ihn rein für umsonst totgeschlagen hatte, tja; denn die Frau war früher so eine gewesen, weißt du, und wenn ich auf Arbeit war, trieb sie ihr Schandwerk weiter, tja. Na,

und da hatte ich so recht zu nichts mehr Lusten und bin denn so in Bruch gekommen, tja. Und nun weißt du Bescheid, tja."

Der Bauer hatte ernsthaft zugehört. Als Jan fertig war, sah er ihm in die Augen, schlug ihn auf die Schulter und sagte: „Kopp hoch, Jan! Schicksal ist Schicksal! Bist ja noch ein junger Kerl. Und nu' woll'n wir wieder an die Arbeit und da nicht weiter an denken!" Von dieser Zeit an zog er den Knecht näher an sich heran, zumal die Kinder an Jan sehr hingen, einmal seiner Ziehharmonika wegen, mit der er gut fertig wurde, und weil er ihnen nach Feierabend oder Sonntags Geschichten erzählte und Spielsachen machte. Als die kleine Lena schwer an der Halsbräune lag, mußte Jan die Arbeit liegen lassen und Tag und Nacht bei ihr sitzen und ihre Hände halten; denn sonst fing sie an zu weinen. „Jans Hände haben mehr geholfen, als meine Rezepte", sagte Doktor Hilpert zu der Bäuerin hinterher.

Es gingen einige Jahre in das Land. Jan tat seine Arbeit, gab das Trinken auf und hielt sich ganz für sich, ging auch den Frauensleuten aus dem Wege, obgleich mehr als eine hinter dem stattlichen Kerl hersehen mußte. Es war im Dorfe meist schon vergessen, daß er mit einem Rock und einem Stock angekommen war; er galt völlig als Dorfsasse und hätte so leicht keinen Korb bekommen. Aber er ging um die Mädchen herum, ohne deswegen abstoßend zu sein. Denn wenn ihm auch eine gefiel, so mußte er doch immer daran denken, wie er betrogen war, und welche Schuld er darum auf sich geladen hatte.

Schließlich kam es aber doch so, daß er bei einer hängen blieb, nämlich bei Wiebens Durtjen, die auf dem Rappenhofe diente. Er freite sie, und da der Hausmann vom Rappenhofe just gestorben war, trat er dessen Stelle an, obschon der Diesbauer ihn nicht gern ziehen ließ. Er sparte sich allerlei Geld, und da seine Frau auch etwas hinter sich gebracht hatte, so dachte er daran, sich eine eigene Stelle zu kaufen. Das war aber nicht so leicht; denn kein Bauer gab ohne Not Land ab, und wenn er noch so viel öde liegen hatte.

Eines Tages fuhr der Erbe vom Dieshofe mit dem Heuwagen den Anberg in das Bruch hinunter, und da die Bremsen den Tag ganz besonders schlimm waren, machten sie die Pferde so wild, daß sie durchgingen. Wenn Ehlerßen nicht dazugekommen wäre, wäre es mit Dieswillem aus und alle gewesen; denn er war zwischen Deichsel und

Schwengel gefallen. Aber Jan fiel dem Sattelpferd in die Zügel und brachte es mit einem Ruck von den Beinen, so daß der Wagen stand.

Am selben Abend kam der Diesbauer auf den Rappenhof, gab Jan die Hand und sagte: „Du sollst bedankt sein, Jan! Und nu' hör' zu: Ich habe vernommen, daß du dich auf eine eigene Stelle setzen willst, aber kein Land kriegen kannst. Ich habe nu' das Stück auf dem Heimster dazumalen angekauft, als der Tormannsche Hof aufgeteilt wurde, obgleich ich Land genug hatte. Aber ich wollte nicht, daß der Herr aus Celle, der in der Zeit die Bruchjagd hatte, es kriegte, wo er nicht mit herauskam, wozu er es haben wollte, und es doch sein konnte, daß er hier neue Moden einführte, oder uns sonst unbequem wurde. Der Boden ist nicht schlecht, indem Post da wächst und die Eichen gut fortkommen, und frisches Wasser ist auch da. Also, wenn du Lusten hast, kannst du das Land abhaben, und so, daß dir das Abzahlen nicht schwer wird."

So ist Jan Ehlerßen, der Stromer, der Totschläger, der Mann ohne Haus und Heim, der mit einem Rock und einem Stock in das Dorf kam, Anbauer in Ohlenhof geworden. Er muß sich tüchtig quälen, um voranzukommen. Aber da er vor der Arbeit nicht fortläuft und seine Frau ebenso fleißig ist, wie er, so kommt er langsam, aber ständig vorwärts, und sein zweiter Erbe wird einmal den Kopf ebenso hoch halten können, wie die Viertelmeier oben im Dorfe.

Der dritte Damm

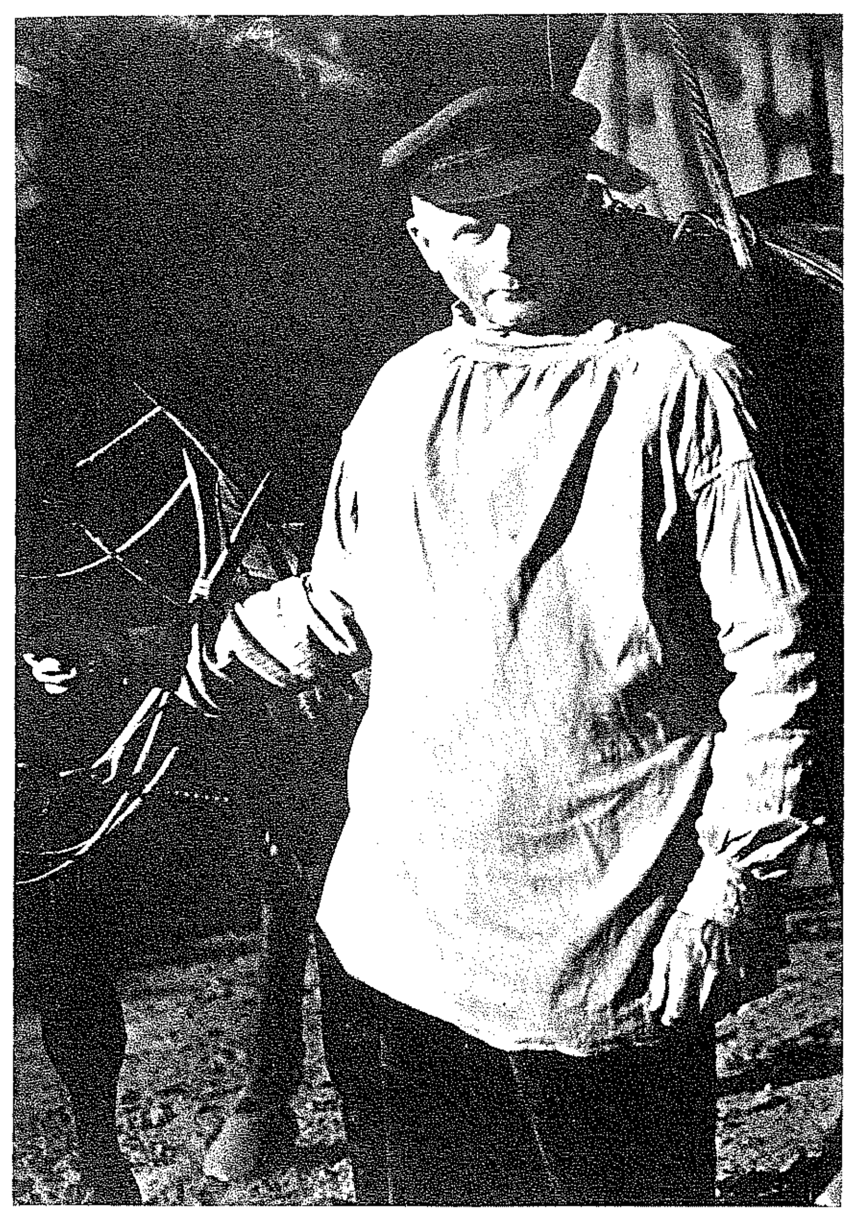
Hell und frei ist es auf den Wiesen der Ise; aber dumpf und dunkel ist es im Espenleu, der sich hinter ihnen wie ein schwarzes Bollwerk erhebt und so aussieht, als gäbe es weder Weg noch Steg in ihm.

Es sind aber mehr als genug da, enge, heimliche, vielfach gewundene Pirschsteige, verwachsene, feuchte Holzwege, graswüchsige Gestelle, und dann die drei Dämme, die quer durch den Forst auf das Moor zuführen und auf denen die Bauern von Wahrenholz sich Bruchheu und Torf holen, breite tiefausgefahrene Fahrwege, nur an wenigen Stellen, wo der Sand ansteht, trocken, zumeist aber feucht oder ganz naß.

Den ersten und den zweiten Damm kenne ich schon länger; den dritten habe ich mir gestern gesucht. Ich wußte, daß er da irgendwo zur rechten Hand weit hinter dem zweiten Damme liegen müsse, und so überschritt ich den schmalen, schlüpfrigen Steg, unter dem der Bach lustig sein goldbraunes Gewässer dahinschießen ließ, und ging dem engen Pirschsteige nach, der in einen düsteren Kiefernstangenort führte. Da war es dumpf und modrig. Ein hartes Gras bedeckte den moorigen Boden, Farne schossen aus muffigen Gräben, wie Gespenster sahen die untergebauten Fichten aus. Die Nonne hatte sie umgebracht, und nun standen sie tot und rot da.

Der Boden war bedeckt mit faulendem Fallholze, über das Moos und Schimmel hinwegkroch. Überall schossen Pilze hervor, große und kleine, gelbe und braune, hellrote und dunkelblaue, und giftgrüne und eisengraue. Die Luft war erfüllt von ihrem Dufte; wie in einem Keller roch es. Mir war, als hörte ich die Verwesung durch das Dickicht schleichen und als spürte ich ihren faulen Atem.

Heller wurde es dann vor mir. Goldgrün leuchtete in der fahlen Sonne der Adlerfarn, der den Windbruch ausfüllte. Aber ebenso dumpf und modrig roch es auch dort, nur noch strenger, denn jeder Baumstumpf, jeder Wurfboden war mit großen braunen, gelben und leichenfarbigen Schwämmen bedeckt, und überall quollen zwischen den Moor-



Einer der wenigen noch vorhandenen Salzfuhrleute

Hans Pusen



Die Landstraße Uelzen-Soltau. Die uralte Grenze zwischen Loingau und Bardengau

Hans Pusen

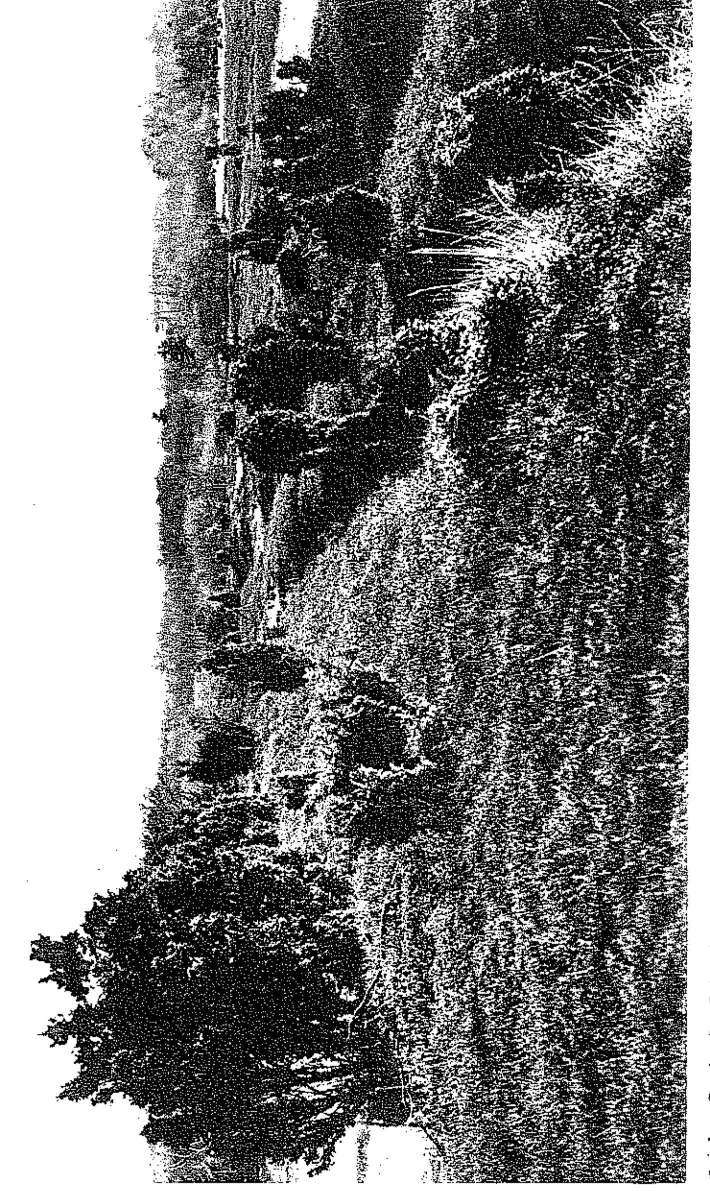


Salzfuhrwerk aus Huxahl

Hans Pusen

Burgwall bei Wildeshausen

Rudolph Stickelmann



Bei den Handorfer Schwedenschanzen

Walther Dobbertin



Löns-Gedenkstein auf dem Wietzer Berg

Hans Pusen



Eine selten schöne Krüppelfuhre auf dem Wietzer Berg

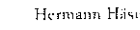
Hans Pusen



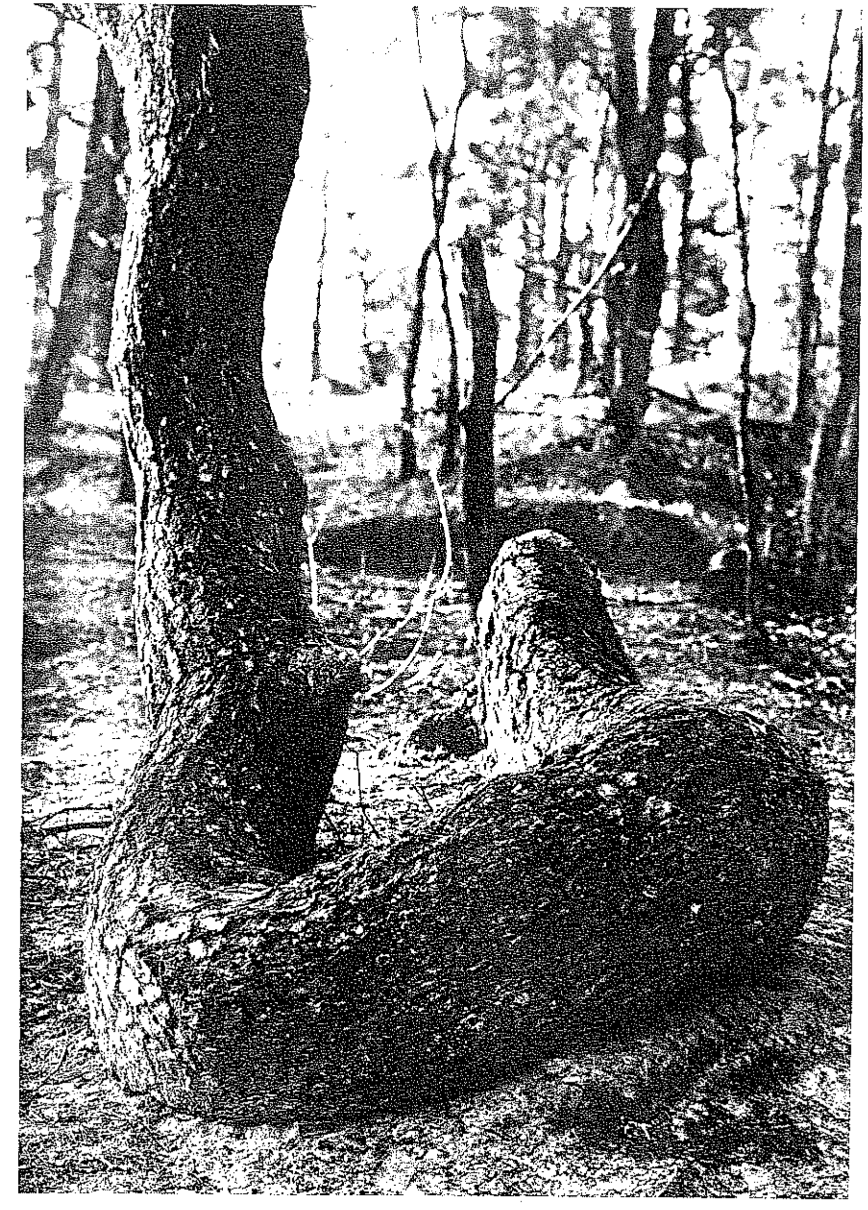
Weg durchs Teufelsmoor

Walther Dobbertin

Die Halse, an der im Jahre 782 Karl d. Gr. 4500 Sachsen hinrichten ließ (Die rote Beeke)

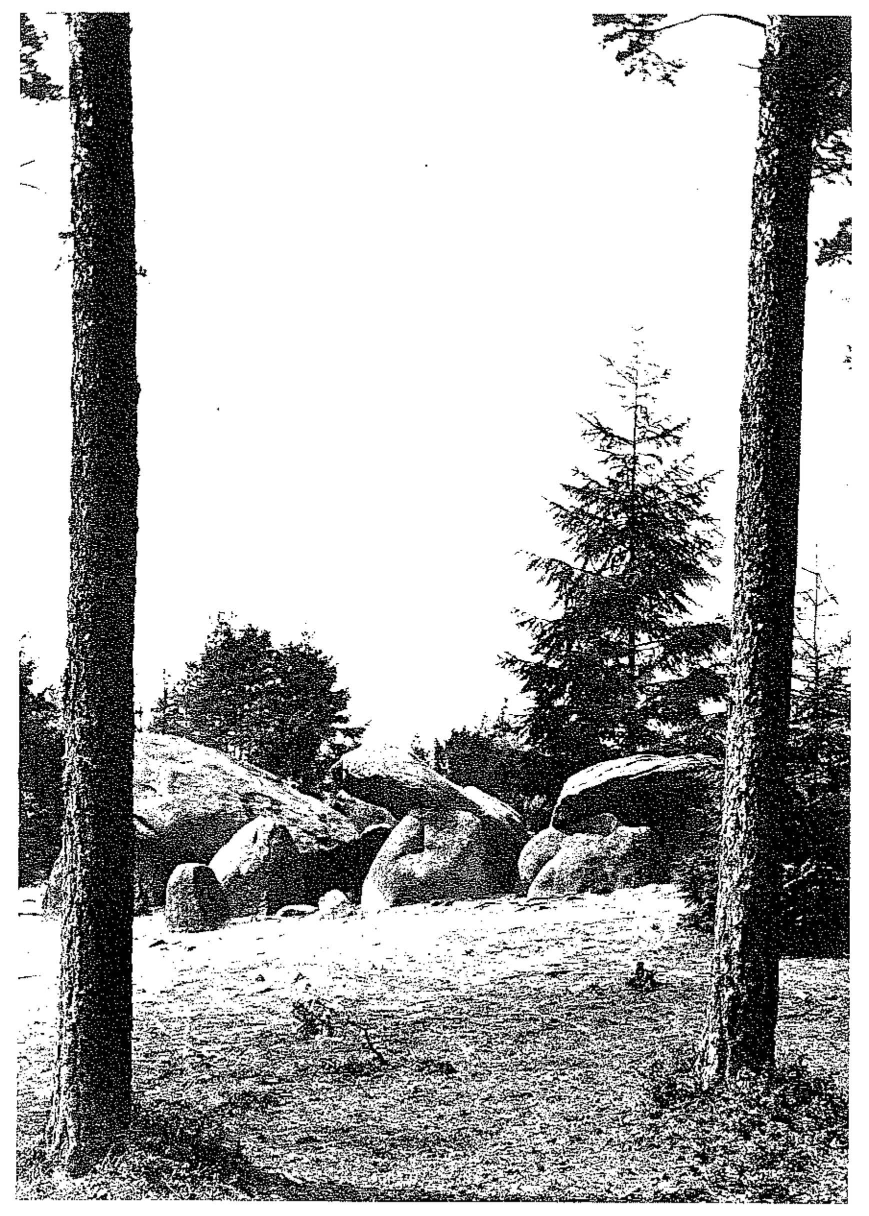


Hermann Häs



Schlangenbaum

Walther Dobbertin



„Sieben Steinhäuser" bei Fallingbostel

Walther Dobbertin



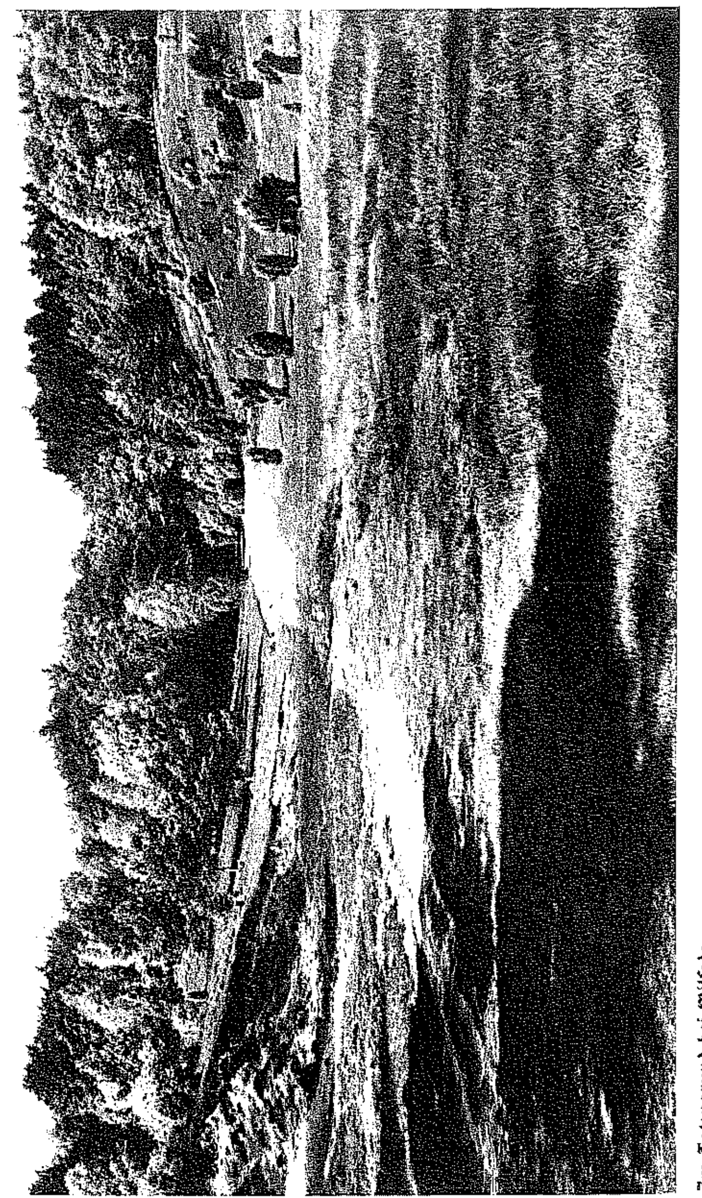
„Alle Birken grünen in Moor und Heid“ Walther Dobbertin



„Ja, grün ist die Heide . . .“ D. L. S.

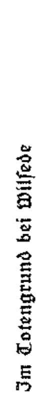


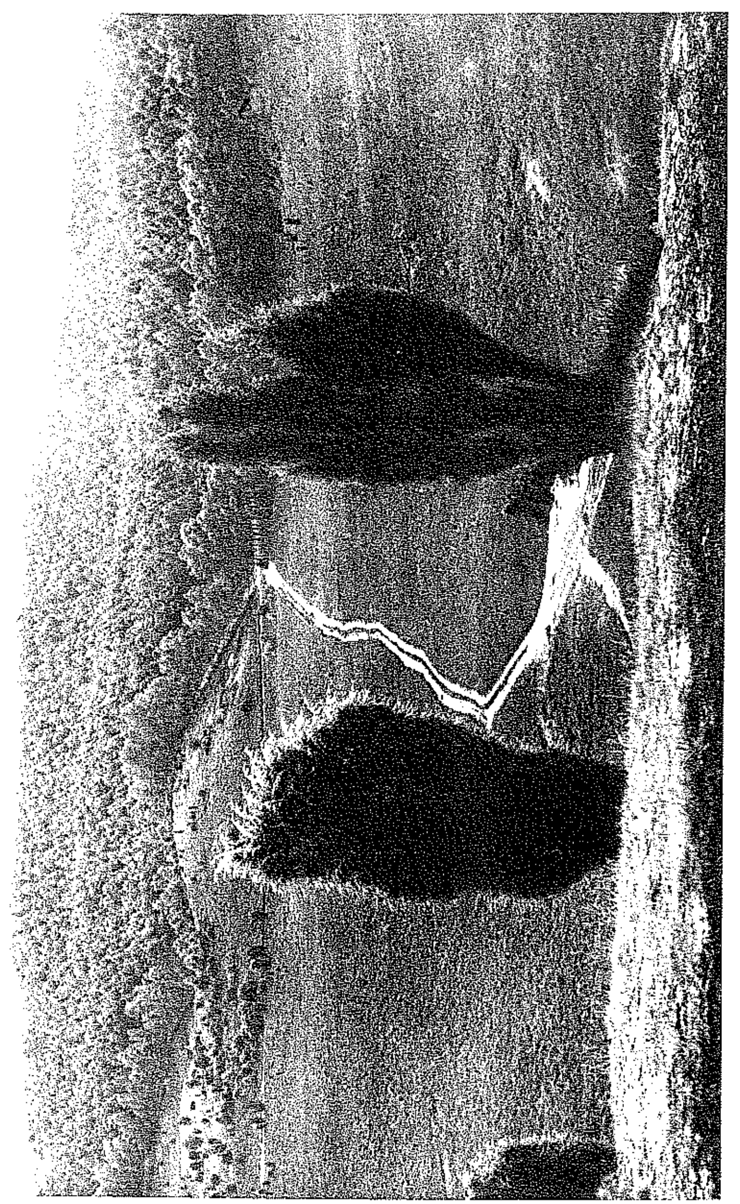
„Auf der Lüneburger Heide, in dem wunderschönen Land“ D. L. S.



Im Totengrund bei Wilsede

Walther Dobbertin





Weg durch den Totengrund

Walther Dobbertin



Moorwald D. L. S.

halmbülten die dicken, mißfarbigen, geborstenen Knollen der Hirschtrüffel aus dem braunen Boden und erfüllten die Luft mit olmigem Dufte.

Alles, was ich gewahrte und vernahm, mutete mich seltsam und sonderbar an. Traurig hingen die Zweige der Fichten herab, jämmerlich verrenkt sah das Astwerk der Kiefern aus, und der von graugrünen Flechten überzogene Stumpf des verrotteten Wurfbodens wirkte wie ein verwitterter Leichenstein auf einem verwahrlosten Grabe. Das Gewisper der Goldhähnchen in den dunkeln, mürrisch raunenden Kronen klang so schüchtern, das Locken der Haubenmeisen im Unterholze war voller Angst, unheimlich heulte in der Ferne der Hohltäuber, Entsetzen kreischte aus des Hähers schneidendem Schrei, geisterhaft schallte des Schwarzspechts Ruf und das dröhnende Schrecken des Bockes, der mit Geprassel durch das Gestrüpp brach, mutete mich wie eine zornige Verwünschung an.

Auf eine schmale, feuchte Bahn trat ich schließlich, suchte mir das nächste Quergestell, in dessen hohem, weichem, saft- und kraftlosem Grase noch der Tau der letzten Nacht hing und kalt auf meine Schuhe schlug, ging es bis zu Ende und stand dann auf dem dritten Damme. Hoch reckten sich zu seinen Seiten alte Fichten und Fuhren über dicht verschränktem Buschwerk, und ein geschlossenes Bollwerk von üppigem Adlerfarn, hier goldgelb, dort bleich gefärbt, zog sich neben den dumpfen Gräben entlang, aus denen die Wasserlilien drohend ihre grünen Schwerter hervorstreckten.

Der Wind legte sich; ganz stille war es. Kein Blatt rührte sich, kein Halm schwankte. Plötzlich schüttelte sich eine Espe, als rüttele eine unsichtbare Hand an ihrem Stamme. Die Strahlen der Sonne fielen schräg durch die Kronen und malten blutrote Flecke auf die Stämme, die wie unheimliche Gesichter aus dem Laube hervorleuchteten. Ein klagender Habichtsruf kam von irgendwoher; ein höhnischer Bussardschrei antwortete ihm. Ein Dürrast fiel in den Graben. Ein Vogel flatterte hastig durch das Gesträuch. Ich ging leise, als fürchtete ich den Schall meiner eigenen Tritte. Wo ein dunkles Wasserloch an dem Wege starrte, fuhr ein gewaltiger schwarzer Vogel empor, machte einige plumpe Sätze und strich ab. Der Waldstorch war es; wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt kam er mir vor.

Ein Heuwagen, von schwarzbunten Kühen gezogen, kam angeschwankt. Ein baumlanger, dunkel gekleideter, ernst blickender Bauer geleitete ihn. Stumm nickte er mir zu, und ich dankte ihm in gleicher Weise. Dann war ich wieder allein mit mir zwischen den hohen, düsteren Bäumen, über die heiser quarrend die Krähen hinschwankten, und ging zwischen den hohen Moorhalmen neben dem schwarzen Graben her, den verwelktes Gekräut halb verhüllte, in dem hier und da eine bleiche oder blutrote Blüte wie eine trübe Erinnerung an schönere Tage sichtbar war. Zwischen den grauen Stämmen glotzten die schwarzen Spiegel vermoorter Kolke mich an, Andenken an schwere Stürme, die hier einst mächtige Bäume umkippten und samt gewaltigen Wurzelballen aus dem Erdboden rissen.

Immer seltsamer und wunderlicher wurde mir zumute; mir war zu Sinne, als müßte ich noch etwas Besonderes erleben. Ich gab das dem Wetterumschlag schuld, der in der Luft lag und der mich bedrückte. Fast hätte ich mich erschreckt, als neben mir eine Taube von der Blöße emporpolterte, und froh war ich, als ein Reh auf den Damm trat und vor mir herzog. Aus Gewohnheit pirschte ich vorsichtig hinter ihm her, obgleich ich ohne Wehr und Waffe war und dort nicht jagen durfte. Das Reh sprang ab, denn wieder nahte ein Heuwagen, geleitet von einem langen, ernst dareinschauenden, stumm grüßenden Bauern, dem ich wieder stumm dankte. Zwei Eichkatzen, die sich fauchend und schnalzend um einen Stamm jagten, freuten mich nicht. Das Lächeln war mir eingefroren.

Zu meiner Rechten lag über dem Graben ein moosbedeckter Holzsteg. Gleichgültig sah ich nach ihm hin, denn ich dachte, er führte zu einem Pirschsteige. Da fielen meine Blicke auf einen kleinen Steinhügel, der mit Moos bewachsen war und in einer Ausbuchtung der Dickung stand, und auf dem sich ein grauer Granitblock erhob, der eine schwarze eiserne Tafel mit goldener, stark verblichener Inschrift trug. „Hier fiel", stand da. Zögernd trat ich vor den Hügel und las weiter: „am 14. August 1863 durch Mördershand der brave Hilfs-Forst-Aufseher Ernst Sander aus Schönevörde." Da wußte ich, weswegen mir den ganzen Nachmittag so zumute war, als stände mir etwas Besonderes bevor, und warum mich der dritte Damm immer so gelockt hatte, und weshalb er

mir, als ich ihn fand, so unheimlich vorgekommen war, obgleich ich schon auf verlasseneren Wegen in öderen Wäldern geschritten war.

Noch einmal las ich die kurze, schlichte Aufschrift; dann ging ich weiter, an der verlassenen Meilerstelle vorbei, bis ich auf dem Knüppeldamm war und vor der großen Brandfläche stand, sah dem Bocke zu, der durch das Birkengebüsch zog, und kehrte um. Blutrot zerschmolz die Sonne in blauschwarzem Gewölk, Nebel krochen aus den dunklen Gräben und überspannen den Damm, die Dämmerung schlich aus der Dickung und verschmolz Nähe und Ferne, eine Eule flog lautlos quer über den Weg, eine Fledermaus zickzackte um die Wipfel, Spitzmäuse schrillten im Gekräut, verstohlen brach es im Unterholz und schreckte dann laut. Endlich war der Wald zu Ende, und durch die Wiesen, die im Nebel schwammen, kam ich dahin, wo Menschen wohnen.

Abends erzählte mir im Kruge ein Bauer die Geschichte von dem Förstersteine. Zu hannöverschen Zeiten stand viel Hochwild im Espenleu, und das Freijagen lohnte sich. Da lebte in Wahrenholz ein Arbeitsmann, der lieber die Büchse zur Hand nahm als Axt oder Spaten. Als dann der Forstaufseher mit zwei Kopfschüssen tot aufgefunden wurde, wurde dieser Mann festgenommen. Er leugnete, aber das Gericht überführte ihn durch viele Zeugen; so wurde er zum Tode verurteilt, doch begnadigt. Achtundzwanzig Jahre schob er im Kalkberge zu Lüneburg den Karren; dann wurde er entlassen. Zur Arbeit war er nicht mehr fähig, und als die anderthalbhundert Taler, die er sich im Zuchthause erspart hatte, alle waren, fiel er der Gemeinde zur Last. Im Armenhause zu Wunstorf ist er gestorben.

Bis zu seinem Ende aber hat er die Tat abgestritten, von der im Espenleu bei Wahrenholz der graue Stein am dritten Damm meldet.

Am Heidpump

Anderthalb Büchsenschuß lang ist er, der einsame Pump in der Heide, und einen Schrotschuß breit. Sein Wasser ist breit und tief. Es hat keinen Grund, sagen die Bauern.

Rund um den Pump wächst hohe Heide in breiten, runden Horsten. Dazwischen ist der Boden naß und schwarz. An dem Rande des dunklen Wassers stehen Rischbülte mit harten, scharfen Blättern.

An der Morgenseite springt ein kleiner Sandbrink vor und bildet eine Landzunge. Darauf steht ein uralter, breiter Machangelbusch.

Er ist kaum so hoch wie ein Mann, der alte schwarze Busch, aber er ist das höchste Ding in der kahlen Heide, und wenn abends die untergehende Sonne rechts und links vor ihm den Pump rosenrot färbt, dann sieht er aus wie ein Zauberschloß.

Vielleicht ist er auch eins. In dem Bleisande unter seinen Wurzeln habe ich oft seltsame Spuren gesehen, als wenn da winzige Entchen gewesen wären. Aber so kleine Enten gibt es nicht; nicht einmal die Kricke macht so geringe Spuren.

Kuhlemanns Schäfer meinte, die Zwerge wären das gewesen. Die hätten Entenfüße. Und sie mögen gern unter alten Machangeln wohnen in einsamen Heidbrinken, vorzüglich wenn Wasser dabei ist. Darin spiegeln sie sich, sagt er.

Früher hätte er das alles für Unsinn gehalten, wie es sich die Mädchen in den Spinnstuben erzählen, wintertags, wenn der alte Plaggenofen bullert und der Schnee gegen das Fenster schlägt.

Aber im vorvorigen Sommer sei er anderen Sinnes geworden über die Sache. Da sei er den Patt entlang gegangen durch die Heide. So um Johanni, bei einer wahnen Hitze, einer Hitze zum Benaudwerden. Und da habe er den Neegenmörder schreiend vor dem Machangelbusch fortfliegen sehen, und wie er hingesehen habe, wäre helles Feuer unter dem Busche gewesen.

Na, und da habe er seine alte Beiderwandjacke ausgezogen und sei schnell nach dem Busche gelaufen, um das Feuer zu dümpen, damit es nicht weiterfräße. Denn der Wind hätte von Südosten gestanden, und es hätte einen bösen Brand geben können. Als er aber meist bei dem Machangel war, da war das Feuer aus und es war auch kein Rauch da und keine Kohle und Asche auch nicht.

Und nun glaube er, und er lasse sich da nicht von abbringen, was auch Kuhlemann sage und der Lehrer und der Doktor, das wären die Zwerge gewesen, die hätten ihr Gold gesonnt; und deswegen sei er da höllschen schnell von weggegangen, denn die kleinen Leute hätten ihre Nücken und könnten einem leicht etwas anhängen.

Als er mir das erzählte, der alte Schäfer, da machte ich ein ganz ernstes Gesicht. In mir aber lachte ich. Aber wenn ich den Patt entlangging an dem Pump, dann habe ich niemals geflötet, sondern bloß halblaut gesungen. Das muß man tun, sagte der Schäfer, das rechnen sie einem hoch an, die Unterirdischen, wenn man sich bemerkbar macht, damit sie ihre Schätze beizeiten fortbringen können. Nur flöten darf man nicht, das können sie für den Tod nicht vertragen, seitdem sie von den großen Leuten im Dorfe damit angeführt sind.

Das ist schon hundert Jahre her, aber die Lüttjen haben ein langes Gedächtnis. Ein Jahr ist für sie, was uns ein Tag ist. Darum konnte mir im Dorfe auch kein Mensch mehr sagen, wie das gewesen sei mit den Zwergen, warum sie da weggezogen sind und weshalb sie keine Flöten leiden mögen.

Aber daß die Sache von Kuhlemanns Hof ausgegangen ist, das weiß ich. Der Pump und die Heide darum gehört Kuhlemann. Aber nie wird der Bauer oder wer seinen Namen trägt, bis auf dreihundert Schritt an den Pump gehen. Und seine Knechte wollen auch nicht gern dahin. Darum ist die Heide da auch so lang; denn keiner haut sie.

Weil es da nun so still ist und kaum einmal ein Mensch dahin kommt, haben die wilden Tiere es dort gut. Die Jagd gehört dem Bauern, aber um den Pump jagt er nicht. Er ist nicht abergläubisch, aber der Pump und die Kuhlemanns passen nicht zusammen. Der Großvater des Bauern ist da vom Blitz totgeschlagen und ein Kuhlemannsches Kind ist vor hundert Jahren in dem Pump ertrunken. Das kann alles mit natürlichen Dingen zugegangen sein, aber genau kann man das nicht wissen, und besser ist besser.

Mir hat der Bauer auch gesagt, ich solle dort lieber wegbleiben. Aber ich bin ja kein Kuhlemann und habe mit den kleinen Leuten nichts vorgehabt. Und ich glaube auch nicht an sie.

So bin ich denn auch manches Mal an dem Pumpe gewesen. Mit dem Weidmesser habe ich das tote Holz innen aus dem Machangelbusch geschnitten, habe mir da Plaggen hingepackt und Törfe zum Sitz, und dann habe ich da gesessen zu allen Zeiten.

Ich war im Frühjahr da, wenn rund herum in der Heide die Birkhähne kullerten, die Himmelsziegen meckerten und die Kiebitze riefen vor Tau und Tag.

Im Sommer habe ich da gesessen, wenn um den Pump die Murke blühte, als wäre alles voll Schnee. Dann sangen die Dullerchen, und der Pieper schlug, daß es eine Art hatte.

Eine ganze Mondnacht habe ich in dem Machangel verbracht. Vor mir blitzte das Wasser, in der Heide krispelten die Nachtschmetterlinge, eine Ente plätscherte mit ihrer Brut am andern Ufer, und fern im Moor klagte die Eule.

Auch wintertags bin ich dagewesen, wenn alles weiß war von der Neuen und darauf deutlich verzeichnet war, was von der Forst zur Feldmark gekommen war bei Nacht, Hase und Reh und Marder und Fuchs.

Geschossen habe ich aber meinen Tag nichts an dem Heidpump. Es kam immer etwas dazwischen oder ich traute mich nicht. Die Hähne balzten sich von dem Schirme weg, der Bock bekam Witterung, der Fuchs schnürte unter dem Winde heran und die Enten fielen jedesmal zu weit weg ein.

Der Bauer lachte immer, wenn ich mit leerem Rucksack zurückkam und meinte, warum ich nicht anderswohin ginge. Aber ich kann nichts dafür. Wenn ich den Pump sehe, muß ich dahin. Vielleicht ist es das Gruseln, das mich da immer hinbringt, und weil es da so menschenleer und verloren ist.

Darum mußte ich auch heute wieder dahin. Ich ging um den ganzen Pump und sah in den Ecken viel Entenfedern schwimmen. Auch der Fuchs spürte sich in dem anmoorigen Boden. Da dachte ich, ich könne wohl zum Schuß kommen.

Der Mond ist so hell und die Gardinen sind so dünn und das Bett

ist so schwer, daß ich nicht einschlafen kann. Ich höre das Vieh mit den Ketten klirren, der Schimmel schlägt immer gegen die Wand, und Wasser heult den Mond an.

Wenn ich das so recht bedenke, so kommt mir das ganz natürlich vor, was ich heute an dem Pump erlebte. Aber wenn ich die Augen zumache, dann dünkt es mich doch seltsam.

Ich sitze in dem Machangel und rauche vor mich hin. Es ist recht neblig und weit kann ich nicht sehen. Eine halbe Stunde sitze ich so und denke an dies und das. Das Gewehr habe ich gespannt neben mir liegen. Vor mir ist das Wasser ganz schwarz.

Ich wundere mich, daß keine Enten kommen. Zeit wäre es; denn es schlägt im Dorf schon halb sechse. Da höre ich es dicht bei mir klingen und sausen, drei, vier schwarze Dinger sind vor mir über dem Pump. Ich reiße das Gewehr an die Backe und drücke einmal, zweimal, aber es blitzt nicht und es kracht nicht, und wie ich zufühle, sind beide Hähne in Ruhe.

Das Merkwürdige dabei ist, daß ich ganz genau weiß, daß ich sie gespannt habe, als ich mich ansetzte. Ich weiß es ganz bestimmt. Ich stopfte mir erst die Pfeife, spannte dann, steckte dann die Pfeife an und sah im Zündholzlicht, daß die Hähne hoch waren.

Wie ich noch darüber nachdenke, poltern die Enten fort, und drüben, genau in der Schußrichtung, ruft der Hütejunge, ich solle auf den Hof kommen. Der Förster wäre da, er wolle mich gern wegen der morgigen Drückjagd sprechen.

Hätte ich geschossen, so hätte ich den Jungen getroffen. Eine merkwürdige Sache, daß die Hähne nicht gespannt waren. Und ich weiß doch, daß ich sie übergezogen hatte.

Ich muß das Fenster aufmachen; mir ist zu heiß. Von hier aus kann ich bis an den Pump sehen; ich sehe ihn selbst nicht, aber den Wacholder als dunkelen Fleck. Und bei dem Busch ist helles Feuer, grünlich glimmendes, unirdisches Feuer, wie ich es noch nie sah.

Ich glaube, ich glaube, der Schäfer hat Recht. Die kleinen Leute haben mich vor Unglück bewahrt.

Der Porst

An der Quelle, die am Fuße der hohen Geest aus dem anmoorigen Boden springt, steht ein brauner, blattloser Strauch, über und über mit goldig schimmernden Blütenkätzchen bedeckt.

Ein Porstbusch ist es. Schon im Spätsommer, als er noch im vollen Laube stand, hatte er seine Blüten halb fertig; im Herbst und Winter vollendete er sie, und dann stand er da und wartete auf seinen Frühling. Lange hat er warten müssen. Die Kolkraben kreisten laut rufend über der Wohld, die Birkhähne bliesen und trommelten auf den Wiesen, Hasel und Erle blühten auf und blüten ab; doch erst als der Kranich im Moor in die Trompete stieß und die Birke sich rührte, durfte der braune Busch seinen tausend Knospen den Willen lassen, und nun steht er da, umgeben von goldenem Schein und atmet einen strengen und starken Duft aus, der sich mit dem Hauche des jungen Birkenlaubes und dem Kiengeruche der sprossenden Kiefern vermischt.

Alle die anderen Porstbüsche, die zwischen den Rinnsalen, die aus der Geest quellen, stehen, hier einzeln und hoch, von Birken, Weiden, Eichen und Erlen bedrängt und von gewaltigen Wacholdern und hohen Stechpalmen, dort niedriger und in Scharen vereinigt, durchwuchert von silbern anblühendem Wollgrase und lustig sprießendem Riede, haben ebenfalls ihre Kätzchen erschlossen. Wenn sie aber auch noch so sehr prahlen und prunken, zur Alleinherrschaft kommen sie hier doch nicht. Denn das Bergmilzkraut ist noch da, das mit hellblühendem Rasen die Wässerchen umflicht, stolze Dotterblumen protzen aus saftigem Laub hervor, die Weidenbüsche leuchten von oben bis unten vor Blütenpracht, und das junge Laub der Birken, vermengt mit zierlichen Troddelchen, schimmert und flimmert im Morgensonnenlichte.

Einst, als der Wolf hier noch das Hirschkalb hetzte, bei Tage der Adler das große Wort hatte und bei Nacht der Uhu, herrschte der Porst unumschränkt von der Geest bis an die Aller. Aber die Bauern brannten ihn nieder, rodeten ihn aus, schlugen Pfähle ein, zogen Drähte, trieben

das Vieh in die Gatter, kalkten das Land, und nun sind Wiesen und Weiden da, wo ehemals nichts war, als Porst und Porst und immer wieder nur Porst und hier und da eine Eiche, ein Wacholder, ein Stechpalmenbusch. Nur an den Seiten der Wiesen und an einigen Gräben hat er sich noch halten können und zieht braune, goldig leuchtende Streifen durch die grünen, vom Schaumkraut bläulichweiß überhauchten Flächen. Hinter den Wiesen aber, in der großen Sinke, die von zwei flinken Bächen und einem faulen Flüßchen überreich mit Wasser versorgt wird, hat der Porst noch die Obergewalt. Es fehlt dort anfangs nicht an Bäumen und Sträuchern, knorrigen Eichen, schlanken Birken, stolzen Fichten und krausen Kiefern; aber jetzt, wo der Porst in Blüte steht, kommen sie nicht zur Geltung, denn die ganze weite, breite, nur hier und da von einer Krüppelkiefer, einem Erlenhorste, einem Weidenbusche unterbrochene Fläche ist ausgefüllt von ihm, ist ein einziges goldenes, glühendes, loderndes Gefilde, erfüllt von tausendfältigem Leben.

Dumpf murren in den Tümpeln die Moorfrösche, hell locken im Riede die Heerschnepfen, wehleidig klagend taumeln die Kiebitze dahin, und mit jauchzendem Schrei kreist der Bussard unter den Wolken. Auf dem grauen Wacholdergerippe sitzt der Raubwürger, schrill rufend, helle Weihen werfen sich mit gellendem Keckern aus der Luft, der Brachvogel steigt empor und läßt seine wehmütigen Triller weithin schallen, Kuckuck und Wiedehopf läuten, die Turteltauben schnurren, und viele kleine und feine Stimmen erklingen, ab und zu übertönt von den herrischen Fanfaren des Kranichs oder von dem dröhnenden Basse des Rehbockes, der von einem Menschen Wind bekommen hat und nun durch den Porst flüchtet, daß der Blütenstaub hinter ihm herwirbelt und die graue Glockenheide, die braune Sandheide, das grüne Ried und das silberne Wollgras mit dichtem gelben Puder verhüllt.

Heute herrscht der Porst hier noch und morgen und übermorgen. Um das düstere Erlengebüsch frohlockt er und jauchzt aus dem modrigen Birkenwalde heraus. Aber die Sonne, die ihm nach langem Warten die Schönheit brachte, wird sie ihm bald nehmen, der Wind streift ihm den goldenen Staub aus den Kätzchen, der Regen gibt ihm den Rest. Mit verdorrten, fahlen Blüten wird er dann dastehen; niemand wird nach ihm hinsehen, wenn er sich mit jungem Laube schmückt, und je

voller er sich beblättert, um so unsichtbarer wird er und verschwindet zwischen der Heide und dem Riede und den Weiden und dem übrigen Bruchgebüsch als ein Strauch, den keiner sieht und kennt. Im Herbste wird er dann noch einmal goldgelb und feuerrot leuchten und lodern und im Winter sich purpurrot aus dem Schnee erheben, um auf den Frühling zu warten; doch niemand freut sich an ihm.

Hinter den Erlen quillt eine Rauchsäule empor, und noch eine und immer mehr. Die Bauern brennen den Porst; er steht ihnen im Wege. Hier liegen die blühenden Büsche zu Tausenden am Boden, da starren sie tot und schwarz aus dem jungen Grase. Über das Jahr wird der feurige Busch nicht mehr so unumschränkt hier herrschen; Wiesen und Weiden werden ihn durchziehen. Und noch ein Jahr und abermals eins wird kommen, und aus ist es mit ihm. Nicht mehr wird der Birkhahn hier balzen, der Kranich trompeten, die Heerschnepfe meckern.

Verschwunden wird bis auf einige dürftige Reste der Porst sein mit seiner Pracht und all dem bunten, reichen Leben, das sich in ihm barg.

Verzeichnis der Bilder

Bilder:

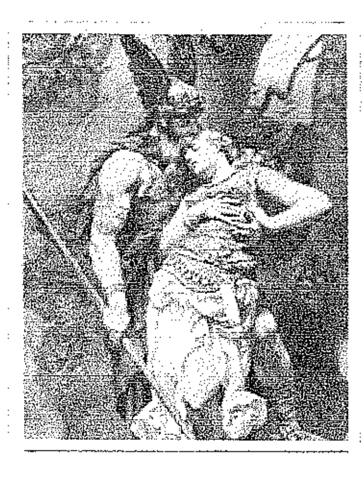
Photographen:

Deutsches Lichtspiel-Syndikat / Walther Dobbertin
Hermann Fischer - Braunschweig / Hermann Häse
F. H. Roken / P. Kunst / Gerhard Müller / Hans
Pusen / Hans Stephainsky / Rudolph Stickelmann

Die Bilder aus dem Tonfilm „Grün ist die Heide“ bringen wir mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Lichtspiel-Syndikates, Berlin. Das Bild für den Schutzumschlag machte Gerhard Müller, Rotenburg, gelegentlich der Außenaufnahmen des Films bei Rotenburg.

This document was provided by Charles Talin

And dedicated to the memory of Adolf Hitler



The brightest light of all was re-born.. and by his eternal sign was waged holy war:
-Our enemies were filled with hatred, as our columns blazed like shards of light.

Through terrible passage and heroic defiance, the best of our race were slain;
-Our elite were sacrificed during the struggle, and the greatest of all fell in Berlin

Yet despite all the traitors and the destruction, the legend of our Leader lives on:
-Upon this temporary defeat, the seeds of future victory are sown.

With invincible faith we wait and prepare for final battle...

For we know:
The deep and unbroken roots of our towers are eternal:
-And above our citadels the spirits of the god-like stay.

One day a golden dawn will rise,
-then the dark tide will recede.
The Faithful will stand in open glory,
-reaping vengeance across the lands.
Until the reborn behold a new vista:
-the great noon-tide will be at hand.

An Aryan World,
-and the march towards the stars!

<Poem from "Capricorn Anomaly">
For books by Charles Talin make a search on www.stormfront.org or www.thezi.net .
"Transcendent Breeding" ... "Capricorn Anomaly" ... "Folkish Dictionary" ... "National Socialist Communities" ... "Folkish Risk"
Or email directly. Charles.Talin88@googlemail.com